HEFT 6 JUNI 1984 5 DM C 4143 E

Konkret

Das Frettchen

ist ein Albino, die farblose Variante des Iltis. Richard v. Weizsäcker ist die farblose Variante des deutschen Bürgers: gebildet, liberal, immer im rechten Wind, ehrenwert und scheinheilig, allzeit und überall bereit, einen guten Eindruck zu machen. Der Bundespräsident, auf den alle gewartet haben

KONKRET-EXTRA

Die Psycho-Okkult-Mafia

Magier von rechts

in konkret Juni 1984

Mitteilung

an Konkret

Amnesie national von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

Angstbeissersyndrom von Sabine Rosenbladt
Ist die »Neue Weiblichkeit« nun auch bei den Bonner Grünen voll erblüht? Berichterstatter, Konkurrenten, Kollegen reagierten auf die grüne Frauenwahl mit heftiger Erregung. KONKRET-Reporterin Sabine Rosenbladt war vor solchen Triebdurchbrüchen gefeit

»Ein Befehl gilt halt in Deutschland noch was« von Ulli Fiedler
KONKRET-Interview mit drei AKW-Saboteuren aus Lüchow-Dannenberg

Das Frettchen von Otto Köhler
Was Richard von Weizsäcker zum Amt des Bundespräsidenten verholfen hat, sind deutsche und soldatische Tugenden: Kameradschaft, Gehorsam und die Fähigkeit, zu jeder Kollaboration bereit zu sein, wenn sie nur dem eigenen Fortkommen dient. Jetzt ist er ganz oben: honorig, staatstragend, vornehm und gut. Eine Amtseinführung von Otto Köhler

Home of the brave

Chile von Warner Poelchau
Er komme, um »die Wirklichkeit des Widerstands zu leben«: Dieses Empfehlungsschreiben gaben Exil-Chilenen dem KONKRET-Autor Warner Poelchau mit auf den Weg in ihre Heimat. Poelchau erlebte den Widerstand - auch am 1. Mai in Santiago

Opportunismus satt von Wolfgang Schneider
Die losen Perspektiven des Peter Glotz für eine »regierungsfähige Linke«

Eine Bank im Grünen von Werner Heine
Die meisten alternativen Wirtschaftsunternehmen in der BRD sind reich an Elan und besonders knapp an Kasse. Sie sind überschuldet und unterkapitalisiert. Jetzt hoffen sie, sich mit einer eigenen Bank selbst zu retten. Werner Heine berichtet über diese Bemühungen

»Auswirkungen auf das allgemeine Preisniveau sind nicht zu erwarten« von Hans-Heinz Heldmann
Es war die SPD, die auf die formidable Idee kam, die »Leugnung und Verharmlosung nationalsozialistischer Gewaltmaßnahmen« von Strafrichtern ahnden zu lassen. CDU/CSU und FDP verlangen nun, daß nach dem geplanten Paragraphen auch bestraft werden soll, wer die an Deutschen bei den Vertreibungen nach Kriegsende begangenen Verbrechen leugnet oder verharmlost. So soll zum ersten Mal in der neueren Rechtsgeschichte ein staatlich gewünschtes Geschichtsbild - Auschwitz ist durch die Leiden der Sudetendeutschen gesühnt - als Rechtsgut durch das Strafgesetz geschützt werden. Hans-Heinz Heldmann, der als Verteidiger nicht nur in Stammheim die Strafjustiz beim Umgang mit Geschichte und Gesetzen beobachten konnte, macht einen besseren Vorschlag:

Die Mörder sind unter uns von Wolfgang Pohrt

Warum eigentlich keine Amnestie? von Sebastian Scheerer

Der häßliche Deutsche: Schriftleiter rechter Gesinnung von Otto Köhler
Von der ganz gewöhnlichen Verfassungswidrigkeit eines bundesdeutschen Verfassungsrichters, der 1941 seinen Doktor machte: Willi Geiger

Konkret-Extra: Die Psycho-Okkult-MafiaVom Aufmarsch der rechten Heilslehrer von Rainer Gohr
Weil sich die verfallende Schönheit ihrer schönen neuen Welt mit rationalen Argumenten immer schlechter anpreisen läßt, greifen die Herrschenden in die Trickkiste alter und neuer Psycho-Kampftechniken. Gurus, esoterische Zirkel, Geheimbünde und neue Sekten bilden einen neuen Kulturbetrieb, der freilich eine »unendliche Geschichte« hat: Sie reicht von den Theosophen über Hitler-Förderer bis zum Pariser »Figaro-Magazin« und dem neuesten deutschen Märchenfilm

Let's Die Again von Diedrich Diederichsen
Talk-Shows und Titelgeschichten, im Herbst `83 auf Lebensrettung abonniert, umkreisen im Frühling `84 ein neues Thema: Sterbehilfe, Nicht für den Wald, der in diesem Fach keinen Nachhilfeunterricht braucht. Sondern der Mensch steht im Mittelpunkt

Frieden & BewegungRückblick und Manöverkritik - gegen das Weichzeichnen und Weichspülen der eigenen Geschichte von Gabriele Goettle
Nichts ist älter als die politische Mode von gestern. Nichts freilich ist andererseits aktueller geblieben als die Möglichkeit, daß nicht die Menschen sich von unhaltbar gewordenen Herrschaftsverhältnissen, sondern diese sich per Atomkrieg von den Menschen befreien. Grund genug, sich auch nach der Niederlage der Friedensbewegung mit ihr zu befassen, zumal mit den skandalösen Fehlern, die sie gemacht hat.

Yves Montand von Wolfgang Pohrt
und der Dünkel der westdeutschen Linken

Problemproblematik von Frieder Faist
Frieder Faist deckt die zeitlose Dramaturgie des deutschen Fernsehspiels auf

Kulturvergötzung von Wolfgang Pohrt
Kolumne

Zwei Finger unterm Nabel von Christian Rentsch

Messer für Pappi von Sabine Bredy
Plattentips

Bericht an eine Akademie von Horst Tomayer
Horst Tomayers liebe Grüße an die Erfolgslyrikerin Kristiane Allert-Wybranietz

Hundert Jahre Deutsch-Südwest von Wolfgang Pohrt
Die aktuellen Schreckensbilder aus den Hungerregionen der Erde haben eine Vorgeschichte. Der deutsche Beitrag dazu war knapp, aber von beispielgebender Wirkung

Notizen

Film: Dr. Medeas Rache von Maggy Drolshagen
Nach Ula Stöckls Film »Der Schlaf der Vernunft« lernt man den Innenminister schätzen

Film: Liebe, Tod und das verdammte Zeug von Norbert Grob

In dem Mutter-Tochter-Melodram »Zeit der Zärtlichkeit« ist der Zuschauer mit Kopf und Bauch dabei: Entweder heult man, oder man kotzt

Film: Film des Anstoßes von Karl Kessler

»Der Aufenthalt«, ein Film des DDR-Regisseurs Frank Beyer, kommt nun auch bei uns in die Kinos

Film: Beziehungskiste aufgeklappt von Michael Kunitzsch

Unernst und umständlich wie der Titel ist Helke Sanders neuer Film »Der Beginn aller Schrecken ist Liebe«

Bücher: Gesamtgesellschaftliche Übermutter von Ursula Maria Ort

Barbara Sichtermann: Weiblichkeit. Zur Politik des Privaten. Wagenbach Verlag 1983, 160 Seiten, 12 Mark

Bücher: Bestechende Logik von Hermann L. Gremliza

Wolfgang Pohrt: Kreisverkehr, Wendepunkt - Über die Wechseljahre der Nation. Edition TIAMAT, 1984, 174 Seiten, 14 Mark

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 06/84, S. 3

Mitteilung

1. Gut Ding will Weile haben, bös Ding braucht lange Weile, die längste Langeweile hat der Fall Langemann - in jeder Beziehung. Die dicken Couverts mit den Zeitungsausschnitten, in denen die Bürgerpresse á propos Langemann von KONKRET Notiz nimmt, hängen uns nicht nur zum Briefkasten raus. Auch die Erkenntnis, daß es einen »Tölzer Kurier«, eine »Chiemgau- Zeitung«, einen »Mühldorfer Anzeiger« undsofort tatsächlich gibt, wird, wiederholt gewonnen, nicht lustiger, als es die ganze Affäre war. KONKRET hat, das war Chronistenpflicht, vor zwei Jahren enthüllt, wie der Bundesnachrichtendienst (BND) sein Geschäft betreibt - nämlich wie erwartet: illegal und (wie) geschmiert. Im Gegenzug haben die Hüter der konspirativen Gesetzlosigkeit erstmal die KONKRET-Redaktion überfallen, und jetzt machen sie Langemann den Prozeß vorm Bayerischen Obersten Landesgericht in München. Wenn da noch unbekannte Schweinereien rauskommen, wird KONKRET drüber berichten. Selbst wenn Generalbundesanwalt Kurt Strebmann der einzige Leser ist, den wir mit ein paar Langemann-Papierchen noch aufregen können - auch kleinste Minderheiten wollen bedient sein.

2. Enthüllender als der Fall Langemann ist der jetzt ergangene Beschluß des Hanseatischen Oberlandesgerichts Hamburg über den Antrag des früheren KONKRET-Chefredakteurs Manfred Bissinger auf »Entschädigung für Strafverfolgungsmaßnahmen«. Nachdem der Generalbundesanwalt die Ermittlungsverfahren gegen Bissinger und den KONKRET- Autor Jürgen Saupe wegen des Verrats von Staatsgeheimnissen eingestellt hatte, war Bissinger so frei gewesen, den ihm durch Rebmanns Einsatzkommando entstandenen Schaden einzuklagen. Da war er aber bei den Hamburger Richtern an die Rechten gekommen: Bissinger habe »den Verdacht der unbefugten öffentlichen Bekanntmachung von Staatsgeheimnissen... dadurch auf sich gezogen, daß er als verantwortlicher Chefredakteur der Zeitschrift KONKRET eine Artikelserie Veröffentlicht hat, die nach Aufmachung und Inhalt dazu herausforderte, auf ihre strafrechtliche Bedeutung überprüft zu werden.« Und dann stickte das Gericht diese goldenen Worte auf Bissingers Sofakissen: »Der Strafsenat hat keinen Anlaß anzunehmen, daß (Bissinger) das hohes politisches Gespür und Vertrauenswürdigkeit erfordernde Amt des Sprechers des Senats der Freien und Hansestadt Hamburg erhalten und übernommen hat, ohne die Fähigkeit zu besitzen oder in diesem Amt zu entwickeln, ihm später angediente amtliche Unterlagen des Bundesnachrichtendienstes auf die Gefahrenträchtigkeit ihres Inhaltes und dessen Preisgabe zu messen.« Bissinger habe also die gegen ihn gerichteten »Strafverfolgungsmaßnahmen, die Durchsuchung, danach Beschlagnahme, auch in vorwerfbarer Weise herbeigeführt«, er habe sie »grob fahrlässig verursacht« oder, um letzte Mißverständnisse zu beseitigen: Bissinger hat das BKA selbst auf sich und KONKRET gehetzt; er war selbst schuld und muß selbst bezahlen.

3. Ohne Zusammenhang: Nachdem der Pianist Karlrobert Kreiten vom Volksgerichtshof wegen einer »defätistischen Äußerung« zum Tode verurteilt worden war, erhielt seine Mutter eine Rechnung von 639,20 Reichsmark für die Kosten der Hinrichtung. Kreiten hatte die Strafverfolungsmaßnahmen grob fahrlässig verursacht.

4. »Wir laufen frei rum und Schult sitzt«, schrieb Peggy Parnass in KONKRET 1/84. Peter Schult litt unheilbar an Krebs, seine Richter bestanden dennoch auf Strafvollzug. Jetzt, ein paar Monate später, ist Peter Schult tot. Sie sind wirklich nicht aus der Übung gekommen.

3. Die vier Monate, in denen Wolfgang Pohrt den Kulturteil von KONKRET redigiert hat, sind um. Auf Pohrt folgt, für die nächsten drei Monate, Hermann Peter Piwitt, ihm wird Christel Dormagen folgen. Das Experiment »Autoren-Redakteur« verspricht für die Redaktion genau so spannend zu werden wie - hoffentlich - für die Leser.

Konkret 06/84, S. 5

an Konkret

Keine Perspektive

KONKRET 5/84: »C'est bon pour le moral« - Jan-Philipp Sendker über den Aufstand der Arbeiter in Longwy

Im Mai-Heft sind mir ein paar Sachen ganz gewaltig aufgestoßen. Nehmen wir z. B. den Artikel über die Stahlarbeiter in Lorraine - faktenreich, gut geschrieben, fast alles drin. Nur: was soll der Satz am Schluß: »Und wenn sie Kampf sagen, meinen sie nicht das Sammeln von Unterschriften«? Das ist ja denn doch ein bißchen platt, auf die französischen Stahlarbeiter zu verweisen und beim Anblick der bundesdeutschen Realität die revolutionären Tränen rollen zu lassen. Wie wär's denn mal mit dem Versuch einer Erklärung, warum auch Unterschriftenlisten ihre Berechtigung haben können, und wann sie sinnvoll sind. Ich hoffe ja nicht , daß Ihr irgendwann mal einen Artikel schreibt mit der Überschrift: »Warum wirbt die Gewerkschaft nicht mit Molotow-Cocktails für die 35-Stunden-Woche«. Wirkungsvoll ist eine Politik immer nur dann, wenn sie den Bedingungen Rechnung trägt und das größtmögliche erreicht, oder?!

HANS BÜCHEL

AACHEN

Es ist schon hinreißend schlau, wie J. P. Sendker angesichts der Auseinandersetzungen in und um Longwy alte Nationalitäts-Streitigkeiten definitiv löst. (Bei wem bestanden denn noch diesbezüglich Zweifel?) Zweifel bestehen allerdings bei mir, ob einer sich selbst als links verstehenden Zeitschrift angemessen ist, einen mystischen Nationalcharakter als Ursache bestimmter Verhaltensnormen anzusehen. Diese Mystifikation liegt auf Sommer-»Zeit«-Niveau. Von einer sozialistischen Zeitschrift erwarte ich, insbesondere bei einem solchen Thema, eine fundierte Gesellschaftsanalyse. Davon ist in diesem Artikel nichts vorhanden. Die Straßenschlachten und Barrikaden in Longwy haben sicher die romantischen Gefühle des Reporters Sendker auf das beste befriedigt. Aber es gibt noch etliche Eimer Wasser, die man in seine dünne Essenz schütten kann. Es ist ja nicht so, daß die Formen der Auseinandersetzungen in Longwy originär proletarische sind. In Frankreich protestieren Transportunternehmer, Klein- und Großbauern und Gegenreformer ebenso. Diese Kräfte als Bündnispartner des Proletariats zu definieren, dürfte schwerfallen.

Wenn ich mir aber in Erinnerung rufe, daß vor einigen Monaten Talbot-Arbeiter mit Eisenstangen auf ihre ausländischen Kollegen losgegangen sind und die Perspektivlosigkeit der Barrikaden in Longwy betrachte, die Sendker ungewollt dokumentiert, drängt sich der Verdacht auf, daß diese Kollegen nach dem vorprogrammierten Mißerfolg ihrer Aktionen auch einem Chirac oder gar Le Pen auf den demagogischen Leim kriechen könnten. Die Gewerkschaften im DGB haben zwar manche Schwäche, institutioneller und theoretischer Art. Sie sind sozialpartnerschaftlich gebunden, wie alle Gewerkschaften in den westlichen Industriestaaten. Andere Gewerkschaften, z. B. die französischen, mögen dies durch permanenten Theaterdonner besser verschleiern. Was zählt, sind die gesellschaftlichen Gestaltungsmöglichkeiten der Gewerkschaften. Darum geht es bei der Auseinandersetzung um die 35-Std.-Woche. Das ist vielleicht nicht so spektakulär und romantisch, wie sich J. P. Sendker das wünscht, aber trotzdem Klassenkampf.

OTTO SUNDT

BRAUNSCHWEIG

Moralisierend

KONKRET 5/84: »Die Sau rausgelassen« - Leserbriefe zum Thema Türkenwitze

Die schlimmen Ausfälle in der April-Ausgabe (Türkenwitze) haben in der Mai-Ausgabe kein Wort des Bedauerns erfahren. Ich glaube, ihr wolltet damit die Auflage steigern. Diesen Eindruck bekommt man, denn KONKRET im April ist ein ideales Nachschlagewerk für Neonazis.

A.RADTKE

HANNOVER

Manche Leser haben sich bei Ihrem Artikel »Türkenwitze - Deutscher Humor« so empört, daß sie das Abonnement kündigten. Hoffentlich fühlen sie sich noch stark genug, um auch ihre Staatsangehörigkeit zu kündigen, nachdem sie folgendes gelesen haben:

»Türken raus« keine Volksverhetzung

Karlsruhe (ddp) Nach einer Grundsatzentscheidung des Bundesgerichtshofs (BGH) in Karlsruhe erfüllen die mit einem Hakenkreuz versehenen Parolen »Türken raus« nicht den Tatbestand der Volksverhetzung, Als strafbare Aufforderung zur Gewaltanwendung gelte nur der Ruf »Juden raus« (Az. 3 StR 36/84).

Aus der »Westfälischen Rundschau« vom 3.5.1984

Den Neonazis auf die Fresse hauen? Ja, aber nicht nur den Neonazis.

GIANNIS FRESAS

HAGEN

Der gute deutsche Linke wehrt sich gegen Türkenwitze durch die Selbsttäuschung des Nichtvorhandenseins. Ich habe diese 52 »Witze« gelesen. Ich glaube, jeder hat ab und zu mal so einen Witz gehört, vielleicht sogar geschmunzelt, und dann den Kopf eingeschaltet; wie schrecklich das doch ist. Es war notwendig, diese 52 menschenverachtenden »Witze« aneinanderzureihen und aus der Zufälligkeit eines Spaßes herauszuholen.

MICHAEL WALTER

STUTTGART

Tief gesunken

KONKRET 5/184: »Tugendterror« - Diedrich Diederichsen über Horrorvideo

Originalität kann man D. Diederichsens Artikel über die Zombie-Kultur vielleicht noch zugestehen, wenn auch der Ansatz, die Einstellung zu einem Phänomen an der der Rechten zu orientieren, nicht mehr so originell ist. Wie aber diese Einstellung hergeleitet wird, mutet dann doch mehr als befremdend an.

Daß Horror-Videos der Aufstand des Unbewußten gegen die Verdrängungsmechanismen des amerikanischen oder kapitalistischen bürgerlichen Systems ist, wird nicht dadurch glaubhafter, daß es in diesen Horrorstreifen gleich reihenweise solche Bürger erwischt. Denn der Konsument dieser Massenproduktion ist der (zukünftige) »Normalbürger«, und ihm soll der mehr oder minder wohlige Schrecken über den Rücken laufen, was nicht geschieht, wenn sich Zombie-Unmut gegen Penner oder Bankiers richtet. Und im Zweifelsfall wird genau dieser Videokonsument auch seinen Kollegen fachgerecht zerlegen (was natürlich sehr selten geschieht) und nicht den, der für seine Lage verantwortlich ist. Die Erkenntnis, daß auch so durchorganisierte kapitalistische Systeme, wie man sie heute antrifft, Widersprüche zeitigen, sollte eigentlich klar sein. Daß also Filmkonzerne mit etwas Geld machen wollen, was nicht unbedingt in das Schema Ruhe und Ordnung paßt, beweist noch lange nicht, daß alle, die gegen diesen Müll sind, mit den Herrschenden konform und die für ihn sind, Revolutionäre sind. So berechtigt die Kritik an der Verlogenheit bürgerlicher Kreise ist, so falsch ist die Solidarität mit Menschenfressern!

PETER STOLLE

MARBURG

Neuerdings kann man in KONKRET Solidaritätsentbietungen mit Menschenfressern lesen, nur weil eine Fernseh-Punk-Miko den alternativen Moralapostel spielt! Tiefer kann man wohl nicht sinken. Ihr solltet Euch lieber mal darum bemühen, das Problem Horror-Video adäquat zu behandeln. Ein ganz brauchbares Stichwort fällt ja schon in diesem »Tugendterror«-Müll: Überbau. Welche Basis hat sich denn diesen Horror-Überbau geschaffen, um die Menschen an Brutalität zu gewöhnen? Bei Diedrich Diederichsen scheint's ja schon Erfolg gehabt zu haben, wenn er schon »Solidarität entbietet«. Demnächst vielleicht auch bei den »Motorsägen- und Hackebeil-Epen«, die gerade in Nicaragua gedreht werden? Die Nicas z. B. haben anderes zu tun, als sich an Menschenfressern aufzugeilen oder über »liberale Kulturscheiße« zu philosophieren.

Das ist schon ein trauriges Bild, was Ihr da abgebt. Wenn Ihr so weitermacht, seid Ihr bald, ohne es zu merken, vor blinder Opposition gar nicht mehr so weit weg von dem Überbau. »der dann eben doch alle Bundestagsparteien eint.« »Dabei wissen wir doch: Auch der Haß gegen die Niedrigkeit verzerrt die Züge.«

JÖRG ZIMMER

LOTTE-HALEN

Es ist schon eine Glanzleistung, wie Ihr es fertigbringt, Gegner von Horrorvideos auf eine Ebene mit Heiner Geißler oder der »Bild«-Zeitung zu stellen. Seid Ihr bei CSU-Stoiber in die Schule gegangen? Der kann auch schön irgendetwas hindrehen wie er es braucht.

JÖRG DEMMHÖFER

WICKLESGREITH

Diederichsen versucht, kulturimperialistisch inszenierte Modewellen in Richtung Fortschrittlichkeit (»ein Umsturz von unten«), massenpsychologisch verbrämt, umzudeuten. Gleichsetzung von linker, emotionaler Kritik, die aber durchaus wissenschaftlicher Begründung entspringt, mit rechten Auseinandersetzungsformen, die inhaltlich im »gesunden Volksempfinden« wurzeln. Reduzierung des Inhalts auf die Form. Originalität um jeden Preis, damit man ja nicht aus dem Gespräch kommt. Es könnte ja der Karriere schaden!

STEFAN JUNG

HAMBURG

Neu-linke Orientierung

KONKRET 5/84: Mitteilung zur DKP-Anzeige

In Ihrer Mitteilung werfen Sie die DKP prima mit allen Kommunisten in einen Topf. Herzlichen Glückwunsch! Wenn Sie gut umrühren, kommt vielleicht die »neu-linke Orientierung« heraus, die Till Meyer so vermißt - Mahlzeit! Über diese Orientierung sagen die poppigen Buttons - mit denen die DKP wirbt - genug. Daß es auch ein paar Kommunisten gibt, die ausgesprochen nicht »DKP-orientiert« sind, sollten Sie eigentlich wissen, zumal einige ihrer Vertreter auch für Ihre Zeitung schreiben. Die paar Genossen opfert man gern für die Solidarität mit »den Kommunisten und ihrer Partei«, und es macht ja auch nichts aus, auf den permanenten Revolutionären wird ohnehin permanent herumgeknüppelt, nicht zuletzt von *den* Kommunisten und ihrerPartei. JÜRGEN ROMEIKE

HAMBURG

Bezeichnend, daß Euch Skrupel bei einer Anzeige der DKP, einer Partei, die stets um Einheit und Stärke von Friedensbewegung und Gewerkschaften kämpft, kommen, nicht aber bei der inzwischen dritten Anzeige der »Marxistischen Studentenzeitung (MSZ)«, die nichts Besseres zu tun hat, als in jeder Ausgabe aufs neue ebendiese Friedensbewegung und Gewerkschaften auf mieseste Art zu diffamieren und zu verhetzen.

BORIS GRÖHNDAL

MARBURG

Mich stört die DKP-Anzeige in KONKRET nicht. Ich bin 50 Jahre alt, Arbeiter, arbeitslos, seit einigen Jahren ständiger KONKRET-Leser. Ich gehöre keiner Partei an. Ich finde es richtig, daß sich die Linken nicht von der »öffentlichen Meinung« auseinanderdividieren lassen. Die überwältigende Mehrheit der bundesdeutschen Bürger wird von den Massenmedien und den Politikern wie Marionetten an unsichtbaren Fäden geführt. Die Leute glauben, sie tun etwas Verbotenes, wenn sie eine linke Zeitung anfassen. Man muß den Leuten nur oft genug erzählen, daß Kommunismus etwas ganz Schlimmes ist, und wenn das Politiker verschiedener Parteien tun, dann glauben die Leute es zuletzt felsenfest.

HORST FANGMEIER

LENGERICH

Muffköpfchen

KONKRET 5/84 »Kameradschaftswitz Heinz Erhardt« - Dietrich Leder über die »Lachkanone Nr. l«

Ich darf mich nun also auch zu jenen fragwürdigen intellektuellen Muffköpfen zählen, die an langen Abenden nichts Besseres zu tun haben, als sich zusammen mit etlichen Angehörigen des studentischen Volkes quadratische Biergesichter und auslaufende Fettberge anzusehen. Dietrich Leder sei gedankt, jetzt weiß ich endlich, was mir als Kino-Gänger bislang entgangen ist, nämlich die unmittelbare Bedrohung, die von Heinz Erhardt und seinen Filmen ausgeht. Darauf, daß bei Lustspielfilmen der 50er Jahre der Faschismus quasi durch die Hintertür hereinspaziert kommt, wäre ich beim besten Willen nie gekommen. Die Tatsache, daß sich hinter dem vergnüglich schmunzelnden Heinz Erhardt eigentlich der

Kommentator der Nürnberger Rassengesetze verbirgt, nein, auch bei dieser Erkenntnis fühlte sich mein irregeleitetes Muffköpchen überfordert.

Langer Rede kurzer Sinn: es geht mir nicht um eine generelle Ehrenrettung des (zugegebenermaßen oft seichten) Komikers Heinz Erhardt, wohl aber darum, daß es auch im Zeitalter der Wende möglich sein muß, an den Filmen, Sketchen und Aphorismen dieses Mannes sein Vergnügen zu haben, ohne gleichzeitig von nahezu krankhaften Faschismus-Assoziationen geplagt zu werden. Heinz Erhardt hat sich selbst nie für einen Geistesriesen gehalten, und doch steckt in. E. in vielen seiner Texte mehr Witz und Gedankenschärfe als in manchem KONKRET-Kulturteil.

DETLEF DAHLSTROM

OLDENBURG

Konkret 06/84, S. 8

Hermann L. Gremliza

Amnesie national

Helmut Kohl war für Amnestie und gegen Streik. Und was ist? Es wird nicht amnestiert, aber es wird gestreikt. Keiner hört auf ihn.

So schnell kann doch die solide Mehrheit, die noch vor Jahresfrist den Kanzler wählte, sich nicht verflüchtigt haben - die Kleinbürger, die eine geistig-moralische Wende sehen wollten, und die Arbeiter, die nach mehr Leistung und weniger Ansprüchen lechzten. Da kann nur Betrug und Lüge im Spiel gewesen sein, mehr als H. Kohl »in dreißig Jahren politischer Tätigkeit je erlebt« hat. Man hat ihn, scheint's, einfach reingelegt.

Dabei waren es gar nicht die Sozis, die den Kanzler im festen Glauben ließen, der deutsche Arbeitsmann werde jubeln, wenn er hört, daß die Forderung nach der 35-Stunden-Woche »dumm und töricht« sei, und der Kleinbürger atme erleichtert auf bei der Versicherung, unbescholtene selbstlose Spender, die doch die Wende erst finanziert hatten, sollten nicht mit arbeitslosen Ladendieben und türkischen Messerstechern gleichgestellt werden. Wer den Kanzler so in die Irre führte, das waren seine besten Freunde, die fürs Beobachten und Interpretieren des Volksempfindens angestellten Demoskopen, Journalisten und Parteifunktionäre. Alle anständigen Deutschen, hatten sie gesagt, wollten mindestens vierzig Stunden in der Woche arbeiten und keinen braven Handwerksmeister in den Knast geworfen sehen. Was die Arbeitszeit anging, gab es sogar mehrere Umfragen, die eindeutig bewiesen, daß siebzig und mehr Prozent der Lohnarbeiter, ja sogar eine Mehrheit der Gewerkschafter von den 35 Stunden gar nichts hielten.

Und waren die Argumente des Kanzlers nicht erstklassig, bestens geeignet zur Befriedigung des tiefdeutschen Verlangens, daß Politik nicht zweckmäßig, wohltätig und nützlich zu sein habe sondern edel, schmerzhaft und moralisch erhebend? Durfte nicht erwartet werden, daß die Parole »Mehr Leistung - weniger Ansprüche« ein Echo finden würde wie einst »Gold gab ich für Eisen« und »Butter oder Kanonen«? Fürchteten nicht selbst ergraute Gewerkschaftsführer, daß ihnen die Arbeiter davonlaufen könnten?

Nur wenige, hüben wie drüben, hatten den Kopf oben behalten. Das »Handelsblatt« beispielsweise, eine Zeitung, auf deren Informationen das Kapital Entscheidungen stützt und die deshalb anders als etwa die »Welt« oder die »Frankfurter Allgemeine« das Wünschenswerte vom Wirklichen trennen muß, analysierte genauer als die Gewerkschaftspresse:

Monatelang hatte Gesamtmetall versucht, durch demoskopische Umfragen den Nachweis zu erbringen, daß die Basis der IG Metall die Tarifforderungen ihrer Organisation kategorisch ablehne. Die Arbeitgeber waren sogar naiv genug, durch Briefe und Plakate an ihre Belegschaften zu appellieren, die Loyalität gegenüber ihrer Gewerkschaft durch ein »Bekenntnis zur Vernunft« zu ersetzen. Die Strategie von Gesamtmetall war tatsächlich von der Erwartung bestimmt, daß diese Politik der Entfremdung erfolgreich sein könne... Es wäre besser, wenn die Nutzlosigkeit solcher Anstrengungen von den Arbeitgebern bald eingesehen würde. Jeder altbewährte Ehemann wird, unter vier Augen befragt, einräumen, daß ihm auch ein Leben mit Ingrid Steeger durchaus hätte angenehm sein können, wenigstens zuweilen. Aber wird er sich ob solcher Eingeständnisse scheiden lassen? Im Gegenteil...

So klar kann man sehen, wenn man sich nicht in die Ideologie von Sozialpartnerschaft und Gemeinwohl eingenebelt und selbst schon zu glauben begonnen hat, was man doch den andern nur vormachen wollte: daß Antworten an der Wohnungstür oder gar das Kreuzchen hinter einer Folge von Großbuchstaben mehr bedeuteten als die unverbindliche Meinung zu einer peripheren Frage. Als würden von Demoskopen oder gar bei Wahlen der politische Wille und die gesellschaftlichen Interessen der Mehrheit ermittelt und nicht nur Reflexe auf Entscheidungen und Parolen gesammelt, die von einem fremden Willen und fremden Interessen formuliert sind. Es bedarf wohl des souveränen Klassenbewußtseins einer Kapitalisten-Zeitung, um die Werbung für das »Bekenntnis zur Vernunft« als Mittel einer »Politik der Entfremdung« zu enthüllen; und die Willensbildung einer bürgerlichen Demokratie, in der alle Staatsgewalt vom Volke ausgeht wie der Butterberg von der Kuh, als das zu begreifen, was sie ist: ein Ritual, das die Herrschaft der Minderheit über die Mehrheit durch Meinungsfreiheit sichert. Wer meint, sündigt nicht, streikt nicht, kämpft nicht.

Bürgerliche Demokratie ist, wenn das Individuum vom Fernsehen aufsteht und ankreuzt, was ihm angeboten wird; wenn die Mehrheit die Fragen, auf die sie antworten soll, nicht stellen darf. Demokratie wäre, wenn das Gesellschaftswesen Mensch mit seinen Genossen über Fragen entscheidet, die sie sich stellen, mit deren Inhalten sie leben und deren Konsequenzen sie kennen. Den Helmut Kohl hat der Arbeiter von Daimler-Benz vorm Jahr zum Nulltarif gewählt; sein Ja zum Streik kostet ihn pro Monat durchschnittlich 700 Mark (das ist die Differenz zwischen Nettolohn und Streikgeld der IG Metall). Frage: Wann hat er die Wahrheit gesagt?

Die regierende SPD war an diesen Unterschied oft lästig erinnert worden, wenn sie den Willen des Kapitals (»der deutschen Wirtschaft«) in die Meinung einer Arbeiterpartei kleiden mußte; die Konflikte und Anstrengungen, die das

bedeutete, erhielten ihren Führern immerhin das Gefühl dafür, daß solche Politik nur mit großer Vorsicht und mit sichtbar geschwollener sozialer Krampfader an den Mann zu bringen war. Der jetzigen Regierung, die in ganz anderem Sinne »der Ausschuß der herrschenden Klasse« ist, welche durch dieses Kabinett dritter Wahl hindurchregiert, ist solche Ahnung (und folglich auch die Vorsicht) fremd. Kohl und Genscher halten die allgemeine Zustimmung zu ihren moralisierenden Meinungen tatsächlich für ein Zeichen der Übereinstimmung mit den Interessen, die ihre Politik vertritt.

Und also fallen sie immer mal wieder auf die Schnauze. Jeder Sozialdemokrat hätte ihnen sagen können, daß sie mit ihrem Amnestiegesetz nicht durchkommen würden (die Genossen hatten ja 1981 selbst mal dran gedreht, aber doch rechtzeitig die Finger davon gelassen). Daß das breite Bravo zu der Predigt, ordentliche Finanziers dürften nicht kriminalisiert werden wie Hausbesetzer, spätestens dann abebben und bei den Kleinbürgern einem Blutrausch weichen würde, wenn diese, leidend unterm Finanzamt wie weniger Deformierte unterm Ödipus, entdeckten, daß besseren Leuten geholfen wird und wie. (Obwohl doch nichts Wichtigeres geplant war, als einer Gang, die in den letzten zwölf Monaten Rentner, Behinderte, Arbeitslose um Milliarden beraubte, ein Bußgeld von jeweils ein paar hundert oder tausend Mark zu ersparen, anstatt Al Capone dafür zur Rechenschaft zu ziehen, daß er in der Einbahnstraße geraucht hat.)

Von der SPD, die in der Opposition regeneriert (um nicht zu sagen: vollends verblödet), wurde der Vorwurf erhoben, hier sei »ein schlimmer Anschlag auf das Rechtsbewußtsein unseres Volkes« vorbereitet worden. Auch vom »Rechtsempfinden« war die Rede, was der Sache schon näher kommt und jeden weiteren Anschlag wünschenswert macht. Dieser schon hat mehr Einsichten in das System des Klassenrechts vermittelt als vierzehn Jahre sozialdemokratischer Rechtspolitik inklusive Kontaktsperregesetz und Berufsverbot. Mehr davon!

Konkret 06/84, S. 10

Nachrichten

Muß sein

600 Mark Geldstrafe hat ein Münchner aufgebrummt bekommen, weil er sich im September des vergangenen Jahres erdreistet hatte, zum dritten Jahrestag des Oktoberfest-Attentates zusammen mit 25 anderen Bürgern eine Mahnwache abzuhalten, ohne diese Versammlung unter freiem Himmel auch ordnungsgemäß anzumelden und nicht eher zu mahnen, als das städtische Ordnungsamt die Genehmigung dazu erteilt hatte.

Knast AG

Die Vorreiter des real existierenden Kapitalismus weisen hiesigen Privatisierungsexperten in den Reihen der CDU-CSU-FDP wieder einmal den Weg in bisher noch kaum geahnte Möglichkeiten: In nicht weniger als 20 US-Staaten wird gegenwärtig über die Übernahme der staatlichen Gefängnisse durch private Firmen verhandelt. Für 24 Dollar übernimmt beispielsweise die »Amerikanische Strafvollzugs-Aktiengesellschaft« - die in diesem Jahr erstmals einen Gewinn in ihrer Bilanz ausweisen konnte - alles, was ein Gefängnis so zu bieten hat. Das ist nicht viel. Kritiker des freien Unternehmertums im Strafvollzug kritisieren dann auch schon, daß die Verpflegung und die medizinische Versorgung nicht gerade großartig seien. Tom Beasley, jetzt Präsident der Knast-AG, einst Vorsitzender des Republikaner in Tennessee, gesteht zwar ein, daß alles ein wenig »primitiv und unbequem« sei, aber das ficht ihn nicht an: »Ich dachte, es ist eine interessante Aufgabe, das Problem der Überfüllung der Gefängnisse durch Privatinitiative zu lösen und gleichzeitig einen Haufen Geld zu verlieren.«

Pressepower

Die Macht linker und alternativer Presse hierzulande wird regelmäßig vorgeführt, wenn die Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern, kurz: IVW, ihre Quartalsberichte auf den Tisch legt. Demnach ist im 1. Vierteljahr '84 die durchschnittlich verkaufte Auflage der Tageszeitungen auf nunmehr 24,85 Millionen Exemplare zurückgegangen. Die »taz« mit ihren 35.000 verkauften Exemplaren hält da satte 0,140845 Prozent.

Sämtliche Zeitschriften - von den Wochenzeitungen bis hin zu den Kundenzeitschriften - brachten es auf 124,3 Millionen Exemplare je Ausgabe. KONKRET powert da kräftig mit: 83.000 verkaufte Exemplare machen einen Anteil von 0,066774 Prozent aus. Trost: der linke Meinungsterror weitet sich weiter aus - auf der sechsten Stelle hinter dem Komma.

Souvenirs

Seit dem 8. Mai schon feiert Frankreich das »Jahr des Widerstandes und der Befreiung«. Ein Höhepunkt wird die Feier zum 40. Jahrestag der Landung der Alliierten am 6. Juni 1944 in der Normandie sein: Mitterrand, Reagan und auch die Königin von jenseits des Kanals wollen kommen. Der Souvenirhandel blüht bereits. Ein Weinhändler aus Caen hat nicht nur 5.000 Flaschen Wein mit Etiketten in den Farben der Kandier, Franzosen, Engländer und US-Amerikaner den Gaststätten der Region angeboten, sondern mittlerweile auch zwei Tonnen Sand vom Landungstrand in handliche Säckchen umgefüllt: 250 Gramm des historischen Geländes kosten elf Franc.

Angefackelt

Gerade erst hatte die bundesdeutsche Arbeitsgemeinschaft Selbständiger Unternehmer - abgekürzt und von hinten gelesen USA - mit allem Nachdruck von der Bundesregierung gefordert, den arbeitslosen und folglich nur herumlümmelnden Türken die Aufenthaltsrechte drastisch zu beschränken, da haben in Saarbrücken schon drei junge Männer ihre Lösung des Türken-Problems in der BRD praktiziert. Die drei machten sich über einen 13jährigen Türken her, drehten ihm die Hände auf den Rücken, übergossen die Hände aus einem mitgeführten Kanister mit Benzin und zündeten den Jungen an den Händen an. Er konnte sich selbst löschen.

Es tötet

In Belgien sterben mehr Menschen durch die eigene Hand als im Straßenverkehr. Mit jährlich 2.000 Selbstmorden nimmt das Königreich hinter Dänemark den Spitzenplatz in der Europäischen Gemeinschaft ein. Psychologen und Psychiater sind sich einig, daß die Dunkelziffer noch weitaus höher liegt. Der wichtigste Faktor für die Häufung der Selbstmordrate ist, so

nehmen Experten an, die Wirtschaftskrise. Die Arbeitslosenquote liegt in Belgien bei 15 Prozent, die höchste in der EG. 33 Prozent der Arbeitslosen sind unter 25 Jahre; in dieser Altersgruppe hat sich die Zahl der Suizide in den letzten zehn Jahren um 140 Prozent erhöht.

Abgespeist

Mit laschen 4.500 Dollar je Mann haben sich die 40.000 US-Veteranen abspeisen lassen, die während des Vietnam-Krieges mit dem dioxinhaltigen Entlaubungsmittel Agent Orange in Berührung gekommen waren. Auf diese Summe einigten sich die Rechtsvertreter der Veteranen und die sieben Herstellerfirmen dieses Giftes in einem außergerichtlichen Vergleich, ehe der Prozeß gegen die Firmen eröffnet wurde. Mit den jetzt bereitgestellten 180 Millionen Dollar sollen die Behandlung der Opfer und die Versorgung ihrer Ehefrauen und Kindern sichergestellt werden.

Ernte '84

Wer schnell eine neue Niere braucht, muß schon Kreisky heißen. Das Angebot in diesem Bereich der Medizin hält noch längst nicht Schritt mit der ständig steigenden Nachfrage. Der US-amerikanische Mediziner Dr. H. Barry Jacobs hat einen Ausweg aus diesem Engpaß ersonnen: Den immer noch fremden Wilden soll es gar nicht mal so sehr ans Leben gehen, sondern vorrangig an die Nieren. Vorzügliches Menschenmaterial stände und liefe in den Ländern der Dritten Welt ungenutzt herum. Jacobs plädiert dann auch für den freien Handel der Organe zu Preisen, die weit unter dem liegen, was man ansonsten in den Industriestaaten der Ersten und Zweiten Welt zu zahlen hat. Noch zögern die US-amerikanischen Chirurgen, den Wegweisungen des Dr. Jacobs auch zu folgen - aus ethischen Gründen, versteht sich -, aber auch dafür hat sich der Rassenarzt schon selbst einen Ausweg offengelassen: verpflanzt wird dort, wo geerntet wird.

Ach so

Hugh Peskett, Genealoge mit dem Spezialgebiet Adelsforschung, hat's rausgefunden: Der 40. Präsident der USA, der. auch der 41. werden will - von Ronald Reagan ist also die Rede -, sieht so aus, wie er aussieht, und ist so, wie er ist, aus einem einfachen Grunde: Er ist dank seiner irischen Abstammung verwandt mit allen gekrönten Häuptern Europas, gleich ob sie noch thronen dürfen oder schon fortgejagt worden sind. Und Peskett hat auch festgestellt, daß eine Verwandtschaft Reagans mit Stalin nicht besteht, obwohl nicht auszuschließen ist, daß Stalin irgendetwas Asiatisches (siehe Dutschke) in seinem Blut gehabt haben muß, weil schließlich Dschingis Khan sich den Bergen Georgiens bis auf einen Samensprung genähert haben könnte. Dschingis Khan selbst wiederum... Aber lassen wir das. Der kleine König der USA reicht uns schon.

...und heute die ganze Welt

Von Otto Köhler

Gewinnexplosion ist das Zauberwort, unter dem im Juni die Hauptversammlungen von Bayer, BASF und Hoechst stehen. In den drei Aktiengesellschaften, heute Töchter, einst - im Jahre 1925 - auch Mütter des schwerkriminellen IG-Farben-Konzerns (KONKRET 9/1982), der nach der Niederlage Hitlers offiziell aufgelöst wurde, wurden die Belegschaften kräftig abgebaut. Weltweit stieg der Gewinn bei Bayer von 0,9 auf 2,2 Milliarden Mark, bei BASF von 1,0 auf 1,7 Milliarden und bei Hoechst von 1,0 auf 1,9 Milliarden.

Die drei Umweltvergiftungskonzerne, die in der Weltrangliste der Chemie nach der US-Gesellschaft Dupont den zweiten (BASF), dritten (Bayer) und vierten Platz (Hoechst) besetzt halten, setzen jetzt verstärkt auf eine weltweite Expansion. Die gegenseitige Abstimmung unter den drei IG-Farben-Töchtern funktioniert offensichtlich noch besser und reibungsloser als in den Zeiten, die sie unter dem Farben-Konzern-Dach verbrachten. Jedenfalls ist der Anteil an der weltweiten Beute gerecht und gewissenhaft verteilt. Jahres-Umsatz 1983: Bayer-Welt 37,3 Milliarden, Hoechst-Welt 37,2 Milliarden und BASF-Welt 37,8 Milliarden. Auch in den Jahren zuvor unterschieden sich die Weltumsätze der drei angeblich entflochtenen Farben-Töchter nur in den Komma-Stellen.

Jetzt allerdings hat Bayer - ob mit BASF und Hoechst abgestimmt oder nicht, wird sich noch herausstellen müssen - durch eine neue Organisationsstruktur einen weiteren Schritt nach vorn zur Kolonialisierung, des Erdballs angetreten. Der bisher 14köpfige Vorstand wird künftig auf acht Mitglieder reduziert. Dies allerdings endgültig erst bis 1987, wenn die entsprechenden Vorstandsposten aus Altersgründen geräumt sind - Entlassungen gibt es bei Bayer nur auf unterer Ebene.

Mit dieser Verkleinerung des Vorstands ist die Herausnahme der Verantwortung für die einzelnen Produktsparten verbunden. Kein Vorstandsmitglied soll mehr direkt für die - vielfach gefährlichen - Erzeugnisse des Bayer-Konzerns

verantwortlich sein. Unter dem Vorstandsvorsitzenden und seinem Stellvertreter treten nach der neuen Organisationsstruktur die übrigen sechs Vorstandsmitglieder als Einzel-Befehlshaber für sechs Weltregionen auf: Westeuropa, Nordamerika, Lateinamerika, Fernost, Afrika mit Nahost, Osteuropa. Diese neue Führungsstruktur wurde vom künftigen Vorstandsvorsitzenden Hermann-Josef Strenger ausgearbeitet, der Ende Juni sein Amt übernimmt. Daß er die unmittelbare Verantwortung für die Bayer-Produkte aus dem Vorstand heraus zu unter dem Vorstand angesiedelten Sektorleitern verlagert als »Vorposten. des Vorstands«, wie es bei Bayer heißt, ist verständlich. -Strenger war bisher als einfaches Vorstandsmitglied Sprecher der brisanten Sparte Pflanzenschutz, in der von der Giftgasproduktion im Ersten und Zweiten Weltkrieg bis zur Patentlieferung an die US-Amerikaner für ihre »Entlaubungs«-Aktionen in Vietnam hervorragende Produkte zur schnellen Menschenvernichtung erfunden wurden.

Bei den diesjährigen Hauptversammlungen der IG Farben-Töchter wird es wieder zu Wortmeldungen und Gegenanträgen von Umweltschützern kommen.

Folgende Organisationen bitten Aktionäre, die am Erscheinen verhindert sind, um Übertragung der Stimmrechte:

Internationale Coordinationsstelle Aktiv gegen BAYER-Umweltgefährdung, Hofstr. 27a, 5650 Solingen. Tel.: 02122/333710; BASF-Koordination, Waldemar Zech, Gneisenaustr. 2, 6700 Ludwigshafen; Hoechster Schnüffler, Günter Krause, Schwalbacherstr. 74, 6000 Frankfurt

Konkret 06/84, S. 13

Sabine Rosenbladt

Angstbeissersyndrom

Ist die »Neue Weiblichkeit« nun auch bei den Bonner Grünen voll erblüht? Berichterstatter, Konkurrenten, Kollegen reagierten auf die grüne Frauenwahl mit heftiger Erregung. KONKRET-Reporterin Sabine Rosenbladt war vor solchen Triebdurchbrüchen gefeit

Heiterkeit. Heiterkeit. Adenauer wäre vor Lachen detoniert. Die bunten Vögel machen uns schon immer wieder Spaß. Sichere Spitzenplätze bei Kabarett, Stammtisch und Karnevalszügen. Witzchen. Erheiternde Züge. Jux.

Na, was ist denn da so lustig, meine Herren von der »Münchner AZ«, von der »Frankfurter Rundschau«, von der »Frankfurter Allgemeine Zeitung«?

Der Coup. Der Putsch. Die Machtergreifung. Errichtung der Gynäkokratie. Feministische Spinnerei. Albernheiten. Lustspiel. Weichmacherinnen! Damenriege! Schlappschwänze!

Warum denn so aufgeregt? Was ist passiert?

*Die Partei, die den Kampf gegen die Durchschnittlichkeit aufs Papier geschrieben hat, erhebt diese Durchschnittlichkeit zum Goldenen Kalb. Sie gibt damit allerdings politisches Profil, das sich in ihrer bisherigen Führung versammelt hat, leichtfertig aus der Hand. Die Herren lecken ihre Wunden. Frauen sind weder die besseren Männer noch ist es umgekehrt. Frau sein allein ist jedenfalls auch noch keine Qualifikation. Sie tragen ihre Weiblichkeit bereits wie einen Schutzschild vor sich her. Lassen die grünen Männer sich das bieten? Werden wir Männer alle eines Tages kleine grüne Männchen sein?**

*

Hysterische Reaktionen, verkrampftes Gekicher, Angstbeißer-Verhalten sind immer ein Indiz dafür, daß eine empfindliche Stelle getroffen wurde. Sozusagen ein gutplazierter linker Haken ans ungedeckte Kinn. Volltreffer. Und das von einem Sparringspartner, der bisher nur zu Trainingszwecken gut war, aber doch nicht als ernsthafte Konkurrenz. Da wird dann »Foul!« geschrien und so getan, als ob es ein regelwidriger Schlag in den Unterleib gewesen sei.

Was in den Medien über die Wahl der weiblichen grünen Fraktionsspitze - bis hin zum Bewegungs-Anzeiger »taz« - berichtet wurde, war vor allem eines: Hier wurden inkompetente Frauen gewählt, die zerstrittenen Flügel der grünen Partei haben sich vor den nötigen Auseinandersetzungen gedrückt, die sanfte, die harmlose, die »unpolitische« Lösung favorisiert. Grüne Kämpfer - fortan am neu-mütterlichen Rockzipfel klebend?

In der Tat ließen die spärlich veröffentlichten Aussagen zum politischen Profil der sechs Frauen Schlimmes befürchten. Waltraud Schoppe - Feministin mit Bedürfnis nach penetrationsfreiem Tag und der Wiederbelebung der traditionellen Frauenrolle (KONKRET 4/84); Christa Nickels - katholische Krankenschwester, die die Forderung »Weg mit § 218« ablehnt; Antje Vollmer - Pastorin (!), Erwachsenen-Pädagogin, Agrarexpertin; alles in allem vier Mütter, fünf Lehrerinnen. Ober familiäre und beziehungsmäßige Konstellationen wurde ausgiebig informiert. Auch »Emma« beschränkte sich weitgehend auf Begeisterung über den »grünen Frauen-Putsch«.

Ich bin ziemlich mißtrauisch nach Bonn gefahren. Denn in weiten Teilen der Frauenbewegung ist ja zur Zeit ein neuer »Weiblichkeitswahn« ausgebrochen: Der alte Satz »das Private ist politisch« wird jetzt gerne so verstanden, daß schon das Kinderkriegen eine ausreichende politische Aktivität ist. In den Gebärmüttern raunt und pocht es, in der »taz« schreibt Klaus W. Besinnungsaufsätze über Blumen zum Muttertag, ebenda werden wilhelminische Tugendapostelinnen gewürdigt, und ökolibertäre Frauen dürfen seitenlang Traktate über Lebensbejahung und feminine Werte verfassen. Die Bewegung hat den Rückwärts-Gang eingelegt - ihr parlamentarischer Ableger in Bonn auch?

Waltraud Schoppe nimmt mir übel, daß ich sie mit den Ökolibertären (Grünen-Jargon: Ölis) in einen Topf geworfen habe. »Die pochen ja zum Beispiel stark auf Familienzusammenhänge, ohne dabei zu problematisieren, daß die Familie als Kleinfamilie die Stütze dieses Systems ist. Darin liegt der Fehler.« Die modische »neue Mütterlichkeit« hält sie für bedenklich, denn: »Ich finde, daß viele Frauen da in die Mütterfalle gelaufen sind.« Die Neuentdeckung »weiblicher Werte«? »Ich glaube tatsächlich, daß Frauen sich Eigenschaften bewahrt haben, die man nicht nur als positiv bezeichnen kann. Denn was haben diese Eigenschaften den Frauen gebracht? Sie haben sie dazu gebracht, dienend zu sein, immer da zu sein, unterstützend zu sein und eigentlich dadurch Mitschuld zu tragen an gesellschaftlichen Prozessen, wie wir sie jetzt haben. Diese Mitschuld der Frauen hat was zu tun mit den ' Eigenschaften, auf die sie sich haben reduzieren lassen - und wenn 'männliche Eigenschaften' bedeuten, durchsetzungsfähig zu sein und sich intellektuell Dinge anzueignen, zum Beispiel Wirtschaftspolitik zu machen, dann will ich die auch, haben. «

Ich erzähle ihr, daß in der »Morgenpost« nach ihrer Wahl berichtet wurde, sie befürworte »als Mutter« die geplante CDU-Stiftung »Mutter und Kind«, und sie ist entsetzt: »Davon kann überhaupt nicht die Rede sein! Während der Haushaltsdebatten ist die grüne Fraktion die einzige gewesen, die diesen Gesetzesvorschlag abgelehnt hat, und die

Initiative dazu ist von mir ausgegangen * Und wir werden diesen Vorschlag weiterhin ablehnen, weil das der Weg vom Sozial- in den Almosenstaat ist.«

Jetzt bin ich ratlos: Wie kommt ein Reporter zu einer solchen Falschmeldung? Waltraud: »Es gibt tatsächlich bei den Journalisten einige Männer, die Angst davor haben, mit uns Interviews zumachen. Einer ist zu mir gekommen, und ich hatte das Gefühl, der weiß nicht, was er mich fragen soll. Als wir dann einige Zeit geplaudert hatten, hat er gesagt, er hätte Angst vor mir gehabt, weil er mich nur aus der Hecker-Affäre und aus der Rede zum § 218 kennt und wohl befürchtet hat: 'Möglicherweise dreht die das Interview um und fragt mich irgendwas Peinliches.'«

Sie wiederum ist überrascht, daß ich von einigen ihrer politischen Aktivitäten nichts weiß. Nun, ich beziehe meine Informationen aus den Medien. Die wiederum haben ein Interesse daran, Personen auf eine bestimmte Art und Weise darzustellen, was im Falle weiblicher Politiker heißt: Auf eine äußerst reduzierte.

Was zum Beispiel muß man von der Grünen-Sprecherin Dr. Antje Vollmer halten, die in der Fernsehsendung »Report« mit einem einzigen Satz zu vernehmen ist, und zwar diesem: »Männer in Frauengestalt werden wir nicht in diesem Amt, sondern starke Frauen.«? Was soll das? Kann diese Person denn tatsächlich über nichts anderes als den kleinen Unterschied reflektieren?

Als das Interview gedreht wurde, war ich in Bonn. Die (von einer Frau!) an Antje Vollmer gestellte (und hinterher aus dem Film geschnittene) Frage lautete: »Fürchten Sie nicht ' Männer in Frauengestalt zu werden?« So geht das. Versiertere Politikerinnen hätten die Beantwortung einer so dummen Frage wahrscheinlich höflich, aber bestimmt abgelehnt. Doch »die bunten Vögel« (Münchner AZ) der Grünen sind erst seit einem Jahr Abgeordnete in Bonn; mit denen, zumal wenn es Frauen sind, kann man sowas noch machen.

Im Fall der grünen Spitzen-Frauen geht es jedoch nicht nur um Machtspielchen, sondern sehr wohl auch um ganz handfeste politische Interessen. Beiden grünen Männern haben sich besonders die entmachteten »Realpolitiker« Joschka Fischer und Otto Schily darin hervorgetan, die Frauen-Wahl als »sanfte weibliche Lösung« (Fischer) und »falschen Weg, Auswahl nach Geschlechtszugehörigkeit« (Schily) zu kritisieren.

Beide, Alt-Sponti Fischer und Rechtsanwalt Schily, hatten sich in dem einen Jahr in Bonn zu routinierten Politprofis entwickelt, die, so eine Grüne, »im Prinzip auch in der SPD sein könnten«. Beide machten aus ihrer Zuneigung für die Sozialdemokratie keinen Hehl, beide hatten sich, wie aus der Fraktion zu erfahren ist, auch bereits den Bonn-typischen »Regierungsstil« mit Horten von Informationen, Männerfreundschaften, Stammtisch-Diplomatie etc. angeeignet. Und beide wollten wiedergewählt werden.

Was lag da näher, als über entsprechend männlich-befreundete Medien wie »taz« und »Spiegel« den Eindruck zu erwecken, »es ging nur noch ums Geschlechtsteil« (Fischer)? Auch die grünen Männer, die die Frauen gewählt hatten, bekamen von Fischer einen Klaps auf selbiges: »Mir gehen die Klemm-Chauvies viel mehr auf den Sack, die da plötzlich in serviler Ergebenheit, jeden aufrechten Gang und auch sonst noch manches Aufrechte beiseite lassend, auf breiter Schleimspur der Frauenemanzipation hinterherkriechen.«

Die neuen Sprecherinnen und »PGF«s (Parlamentarische Geschäftsführer) äußern sich über solche und ähnliche Reaktionen belustigt bis milde überrascht. Christa Nickels: »Das ist für mich auch ein Aha-Erlebnis gewesen, daß dieses Make-up, daß 'wir doch eigentlich gar nicht so frauenfeindlich' sind, mit einem Schlag weggewischt war. Man hat gesehen, daß hier tatsächlich Angst um Machtpositionen besteht. Für mich war das so eine Hexenjagd-Atmosphäre, daß Frauen, die sich einmischen wollen und Positionen vertreten, praktisch einer journalistischen Inquisition unterworfen werden. Für mich war das größte Problem, daß in der Presse danach der Eindruck vermittelt wurde, das sind inkompetente Frauen. Das ist falsch! Wir waren ja von vornherein immer schon auch in gemischten Zusammenhängen angesprochen worden, aus Kompetenzgründen.«

In der Plenardebatte am nächsten Tag ist Antje Vollmer mit vier Reden vertreten (von denen zwei ein Mann aus der Fraktion verliest, während sie 14 Agrarjournalisten ein Interview gibt), Waltraud Schoppe und Christa Nickels mit jeweils einer. Dr. Erika Hickel, Pharmazeutin und Professorin für Geschichte der Naturwissenschaft, sitzt als Expertin seit einem Jahr im Ausschuß für Forschung . und Technologie, der »ganz und gar einseitig und gigantomanisch ist, was jemand wie ich, der sich schon so lange mit Wissenschaftsentwicklung und -kritik beschäftigt hat, natürlich leichter durchschaut als andere. «

So war die Frauenliste auch keineswegs zustandegekommen, um die Grünen zur »feministischen Partei« (Fischer) umzufunktionieren, sondern, so Antje Vollmer, »wir sechs Frauen haben uns im letzten Jahr kennengelernt als Leute, die gut zusammenarbeiten können, rein praktisch. Es ging also mehr darum, Schwierigkeiten auszuschalten, die nicht nötig sind, weil wir unsere Kraft für unsere politische Arbeit brauchen.«

Also Männer-Diskriminierung? Nein, in der allgemeinen Aufregung über den »Frauen-Putsch« (»Emma«) ging es mal wieder nur um die altbewährte Reduzierung von *Frauen* auf ihr Geschlecht. Antje Vollmer: »Ich sehe das als

Gesamtkonzept: Alle haben Angst gekriegt, daß das Schule machen könnte. Man stelle sich mal Feminate im Fernsehen vor, Feminate in der Kirche, in den Gewerkschaften, in der SPD - das macht allen sehr große Sorge. Deshalb müssen sie uns kleinmachen, und das können sie am ehesten dadurch, daß sie sagen, ihr seid nur das und nichts anderes.«

Auch der »Weichmacherinnen«-Vorwurf (»taz«) nimmt sich nach Gesprächen mit der neuen Fraktionsspitze lächerlich aus. So sind Christa Nickels und Antje Vollmer z.B. scharfe Kritikerinnen der schlaffen Kampfformen der Friedensbewegung. Christa Nickels: »Ich habe für die Fraktion diesen Kongreß 'Widerstand' organisiert, da hatten wir viele Perspektiven entwickelt, was man jetzt eigentlich machen müßte von der Demonstration zum praktischen Widerstand. Aber wir müssen leider feststellen, demonstrieren und blockieren, das geht noch, aber was darüber hinausgeht, also zum Beispiel eine Steuererklärung anders auszuarbeiten und mit den Behörden in einen 'Papierkrieg' einzutreten, selbst wenn noch keine Strafandrohung darauf steht, dafür ist die Bereitschaft der Friedensbewegung - und auch der Fraktion hier - sowas umzusetzen, äußerst gering.«

Keine der Frauen sympathisiert auch mit Rudi Bahros neureligiöser »Konununе-Bewegung«, neben den »Ökolibertären« das zweite seltsame Gewächs im grünen Garten. Antje Vollmer: »Ich finde zwar, daß diese Diskussion bei den Grünen geführt werden muß, weil mit solchen Entwicklungen bei den Ökologen immer zu rechnen ist. Aber ich werde alles, was in Richtung 'Neue Mütterlichkeit' und 'Neue' Religiosität' geht, heftig bekämpfen. Da zwingt der Bahro uns was auf, was wirklich sowohl infantil als auch gefährlich ist. Ich will auch nicht, daß Bahro mit 'grünen' Geldern sein Kommune-Camp finanziert und Leute verrückt macht. «

Antje Vollmer, die sich als »Sozialistin, die dazugelernt hat«, sieht, weiß im übrigen, wovon sie redet: Ihre Diplomarbeit im Zweitstudium hat sie über Clara Zetkin und die proletarische Frauenbewegung geschrieben, ihre Dissertation über Alternativbewegungen in der Weimarer Zeit. »Ich sehe da sehr starke Parallelen, sowohl in der Auseinandersetzung zwischen bürgerlicher und proletarischer Frauenbewegung als auch bei den Alternativen. Damals war nur ein ganz kleiner Teil der Alternativbewegung stark genug, sich im konkreten politischen Widerstand gegen die Nazis zu organisieren. Ich habe auch heute Sorge, wieviele eigentlich bleiben werden, wenn es zu härteren Auseinandersetzungen kommt. Und zu denen wird es kommen.«

Daß die Basisbewegungen selber Schwierigkeiten in der Auseinandersetzung mit den gegebenen politischen Verhältnissen haben, hat auch Heidi Dann erfahren, Nachrückerin auf offener Liste aus Hannover. Dort hatte sie 1977 ein autonomes Frauenhaus mitgegründet: »Das Frauenzentrum hat es nicht akzeptiert, daß ich den Schritt nach Bonn gemacht habe. Der Kontakt ist praktisch abgebrochen. Ich finde das sehr bedauerlich, denn ich sehe da eine fatale Entwicklung: Man beschäftigt sich nur im vertrauten Kreis mit gesellschaftlichen Zusammenhängen und befriedet sich damit. «

Befriedet, harmonieduselig wird es - wie bisher - sicher nicht zugehen in der Fraktion. Es wird weiterhin politische Auseinandersetzungen geben zwischen Öko-Sozialistin Vollmer, Öko-Feministin Schoppe, Öko-Pazifistin Nickels. Ich persönlich habe zum Beispiel Schwierigkeiten mit der Idee Waltraud Schoppes, eine »herrschaftsfreie Erotik« ausgerechnet über den Bundestag propagieren zu wollen. Aber sie selber sieht den Ausgang der unseligen »Busengrapscher«-Affäre mittlerweile als »Ausdruck von Unfähigkeit und Hilflosigkeit all derjenigen, die daran beteiligt waren«. Und zu dem Eindruck, bei den Bonner Grünen entstehe eine sexualrepressive Atmosphäre, meint sie: »Allerdings muß ich sagen, der Eindruck ist bei mir auch so. Das ist mir neulich so gegangen, als wir dieses Buch vorgestellt haben zur sexuellen Belästigung. Da habe ich gedacht, jetzt sind wir wieder an so einem Punkt angelangt, denn sexuelle Belästigung ist ja was ganz Übles und ganz Fürchterliches, das stimmt. Aber was uns nicht gelungen ist, ist, die Erotik dagegenzusetzen, die wir haben und auch haben wollen.«

Mit Sicherheit werden wir aus der Presse weiterhin viel über die »weiblichen Schwächen« des Feminats und wenig über seine politischen Aktivitäten erfahren. Antje Vollmer: »Man muß sehen, daß diese Wahl tatsächlich Herrschaft abbaut. Es wäre deshalb ein Fehler von uns, wegen der Reaktionen beleidigt aufzuschreien. Ich also nehme das mit einiger Ruhe hin und denke, es hat gesessen.«

---

*Sämtliche Originalzitate aus Münchner AZ, FAZ, FR, SZ, »taz«, »Emma«, »Report«

Konkret 06/84, S. 17

Ulli Fiedler

»Ein Befehl gilt halt in Deutschland noch was«

KONKRET-Interview mit drei AKW-Saboteuren aus Lüchow-Dannenberg

Bei der Blockade des Wendlands, Ernst Albrechts Atommüll- und Wiederaufbereitungszentrum, waren zum ersten Mal auch mobile SabotageTruppen beteiligt, zu deren Repertoire es gehört, Bäume über die Straße zu fällen, Baufahrzeuge anzuzünden oder Bundesbahnstrecken durch Bombendrohungen zu unterbrechen. Für KONKRET sprach Ulli Fiedler mit drei Tätern aus dem Umkreis des Sabotage-Trupps »Jim Knopf und die wilde 13«. Ihre Namen, die sie angaben, sind offenkundig falsch

KONKRET: Was hat die Wendlandblockade am 30. April gebracht?

Gerhard Wendland: Wir haben gezeigt und auch erfahren, wo wir stark sind, wo und wie wir die Bullen vorführen können. Ich denke, die Blockade hat bewiesen, daß die Taktik richtig war, keine Konfrontation mit den Bullen zu suchen. Daß es auch dabei zu Situationen kommt, wo Leute abgegriffen werden, daß läßt sich wohl nie ganz vermeiden. Irgendwo auftauchen, sein Ding machen und ganz schnell wieder verschwinden, das find ich 'ne gute Geschichte.

Die Bullen sind da stark, wo sie ein Ziel haben, das auch jeder Polizeischüler und Bereitschaftsbulle begreifen kann. In Gülden hatten sie dieses Camp, das konnten sie umstellen, das war was für sie, da durften sie zupacken, mal ein bißchen zulangen, das hatten sie im Griff. Aber wenn die Bullen so vereinzelt im Wald rumstehen, und mit der Kommandostruktur klappt das nicht mehr so richtig, dann sehen die schon erheblich älter aus. Die verirren sich schlicht und ergreifend.

Hans Albers: In den Nachrichten ist zwar, und das ist ja auch üblich, alles runtergespielt worden. Im Verkehrsfunk haben sie immer mit munterer Stimme durchgegeben, daß überall freie Fahrt ist, aber das hatte ja nun nichts mit der tatsächlichen Situation zu tun. Mindestens an zwei Bundesstraßen waren während des ganzen Tages immer irgendwelche Blockaden, da ist nichts mehr gelaufen. Die Bullen hatten über ganz schöne Zeiträume hinweg jeden Überblick verloren. Die haben die Sache nicht in den Griff gekriegt. Die können zwar größere Menschenansammlungen auflösen, und das auch nur unter bestimmten Vorzeichen und mit gehöriger Wartefrist, aber sie sind ziemlich machtlos, wenn irgendwo aus dem Wald Leute auftauchen, Baumstämme hinlegen und wieder verschwinden. Es gibt Leute, die haben mitbekommen, daß die Bullen im Wald standen und nicht wußten, wo sie waren. Daß sich eine Hundertschaft mit der anderen darüber gestritten hat, wer denn nun bitteschön für das Abräumen der einen Baumsperre zuständig ist. Hundertschaften waren teilweise verschütt gegangen im Wald. Die Jungs standen sich permanent selbst in der Quere. Und wenn sie mal irgendwo hingestellt waren von ihrem Häuptling, dann blieben die da stehen, egal wie bescheuert das war.

Ein Befehl gilt halt in Deutschland immer noch was. Da haben die Bullen an manchen Stellen wunderschön blockiert, besser haben wir das auch nicht gekonnt. Am schönsten war es immer, wenn sie eine Straße dichtgemacht hatten. Man umfuhr auf Feld- oder Waldwegen die Bullensperre, kam dann von der anderen Seite und fragte ganz freundlich, ob sie sich nicht endlich entscheiden wollten, in welche Richtung nun gesperrt sei. Das trieb einem die Tränen in die Augen.

KONKRET: Vor Lachen?

Haus Albers: Nee, vor Rührung.

Das neue an dieser Blockade war aber nicht nur eine neue Taktik, so im Gegensatz zu diesen Sitzblockaden, wo man sich hinsetzte, nur um sich hinterher abräumen und in den Arsch treten zu lassen. Hier haben eigentlich das erste Mal in der Geschichte des Widerstands im Wendland Gruppen verschiedenster Herkunft und Zusammensetzung neben- und miteinander eine Aktion durchgezogen, und das ohne Zoff untereinander - das ist der Wert der Aktion.

KONKRET: Anders als Brokdorf war Gorleben ein Synonym für gewaltfreien Widerstand. Seit Ende 83 scheint das anders zu sein. Baufahrzeuge brennen, Brandanschläge auf Baufirmen und zuletzt Anschläge auf Bahngleise. Was hat sich verändert?

Hans Albers: Das ist halt der technische Fortschritt - aber mal im Ernst: Du gehst auf 'ne Demo, nimmst an einer öffentlichen, aber trotzdem illegalen Aktion teil und riskierst irgendein Verfahren mit viel Ärger, Bußgeld oder so. Früher hab ich solche Leute bewundert. Aber es ist doch effektiver, seine Kraft andersrum einzusetzen, irgendwann nachts auf der Heide, wo du die Risiken besser überblicken kannst.

René Kollo: Die Bürgerinitiative und die bäuerliche Notgemeinschaft vertreten noch immer gewaltfreie Widerstandsformen. Aber außerhalb der juristischen Vereinsform haben sehr viele Leute eine Entwicklung mitgemacht, und die sind jetzt bereit, auch eine andere Art von Widerstand zu leisten. Demnächst soll Atommüll in den Landkreis kommen, in den Castorbehältern ins Zwischenlager nach Gorleben. Es ist also schon fast 5 nach 12. Leute, die sich früher

mal als Gewaltfreie definiert haben, finden jetzt selber für sich die Legitimation, auch sogenannte Gewalttaten zu begehen - Notwehr.

KONKRET: Das heißt, dieLeute, die Sabotageaktionen machen, sind aus den langen Auseinandersetzungen um Gorleben, auch aus der Bürgerinitiative, hervorgegangen?

Gerhard Wendland: Warum sollten sie nicht auch Mitglied der BI oder der bäuerlichen Notgemeinschaft sein? Ich denke, darüber kann man nichts mit Gewißheit sagen. Gewiß ist nur, daß es Leute sind, die anerkannt haben, daß es anders weitergehen muß, um etwas zu erreichen. Ich denke, daß die BI nach wie vor für bestimmte Sachen gut ist. Sie ist gut, um Prozesse zu führen, juristischer Widerpart gegen Atombehörden. Da mag man von Prozessen halten, was man will. Manchmal kann es gut sein, Prozesse zu führen, obwohl wir alle in den letzten Jahren gemerkt haben, wie wenig am Ende rauskommt. Aber an bestimmten Punkten sind die Betreiber doch öffentlich anklagbar, und das sollte auch gemacht werden. Die BI ist auch gut für Aktionen wie die Menschenkette, um große Teile der Friedens- und Ökologie-Bewegung anzusprechen. Die BI hat einen Apparat, einen großen Verteiler und kann offen arbeiten, das ist eine gute Sache. Aber sie hat doch eine ganz bestimmte Arbeitsweise, und darauf haben sich die Betreiber eingestellt. Die kalkulieren, bevor sie etwas machen, die Gegenreaktion der BI ein. Das ist für sie eine bekannte Größe.

KONKRET: Die BI distanziert sich von anderen als gewaltfreien Widerstandsformen. Also auch von euch?

Hans Albers: Man kann ihr daraus auch keinen Vorwurf machen. Die BI als eingetragener Verein kann nun mal nicht zur Brandstiftung aufrufen. Dann wird daraus ganz schnell eine kriminelle Vereinigung nach 129a. Ich will mich nicht für die BI aus dem Fenster hängen, aber auf alle Fälle findet die BI ihre Legitimation darin, den bürgerlichen Widerstand zu organisieren. Aber ein bürgerlicher Widerstand, der sich nur ökologisch begründet und nicht politisch, der entwickelt sich nicht weiter. Die BI ist eingeschworen auf das Prinzip der Gewaltfreiheit, das heißt, ab einer bestimmten Stufe bleibt die BI systemkonform stehen.

KONKRET: AIbrecht hat Dragahn mit der gestiegenen Akzeptanz im Landkreis begründet. Ist das richtig?

Hans Albers: Was heißt denn Akzeptanz? Das ist von den Betreibern reingetrieben worden, wie die Spaltung in die Bewegung. Bei Akzeptanz muß man die Blockade, aber auch die Menschenkette sehen, da sind 6.000 Leute aus dem Landkreis dabeigewesen. Hochgerechnet auf Hamburger Bevölkerungsverhältnisse wären das etliche hunderttausend Leute.

Wenn du durch die Dörfer gehst und redest mit den Leuten, sagen die wie 79: Wir sind dagegen; nur mit dem Unterschied, daß damals die Leute vielleicht noch mit dem Treck nach Hannover gegangen sind. Während heute die meisten sagen: Na ja, kann man nix machen. Die Leute, die das Ding bauen, denken sie, sitzen am längeren Hebel. Und das kriegen sie ja auch immer wieder durch die Polizeieinsätze demonstriert.

Gerhard Wendland: Ich denk, daß die Resignation in der Bevölkerung eher zeigt, daß die nicht wissen, wie sie sich wehren sollen. Und das ist irgendwie das Ding, was wir ihnen vormachen. Ich wehr mich auf meine Art - eben nicht nur, weil ich meine, daß es aufrichtig ist, sondern auch um zu zeigen, wie es geht. Ich will auch ein Vorbild sein - ein bißchen.

KONKRET: Wenn die Menschenkette und die Wendlandblockade so ein Erfolg gewesen sind, warum dann noch Sabotageaktionen?

Gerhard Wendland: Unsere Erfahrung zeigt uns ganz einfach, daß die Landesregierung lügt und betrügt, aber nicht auf moralische Appelle oder ähnliches reagiert. Wir müssen Druck ausüben, diesen Druck schafft keine Menschenkette, das schafft auch keine Großdemo mehr. Wir müssen mit unserem Widerstand da ansetzen, wo sie Angst kriegen, wo wirklich eine Gefahr für die Betreiber ausgeht, wo sie finanziellen Schaden erleiden. Nehmen wir doch einfach mal an, es geht so weiter. Sicher sind Betreiber und Baufirmen, alle, die sich da 'ne Goldene Nase verdienen wollen, nicht unheimlich getroffen, wenn ihnen mal ein LKW für 100.000 Mark abbrennt, aber die Summe solcher Aktionen und solcher Sachschäden, die bringt schon Druck. Ich hab im Kopf den einen Satz aus der Erklärung von »Jim Knopf + der wilden 13«, die die Geschichte mit der Bahnstrecke gemacht haben: Das wird wieder gemacht werden, wenn die Castorbehälter rollen, und dann wird nicht mehr gewarnt. Ich glaube, das hat ihnen Angst gemacht, weil sie ganz genau wissen, daß sie uns nicht unter Kontrolle kriegen können. Sie können keine ganze Bahnstrecke bewachen, es kann genauso gut vor Uelzen, zwischen Hamburg und Hannover passieren. Die ganze Nord-Süd-Trasse kann von uns dicht gemacht werden, das wissen die ganz genau. Davor haben sie Angst.

KONKRET.- Damit wird auch der Bevölkerung Angst gemacht.

Gerhard Wendland: Klar sagen muß man, daß bis jetzt noch nie von uns oder uns nahestehenden Personen ein Mensch zu Schaden gekommen ist, und es ist auch klar, daß nie ein Mensch von uns gefährdet werden wird, und es ist absurd, wenn solche Geschichten erzählt werden.

Hans Albers: Wir haben auch kein Interesse, irgendeinen Wachmann zu Schaden kommen zu lassen, der da rumsteht. Aber ein Herr Scheuten (Vorstandsvorsitzender der DWK), der ja weiß, worum es geht, der sollte schon merken, daß es auch ihm

ans Leder gehen kann, denn das ist es, was zieht. Man muß solche Leute auch direkt körperlich bedrohen, damit sie sehen, worauf sie sich eingelassen haben.

KONKRET: Was heißt »körperlich bedrohen«?

Gerhard Wendland: Für mich ist körperliche Bedrohung im Augenblick eine Sache, über die ich nicht reden kann, weil es für mich im Augenblick um ganz andere Geschichten geht. Es geht für mich darum, z. B. Baufirmen Sachschäden zuzufügen, um ihnen klarzumachen, daß dies hier kein Geschäft ist. Es geht für mich darum, auch Aktionen zu machen, die deutlich machen, man kann sabotieren, man kann effektiven Widerstand leisten, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen, ohne Menschenleben zu gefährden, mal grob gesagt.

Was anderes ist es natürlich - also bestimmt zwei Drittel der Leute hier im Landkreis, die hier auf allen möglichen Ebenen Widerstand leisten, träumen nachts davon, dem CDU-Abgeordneten Kurt-Dieter Grill die Fresse zu polieren. Sie träumen davon, mal wirklich jemand von den Verantwortlichen ganz massiv nahezutreten. Aber das ist eine ganz andere Ebene, und auf dieser Ebene ist bisher nichts passiert, und daher, denk ich, brauchen wir auch nicht darüber zu reden.

KONKRET.- Was geschieht, wenn der erste Castor-Behälter mit Atommüll in den Landkreis rollt?

René Kollo: Wir sehen das so: ein Castorbehälter kommt aus irgendeinem KKW, das ist ein langer Transportweg über Hunderte von Kilometern. Wir können überall ansetzen, auch da bestimmen wir Ort und Zeit und Umfang der Auseinandersetzungen.

KONKRET: Der Castorbehälter wird hochradioaktives Material enthalten. Wenn da was rauskommt, bedeutet das eine ungeheure Gefährdung der Bevölkerung?

Gerhard Wendland: Also ich kann mir nicht vorstellen, daß irgendjemand 'ne Haftmine an dem Castor anbringt und meint, damit das Atomprogramm verhindern zu können. Das wird nicht passieren. Wenn Sabotageaktionen - dann nur in dem Sinne, daß Transportwege zerstört werden oder Ladeeinrichtungen.

René Kollo: Diese Aktionen werden von kleinen Gruppen durchgeführt, die zwar eigenverantwortlich handeln - aber nicht unverantwortlich. Die wissen auch, daß da kein Hirnbeersirup drin ist, und entsprechend werden die auch ihre Aktionen gestalten.

KONKRET.- Nochmal: Wie wird es aussehen im Landkreis, wenn der erste Castorbehälter anrollt? Wie wird es weitergehen?

Gerhard Wendland: Wie es an dem Tag aussehen wird, weiß ich nicht, Geburtstagsgeschenke macht man auch nicht vorher auf, sonst ist doch die ganze Überraschung weg. Wir, sind nicht so naiv zu glauben, daß wir grundsätzlich verhindern können, daß Atommüll ins Wendland kommt. Alle Leute, die Sabotageaktionen machen, richten sich durchaus auf längere Fristen ein, in denen was gemacht werden muß.

Konkret 06/84, S. 22

Otto Köhler

Das Frettchen

Was Richard von Weizsäcker zum Amt des Bundespräsidenten verholfen hat, sind deutsche und soldatische Tugenden: Kameradschaft, Gehorsam und die Fähigkeit, zu jeder Kollaboration bereit zu sein, wenn sie nur dem eigenen Fortkommen dient. Jetzt ist er ganz oben: honorig, staatstragend, vornehm und gut. Eine Amtseinführung von Otto Köhler

Solch einen Präsidenten braucht unser Land. Manager lieben ihn und Massenmörder. Den Richard von Weizsäcker und keinen anderen nominierte Klaus Pohle vom Vorstand des Pharma-Multis Schering, als er gerade erst vom »Manager-Magazin« befragt wurde, welchen Politiker er sich als Berater halten würde. Und auch jener Mann, über dessen Schreibtisch Tausende den Weg in den sicheren Tod gingen, zeigte sich vor langem schon von unserem neuen Präsidenten gerührt: »Gestern war ich fast zwei Stunden mit Richard im Gespräch; es ist ein Seelenbad, mit ihm zu reden, diesem Beherrscher des Feldes, auf dem die Seele und das Leben sich begegnen. «

Der Verbrecher, der am 21. Februar 1948 im Gefängnis den damals 27jährigen Richard von Weizsäcker so anschwärmte, hatte das Objekt seiner Bewunderung selbst gezeugt. Ernst Freiherr von Weizsäcker wäre nach den Normen unseres modernen Stammheimer Landrechts in Nürnberg zur Höchststrafe verurteilt und - das hieß damals - gehängt worden. Doch da diese Rechtsfindungsart nur gilt, wenn das Opfer in den Führungsetagen von SS und Daimler-Benz zu Hause war, kam der Freiherr schon eineinhalb Jahre nach seiner Verurteilung zu sieben Jahren Haft wieder auf freien Fuß. SS-Brigadeführer Ernst von Weizsäcker, zuletzt Hitlers Botschafter beim Vatikan und zuvor von 1938 bis 1943 Staatssekretär im Auswärtigen Amt, hatte am 20. März 1942 für eine Verfügung an das Reichssicherheitshauptamt zu Händen . von SS-Obersturmbannführer Eichmann verantwortlich gezeichnet: »Seitens des Auswärtigen Amtes wird gegen die Verschiebung von insgesamt 6.000 polizeilich näher charakterisierten Juden französischer Staatsangehörigkeit bzw. staatenloser Juden nach dem Konzentrationslager Auschwitz (Oberschlesien) kein Einspruch erhoben.« Ernst von Weizsäcker war über den Massenmord an den Juden im Osten durch Einsatzgruppen von SS und SD wohl unterrichtet, bestritt aber - nicht zur Überzeugung des Gerichts - davon gewußt zu haben, daß Auschwitz ein Todeslager sei.

Der junge Richard von Weizsäcker, der gleich nach dem Krieg sein Jura-Studium begonnen hatte, war in Nürnberg als Hilfsverteidiger für seinen Vater tätig. Das war sein gutes Recht. Sippenhaft ist seit 1945 bei uns abgeschafft und wird allenfalls noch in einzelnen Berufsverbotefällen angewandt. Niemand darf Richard von Weizsäcker für die Verbrechen seines Vaters verantwortlich machen. Doch er scheint Mitglieder der Bundesversammlung, die seine Anhänger sind, dafür fähig zu halten. Denn er verhinderte, daß vor seiner Wahl ein Buch vom Econ-Verlag ausgeliefert werden konnte, das auch über seinen Vater Auskunft gibt (Werner Filmer/ Heribert Schwan: Richard von Weizsäcker - Profile eines Mannes. 352 Seiten, 36 Mark). Das Buch, in dem viele bewundernde und einige kritische Berichte von Zeitgenossen über ihre Begegnungen mit dem neuen Bundespräsidenten gedruckt sind, enthält im Anhang auch die Untersuchung des Historikers Rainer A. Blasius über den »konservativen Patrioten im Dienst Hitlers -. Ernst Freiherr von Weizsäcker«, die dessen Rolle bei der Judenvernichtung, aber auch bei der Rettung einzelner Juden erhellt.

»Trotz mancher Bedenken verschiedener Art«, so schrieb sein Sohn Richard am 4. April dem Econ-Verlag, wolle er nicht »der Publikation als solcher Steine in den Weg« legen. Er verlange jedoch, daß das Buch nicht vor der Wahl erscheinen dürfe, da dadurch die Mitglieder der Bundesversammlung beeinflußt würden. Der Verlag, dem Weizsäcker Privatfotos für das Buch zur Verfügung gestellt hatte, mußte einlenken und setzte das Erstverkaufsdatum auf den 24. Mai fest - einen Tag nach der Wahl des 64jährigen Richard von Weizsäcker zum Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland.

Obwohl er wegen der diplomatischen Tätigkeit seines Vaters - bis 1938 Botschafter in Bern - mehr die »Neue Zürcher Zeitung« gelesen hatte als den »Völkischen Beobachter«, meldete sich der junge Richard schon 1938 freiwillig zum berühmten 8. Infanterieregiment in Potsdam und durfte sich - mit nur fünfstündiger Verspätung - am 1. September 1939 am Überfall auf Polen beteiligen. Das »Regiment der Grafen und Barone« galt als nazifeindlich, und tatsächlich nahm auch unser neuer Bundespräsident es 1941 dem Führer sehr übel, daß er auf Schußweite von Moskaus erster U-Bahnstation nicht weitermarschieren durfte. Vater Ernst notierte: »Wenn jetzt im Dnjepr-Bogen keine große, sondern eine kleine Umfassung gemacht wurde, so soll das auf die direkte Weisung des Führers zurückgehen, der hier und auch an anderen Stellen Vorsicht walten lasse. Daher sei auch in der Mitte, d.h. vor Moskau, der große 'Halt' eingetreten (der Richard leid tat, da alles im Rutschen gewesen sei). «

Schon jetzt im Krieg zeigte sich Richards Talent zur Menschenführung, das ein alter Kamerad, Friedrich-Wilhelm Schilling von Canstatt, im Econ-Band so würdigt: »Er hat damals in Situationen, die zum Teil führungsmäßig äußerst schwierig waren, oder in Fällen, wo es, um die Probleme der Menschenbehandlung ging, mit einfühlsamen Geschick und Verantwortungsbewußtsein menschlich und geräuschlos auf Dinge Einfluß genommen, die wahrscheinlich nicht gut gelaufen wären. Ober konkrete Einzelheiten aus der damaligen Zeit zu sprechen, sehe ich mich nicht legitimiert. «

Als Hauptmann der Reserve demobilisierte sich Richard im April 1945 selbst und setzte sich nach Lindau am Bodensee ab, während der Vater als privater Gast des Vatikans bis August 1946 wohlbehütet in Rom blieb. Als der 1947 in Nürnberg doch noch vor Gericht gestellt wurde, hatte Sohn Richard längst schon in Göttingen sein Studium bei dem vor kurzem noch tiefbraunen Arbeitsrechtler Wolfgang Siebert aufgenommen. Nach dem Ende seiner Nürnberger Verteidigertätigkeit promovierte Richard bei Siebert über das Thema »Der faktische Verein« und wäre wohl auch dessen Assistent geworden, hätten sich nicht ganz andere Möglichkeiten eröffnet zu einer Karriere, die beweist, daß der Tüchtige in unserer Sozialen Marktwirtschaft - so er sich nur recht abrackert - stets den Marschallstab im Tornister trägt.

Dem Günter Geißeler aus der Rechtsabteilung von Mannesmann, der in Nürnberg den vielfachen Kriegsverbrecher Alfried Krupp verteidigt hatte, war der junge Kollege von Nürnberg nicht aus dem Sinn gegangen. Er holte sich am 1. Oktober 1950 unseren neuen Bundespräsidenten gleich nach seinem Referendarexamen in die Rechts- und Personalabteilung einer Mannesmanngesellschaft nach Gelsenkirchen. Geißeler wußte - und weiß noch heute im Econ-Band -,daß er mit Weizsäcker einen guten Fang gemacht hatte: »Das wichtigste für uns war seine kameradschaftliche Haltung. Wir Mannesmann-Juristen waren eine Mannschaft - und er war einer von uns.« Das war leicht zu erklären. Geißeler über sich und seinen Freund: »Als Frontoffiziere hatten wir erfahren, wie belastend es ist, Krieg führen zu müssen, und wie befriedigend, Männer führen zu dürfen. « Bei Mannesmann muß das besonders leicht gewesen sein: »Mit den Menschen, die dort arbeiteten, waren wir bald verbunden. Es waren im Kern dieselben, die wir im Krieg kennengelernt hatten. Der deutsche Bergarbeiter unterscheidet sich in seiner Zuverlässigkeit und Einsatzbereitschaft nicht vom deutschen Soldaten.«

Um einen neuen Mißbrauch wirtschaftlicher Macht zu verhindern, sollte damals nach dem Willen der Alliierten die Großindustrie entflochten werden. Doch Geißeler und sein Freund, unser neuer Bundespräsident, arbeiteten illegal dagegen: »Noch bevor die Liquidation der Mannesmannröhren-Werke, der alten Konzern-Muttergesellschaft, am 8. August 1952 für beendet erklärt wurde, hatten wir schon die 'Rückverflechtung' vorbereitet... Als erstes deutsches Montanunternehmen wurde Mannesmann aus der alliierten Kontrolle entlassen. Als erstem 'entflochtenen' Unternehmen gelang es Mannesmann, die durch die Entflechtung entstandenen Teile wiederzuvereinigen.«

Für seine Verdienste avancierte von Weizsäcker schließlich zum Leiter der wirtschaftspolitischen Abteilung der Mannesmann AG. Da hatte er längst schon den damaligen Mannesmann-Justitiar Dr. Wolfgang Pohle kennen- und schätzengelernt - auch ein Anwalt in Nürnberg: Er verteidigte eine der bedeutendsten Verbrechergestalten unserer Wirtschaft, Friedrich Flick. Pohle selbst gedieh schon bald zu einer besonders edlen Blüte unseres parlamentarischen Selbstbedienungswesens. 1957 zog er für die Christen-Union in den Bundestag, wechselte bald zu Flick über und konnte schließlich als Mitglied des Verteidigungsausschusses gleich an der Quelle die Interessen seines Arbeitgebers vertreten, der Pohle prompt zum persönlich haftenden geschäftsführenden Gesellschafter ernannte. Und damit alles in einer Hand blieb, ernannte ihn die CSU praktischerweise zu ihrem Schatzmeister.

Mannesmann-Geißeler über Pohle: »Schon früh zog er Richard von Weizsäcker zu Aufgaben heran, die über den Bereich unseres Unternehmens hinausgingen. Sie nahmen an Gewicht zu, als Wolfgang Pohle Mitglied des Deutschen Bundestages geworden war. Auf diesem Wege folgte ihm Richard von Weizsäcker.«

Diese Kränkung geht vielleicht doch etwas zu weit, zumal unser neuer Bundespräsident schon 1958 Mannesmann verlassen mußte, weil ihn der Ruf der Familie zu neuer Tüchtigkeit trieb. Für die Verwandtschaft seiner Ehefrau Marianne mußte er vier Jahre lang die verwaisten Bankhäuser Waldthausen und Co. führen. Mit Mannesmann als Kundschaft fiel das nicht allzu schwer. Am Ende konnten, nach Econ-Angaben, alle zufrieden sein: »Er hatte Risiken vermieden, Erträge gesteigert, das Vermögen der Familie Waldthausen vermehrt und sichere Arbeitsplätze hinterlassen.«

Jetzt aber, 1962, mit 42 Jahren wollte sich Richard von Weizsäcker ganz auf eigene Füße stellen. Da traf sich's gut, daß sein ehemaliger Nürnberger Mitverteidiger Hellmut Becker eines Tages Ernst Boehringer besuchte, der nicht wußte, wer nach seinem Tod das mächtige Pharma-Unternehmen leiten sollte. Bruder Robert Boehringer war lang schon ein Freund der Familie Weizsäcker. Er holte 1950 den vorzeitig entlassenen Ernst von Weizsäcker im Firmenwagen aus dem Kriegsverbrechergefängnis in Landsberg ab. Und so wurde unser neuer Bundespräsident nach dem Gespräch zwischen Becker und Boehringer Mitglied der Geschäftsleitung und bald auch persönlich haftender Gesellschafter jenes bedeutenden Pharma-Unternehmens, das seine Produktspuren so nachhaltig in Hamburgs berühmten Müllberg Georgswerder eingegraben hat, daß noch Generationen daran denken, ja vielleicht sogar dran glauben werden.

»Keine wichtige Unternehmensentscheidung fiel ohne Weizsäckers Einwilligung«, behauptet das Econ-Buch. Doch solche Vor-Verurteilung geht zu weit. Man sollte sie dem Spruch eines ' ordentlichen Gerichtes überlassen.

1953 war Richard von Weizsäcker der Christen-Union beigetreten. Obwohl er - von Pohles Vorbild beflügelt - 1957 und 1961 den nordrheinwestfälischen Parteifreunden anbot, für sie in den Bundestag zu gehen, stellten die ihn nicht auf. Doch das änderte sich, als er 1962 zu Boehringer nach Rheinland-Pfalz wechselte. Denn da kam der Referent des Verbandes der Chemischen Industrie aus der BASF-Stadt Ludwigshafen des Weges und gewann den neuen Boehringer-Kollegen nach

einer ganztägigen Wanderschaft durch die Oberingelheimer Weinberge als Mitglied mit der Nummer 1423/02435 für den CDU-Landesverband Rheinland-Pfalz. Helmut Kohl,- so hieß der Chemieverbandsreferent - sorgte dafür, daß Weizsäcker 1965 endlich kandidieren konnte.

Doch jetzt verdarb die Firma, die ihr Vorstandsmitglied nicht auch noch nach Bonn ziehen lassen wollte, den Plan. Weizsäcker mußte kurz vor der Wahl zurücktreten. Er hatte schon Trost in der Evangelischen Kirche gefunden, die ihn 1964 zum Präsidenten ihres Kirchentages gemacht hatte. Aus dem Giftpharma-Konzern stieg er 1967 nach dem Tod seines Gönners Ernst Boehringer aus. Er machte eine Rechtsanwaltskanzlei in Bonn auf, wurde Mitglied des CDU-Bundesvorstands und Mitbegründer jener seltsamen Stiftung »Wissenschaft und Politik« im bayerischen Ebenhausen, die kürzlich bei der Bundestagsanhörung über »Entwicklung und Rüstung« eine dubiose Rolle spielte, als sie vor einer »beständigen Dämonisierung des 'Wettrüstens'« warnte und illegalen Waffenhandel verharmloste.

Zweimal kandidierte Weizsäcker vergebens für das Amt des Bundespräsidenten, das ihm als arbeitslosem Politiker - er war Chef der CDU-Grundwertekommission - angemessen erschien. 1969 parteiintern gegen den ehemaligen Innen-, Notstands- und Verteidigungsminister Gerhard Schröder, der in der Fraktion den Sieg davontrug, weil er fest mit den Stimmen der NPD in der Bundesversammlung rechnen konnte. Schröder unterlag schließlich gegen Gustav Heinemann, der eigentlich keine der Qualifikationen besaß, die unser Bundespräsident braucht - er hatte weder dem Ermächtigungsgesetz für Hitler zugestimmt wie Theodor Heuß, noch Konzentrationslager-Baracken entworfen wie Heinrich Lübke, und er war auch nicht - wie später Walter Scheel und Karl Carstens - Mitglied der NSDAP.

1974 als offizieller Kandidat der Union kämpfte Weizsäcker auf verlorenem Posten gegen Scheel. Und 1979 wurde ein Mann gebraucht, der sich deutschnational profiliert hatte wie Carstens. Weizsäcker, der nach Würden strebte, übernahm wieder das Präsidium des Evangelischen Kirchentages und kandidierte 1979 vergebens als Regierender Bürgermeister von Westberlin. Das wurde er erst 1981, als der sozialliberale Senat im Strudel des Garski-Skandals untergegangen war.

Da saß er nun im Amt, silberweiß das Haar, mild das Gesicht. Honorig, staatstragend, loyal, edel, hilfreich, vornehm und gut. So jedenfalls sahen ihn die Medien. Vor allem aber war er ein grundehrlicher Mann, auf den die Berliner - die brauchten das - sich verlassen konnten. »Gehen Sie davon aus: Andere als Berliner Aufgaben wird es in meinem politischen Leben nicht geben.« So sprach er. Denn das Amt des Regierenden Bürgermeisters sei die »Krönung meines Lebens« und »meine Lebensaufgabe mit Fleisch und Blut - nach dieser Aufgabe werden weitere nicht folgen«.

Da dachte er schon an das schöne Amt in Bonn, für das er sich schließlich, als Kohl immer noch schwer hörte, mit aufdringlicher Vornehmheit nicht selbst nominierte. Das Amt des Bundespräsidenten, so sprach er letztes Jahr deutlich, und es klang schon wie ein Hilfeschrei, sei »das einzige, für das man sich nicht bewirbt, bei dem man aber auch nicht einen Antrag abzulehnen hat, der einem überhaupt nicht gestellt wurde«. Da erbarmte sich Kohl, und Weizsäcker war endlich in der ersehnten Lage, den Antrag per »Gewissensentscheidung« nicht abzulehnen.

Auch sonst ist auf Weizsäckers Wort Verlaß - für jeden, der ihm glaubt. 50.000 Wohnungen bis 1985, »und zwar mindestens«, versprach er den Westberlinern, 10.000 sind es geworden. Mehr Arbeitsplätze wollte er schaffen. Als er ging, hatte er die Zahl der Arbeitslosen nahezu verdoppelt. Den Hausbesetzern wollte er mit einer liberalen »Linie der Vernunft« begegnen - sein Bausenator Rastemborski, der das ernst nahm, landete in der Nervenklinik.

Eichmanns Judenlieferant Ernst von Weizsäcker hatte sich bei seiner Tätigkeit damit getröstet, daß »große Wandlungen in der Geschichte sehr oft unter Verbrechen herbeigeführt werden müssen«. Und so hatte er - selbst kein überzeugter Nationalsozialist - über die Verbrechen geschwiegen, an denen er sich mehr und mehr selbst beteiligte.

Sohn Richard kann reden. Ja, er war in Berlin sogar in der Lage zu handeln. Der Leiter seines Persönlichen Büros, Friedbert Pflüger: »Besprechungen wie die 'Kleine Lage' benutzte Weizsäcker stets auch dazu, seine Mitarbeiter zu 'erziehen'. Fehler wurden unerbittlich aufgedeckt und offen angesprochen. Den pädagogischen Eifer Weizsäckers haben auch Senatoren, Partei- und Fraktionsspitzen oft kennengelernt. Aber selbst gestandene Politiker haben dagegen nie aufbegehrt.«

Doch Heinrich Lummer, sein Stellvertreter, hat diesen pädagogischen Eifer nie kennengelernt. Weizsäcker hat, obwohl er die Macht dazu besaß, Lummer nicht zur Rechenschaft ge zogen, als der durch seine Polizei Rattay in den Tod trieb. Reibungslos kollaborierte Weizsäcker mit dem Christdemokratischen NPD-Freund, dem die bloße Existenz von Ausländern Ekel (»Das fängt beim Geruch an«) bereitet. Weizsäcker schwieg, als zur Feier des Neuen Jahres unter Lummers Verantwortung sechs Asylanten in ihrem Gefängnis verbrannt wurden. Weizsäcker schwieg, als die Zeugen für diese Menschenverbrennung schleunigst ins Ausland abgeschoben wurden. Und er fand auch kein Wort des Bedauerns, als die Leichen der Opfer vertauscht und in die falschen Heimatländer abgeschoben wurden.

Doch als am letzten Tag seiner Amtszeit die Panda-Bärin Tian-Tian nach kurzer Krankheit verschied, da ernannte er das gastfreundlich aufgenommene Tier »eine der großen Persönlichkeiten unserer Stadt«.

»Für das Amt des Bundespräsidenten aber befähigt ihn noch mehr. Er verkörpert eine geistig-philosophische Haltung, die auch Gegnern seiner politischen Auffassung Anregung und Orientierung zu geben vermag. « So schreibt SPD-Fraktionschef Hans-Jochen Vogel über den Gegner aus Berliner Tagen. Tatsächlich gewährt Weizsäcker Orientierung: der Friedensbewegung, damit sie weiß, daß sie sich als »selbstmörderischen nationalistischen Mißbrauch« betrachten muß. Ronald Reagan, damit er weiß, daß er uns in der Tasche hat: »Gewiß, wir sind nicht mit jedem Zungenschlag aus Amerika einverstanden. Aber wir sind Partner auf der Grundlage einer tiefen inneren Übereinstimmung.« Und uns allen, damit wir akzeptieren, wofür wir sterben: »Verzichtet die Bundesrepublik auf die atomare Abschreckung, so setzt sie Freiheit, Menschenrechte und Menschenwürde aufs Spiel.«

Wer so schön reden kann, und wer dazu noch wenige Wochen vor seiner Wahl mit dem »Nationalzeitungs«-Barden Heino und den Fischerchören auf dem ARD-Bildschirm erscheint und dort von Springer Goldene Harfen in Empfang nimmt, und dazu noch das Ganze mit solcher Verspätung, daß er auch noch auf den Videorecordern erscheint, die nur für die »Blechtrommel« eingestellt waren, der ist nun mal unser aller Präsident. Auch der Präsident der Westberliner AL-Abgeordneten Kordula Schulz. Sie konnte - berichtet sie im Econ-Buch - im Abgeordnetenhaus Richard von Weizsäcker »stundenlang beobachten und kam zu dem Schluß, daß ein Politiker aus zwei Menschen besteht - dem Politiker und dem Menschen«. Vom Politiker, der »zwei Jahre lang ein Ansprechpartner für die Betroffenen der Senatspolitik zu sein schien, allerdings ohne daß sich die Senatspolitik geändert hätte«, hält sie nicht viel, umso mehr vom Menschen: »Richard von Weizsäcker war mir sofort sympathisch - nicht nur, weil er mir eines Nachts, nach seiner Plenarsitzung, geholfen hat, meine Handtasche zu suchen«.

Konkret 06/84, S. 27

Home of the brave

Die Sieger am Abend des heldenhaften Kampfes: Grenada, das kommunistische »Krebsgeschwür« (»FAZ«), ist. kuriert, die Operateure stellen sich den Fotografen. Wer wünschte sich nicht, von solchen Männern befreit und in die »Wertegemeinschaft« (Kohl, aber auch Schmidt, Genscher etc.) des freien Westens zurückgeführt zu werden?

Die GIs, nette Jungs von nebenan, ausgestattet mit, Maschinengewehren, Granatwerfern, Nahkampf-Dolchen und der durchschnittlich pathologischen Fröhlichkeit auserwählter Kretins, posieren für ein Symbol ihrer Mission mit einem Symbol ihrer Mission: der Pressefreiheit. Auch über der kleinen mittelamerikanischen Insel bläht sich die Wichsvorlage des Monats wieder als Banner der Freiheit. War das nicht. Tot und Verwundung von vierhundert Grenadern und Kubanern (überwiegend Niggern) wert?

Kontrapunkt: Wer noch nicht weiß, was der deutsche Faschismus war, soll angesichts dieses Bildes daran erinnert werden, daß sich Europa im Mai 1945 durch solche Typen zurecht *befreit* fühlen durfte. Immerhin haben sich die Deutschen inzwischen so gut herausgemacht, daß den Befreiern Grenadas der Segen der Bundesregierung zuteil werden konnte.

Konkret 06/84, S. 28

Warner Poelchau

Chile

Er komme, um »die Wirklichkeit des Widerstands zu leben«: Dieses Empfehlungsschreiben gaben Exil-Chilenen dem KONKRET-Autor Warner Poelchau mit auf den Weg in ihre Heimat. Poelchau erlebte den Widerstand - auch am 1. Mai in Santiago

Der, den du begleitest, ist ein großer Mann«, sagt einer seiner Freunde, die mit zum Abschied auf dem Düsseldorfer Flughafen gekommen waren. Ein »großer Mann« - denken wir bei diesen Worten nicht gleich den grauen Nadelstreifenanzug, den dezenten Seidenschlips, imposante Erscheinung, Weltläufigkeit mit? Nichts davon an dem alten Mann neben mir. Er ist klein, trägt eine schwarze Kunstlederjacke mit braunem Teddykragen, einen abgegriffenen Lederhut, einen grobgestrickten Pullover, eine Plastiktüte in der einen und ein mit Kordel zusammengeschnürtes Päckchen in der anderen Hand. Er sieht aus wie ein Rentner, der weiß, daß die Gesellschaft ihn in die Ecke gestellt hat.

Der 71jährige Santiago Oryazun ist einer jener wenigen im Exil' lebenden Chilenen, denen das Pinochet-Regime unter dem Druck der Opposition die Rückkehr in ihre Heimat erlaubt hat.

Im März besuchte ich ihn und seine Frau in ihrer Sozialwohnung in Düsseldorf, in der sie seit November 1977 lebten. Die Einrichtung entsprach dem, was sie zum Leben hatten: pro Person 300 Mark Sozialhilfe im Monat. Vier Wochen nach dem Putsch der Generäle, im Oktober 1973, war Santiago plötzlich nicht mehr nach Hause gekommen. Drei Wochen später erfuhr seine Frau, daß ihn Soldaten festgenommen hatten: wegen Vergehen »gegen die Sicherheit des Staates«. Oryazun war ein politischer Führer der Unidad Popular gewesen. Seit frühester Jugend habe er immer »mit meinen Händen gearbeitet«. Holzarbeiter, Kesselreiniger, Militärdienst, Schafscherer.

Zur Zeit der Unidad Popular und des Putsches war Santiago, der seit den 80er Jahren politisch aktiv gewesen war, Chef der »junta de vecinos«, einer Art Nachbarschaftshilfe, in der Region »Magellan«. Nach seiner Verhaftung landete er im Fußballstadion von Punta Arenas. Es folgten Gefängnis und Folter, das KZ auf der Insel Dawson, Militärgefängnis und Gericht. Kurz vor Ablauf seiner vierjährigen Strafe wird ihm seine Alternative präsentiert: Er könne wählen - zwischen weiterer unbestimmter Haft und Folter oder Exil.

Am 1. September 1977 kommen er und Marta in der Bundesrepublik an. Nur ihre Kleidung durften sie mitnehmen. Nach einer kurzen Zwischenstation bei einer deutschen Familie ziehen sie in die Wohnung in der Fritz-Erler-Straße. »Wir haben immer sehr herzlichen Kontakt zu den Deutschen gehabt«, sagen beide. »Die Deutschen«. Das waren ausschließlich Mitglieder der Solidaritätsbewegung. Sonst haben sie kaum jemanden kennengelernt, sprechen auch heute kaum Deutsch. Als würde das Lernen der Sprache ein sich Einrichten im Exil bedeuten. So können sie auch nicht den Aufkleber in ihrem Hausflur lesen: NPD fordert Ausländerstop!« »Wir haben immer fest daran geglaubt, daß wir nach Chile zurückkehren.« Am 24. Dezember 1983 erhalten sie die Mitteilung, daß das Gorilla-Regime nachgegeben hat. Santiago ist in den sechseinhalb Jahren ein schwerkranker Mann geworden « Nach einem Schlaganfall kann er sich nur noch sehr langsam bewegen, seine rechte Hand zittert.

Ob er wirklich nur wegen seiner Tätigkeit in der »junta de vecinos« verhaftet worden sei, ob nicht doch andere politische oder Parteigründe eine Rolle spielen? Santiago: »Das werde ich dir beantworten, wenn wir heil in Chile an- und durchgekommen sind. « Die beiden Alten kehren eben nicht wie die deutschen Exilanten nach dem 8. Mai 1945 in ein befreites Land zurück.

Was er von Chile erwarte? - »Yo tengo mucho esperanza« - »Ich habe große Hoffnung.«

Auf dem Flughafen in Santiago de Chile weit und breit kein Soldat. Große Begrüßung mit der Tochter, Freunden und Enkelkindern. Weiterfahrt nach Rancagua im Süden Santiagos. Wieder keine Soldaten. Bevor ich am nächsten Tag in die Hauptstadt zurückfahre, möchte ich noch eine erste Einschätzung der Lage haben. Doch Marta will davon nichts wissen. »Ich habe Angst.« So wiederholt Santiago lediglich: »Yo tengo mucho esperanza.«

Im Zentrum von Santiago, auf der »Alameda«, der Hauptstraße, stehen immer ein Wasserwerfer und ein Bus mit Carabineros. Es ist makaber, aber ich bin fast froh, sie zu sehen. Auch wenn das Aufgebot nur normale bundesdeutsche Ausmaße hat. Zu sehr war in den ersten Tagen mein Bild von der faschistischen Diktatur ins Schwanken geraten. Die zigtausend Gefangenen in den Fußball-Stadien, unzählige Leichen auf den Straßen, die brennende Moneda, der »Bulle mit Stahlhelm«, der auf den Kameramann zielt, die zerschlagenen Hände von Victor Jara, verbrannte Bücher, Friedhofsruhe, Terror - das war für mich das Pinochet-Regime.

Doch in den Buchläden hängen Bilder des kommunistischen Dichters Pablo Neruda, das Sortiment reicht von seinen Gedichten über den Roman zu dem Film »Missing« bis zu den ausgewählten Werken von Marx und Engels. In dem katholischen Rundfunksender »Cooperativa« wird für die Kassette »Solidarität mit Nicaragua« geworben. Überall

Aufnahmen von Violetta Parra, Inti Illimani und Quilapayun - sogar von Victor Jara. An den Kiosken die Zeitschrift »hoy« mit dem Titelaufdruck: »Ohne Zensur«.

Zeichen für den angeblichen Willen »der Junta zur Rückkehr zu Demokratie und Rechtsstaatlichkeit«, von dem der CSU-Abgeordnete Johnny Klein in der Bundestagsdebatte über die Lage in Chile gesprochen hat? Die zigtausend Ermordeten, die Verschwundenen, die unzähligen Folterstätten, die knappe Million Exilierte - sind sie nur noch Vergangenheit? Und die 65 Toten der letzten Demonstrationen gegen die Militärjunta Opfer »terroristischer Provokationen« von Gewalttätern, wie CSU-Klein meinte?

Der Putsch im September 1973 hat fast alle sozialen und politischen Organisationen zerstört. Aber mit dem Putsch begann auch der Widerstand, der viele Opfer gekostet hat und nur Schritt für Schritt vorwärts gekommen ist. Erst 1982 entstand so etwas wie eine machtvolle Volksbewegung mit öffentlichen Demonstrationen. Dem folgten die Protesttage von Mai bis August 1983, die zur Berufung des angeblich liberalen Jarpas zum Innenminister führten. Doch die Freiheiten, von denen du sprichst, hat nicht die Regierung gegeben, sondern sie sind von der Volksbewegung erkämpft worden, gegen die Regierung. Und in Wirklichkeit schlägt die Repression zur Zeit wieder auf allen Gebieten zu. Besonders hart und gründlich gegen die Volksopposition.«

Rafael Maroto, der das sagt, ist ein Repräsentant dieses Widerstands. Es war schwer, zu ihm zu kommen. Denn kurz zuvor waren zwei Oppositionspolitiker entführt worden- Leopoldo Ortega, Kommunist und Mitglied der chilenischen Menschenrechtskommission, und Jaime Insunza. Jaime Insunza ist ein bekannter Kommunist und Generalsekretär der Demokratischen Volksbewegung (MDP). Die MDP ist ein Bündnis der bedeutenden linken Organisationen: der Kommunistischen Partei, der Sozialistischen Partei (Almeyda), der Sozialistischen Partei (24. Kongreß), der Bewegung der Vereinigten Volksaktion (MapuOC) und der Bewegung der revolutionären Linken (MIR). Der Vorsitzende der MDP, Dr. Manuel Almeyda, wurde am 25. Februar verhaftet und wegen Aufrufs zum Generalstreik zu zwei Jahren und 200 Tagen Haft verurteilt. Cecilia Suarez, Vertreterin der SP (24. Kongreß) in dem National-Rat der MDP, mußte in der costaricanischen Botschaft um Asyl nachsuchen, da der Militärstaatsanwalt eine Terrorismusanklage gegen sie konstruiert hatte.

Mit Insunza hat das Regime den dritten Führer der MDP »unschädlich« gemacht. Der nächste in der Führung der MDP ist Rafael Maroto, der den MIR vertritt. Damit sie ihn nicht auch noch erwischen, holen wir ihn und zwei andere aus ihren Wohnungen, fahren sie durch das nächtliche Santiago in ein sicheres Versteck. Mich erstaunt, wie ruhig alle sind. Dabei ist aktive Unterstützung der MIR gut für mehrere Monate oder Jahre Knast. Julia und Ernesto, mit denen ich den Transport durchführe, wissen das: »Viele unserer Freunde waren oder sind im Gefängnis oder im Exil.«

Am nächsten Morgen sind es zwei mehr: Ortega und Insunza wurden vom Geheimdienst in ein Flugzeug nach Brasilien gesetzt. Wegen »kommunistischer Aktivitäten, die laut Artikel 8 der Verfassung verboten sind«, werden sie exiliert.

Am Abend ist ein Fest bei Julia und Ernesto, es trifft sich die »Prominenz« des linken Widerstands, Ärzte, Anwälte und Wissenschaftler. Es wird ständig spekuliert: »Wer von uns ist der nächste?

Dennoch stört mich der Wohlstand, die saturierte Atmosphäre. Sie kommen alle aus der gehobenen Mittelschicht. »Los personalidades«, wie Eduardo sie nennt. Als ich meine, mich da auszukennen, die Parallele zu den bundesdeutschen »Promis« ziehe und anfange, über die »Salonrevolutionäre« herzuziehen, fährt er mir übers Maul: »Die meisten hätten sich leicht mit dem Regime arrangieren, ein Vermögen verdienen können. Aber sie haben sich verweigert, setzen täglich unwahrscheinlich viel aufs Spiel.«

Eduardo ist Literaturwissenschaftler und mein Gesprächspartner beim »Comité de defensa de los derechos del pueblo« (Codepu) - dem »Komitee zur Verteidigung der Rechte des Volkes«. Es ist ein von den linken Parteien getragener Zusammenschluß politischer Widerstandskomitees, wie das »Komitee der Angehörigen der politischen Gefangenen« (AFPP), die Frauenorganisation CODEM und die Studentengruppe UDEM. Sie praktizieren den alltäglichen Widerstand: So blockiert die AFPP am 13. April mit einem Transparent gegen die Todesstrafe eine Kreuzung in der Innenstadt und verteilt Flugblätter. Noch bevor die Carabineros eingreifen können, sind die Demonstranten verschwunden.

Codepu organisiert nicht nur die politische Solidaritätsarbeit, sondern auch den sozialen Widerstand in Arbeiterwohngebieten, den poblaciones. Denn die Lage für die Arbeiter und Bauern in Chile wird unter der Pinochet-Regierung immer schlimmer.

Ein Arbeiter verdient heute am Tag zwischen 200 und 400 Pesos. Das sind sechs, bzw. zwölf Mark. Ein Kilo Brot kostet aber schon 1,25 Mark, ein Liter Milch 1,40 Mark, ein Apfel bis 40 Pfennig. Die einfache Fahrt zur Arbeit mit dem Bus - eine Notwendigkeit in der Riesenstadt Santiago - kostet 60 Pfennige.

Die Inflation soll angeblich nur 20 Prozent betragen. Doch die Preise für Grundnahrungsmittel, sagt Julia, steigen jährlich um »mindestens 50 Prozent«.

Ob 20 oder 50 Prozent - für die über 30 Prozent Arbeitslosen macht das kaum noch einen Unterschied. Haben sie Glück, erhalten sie im staatlichen Arbeitsbeschaffungsprogramm PEM den Mindestlohn von 60 Mark im Monat. Hat der Arbeiter Familie, ist er also »jefe de hogar«, erhält er 120 Mark. Das ist kaum noch zu viel zum Sterben.

Deshalb arbeiten viele als »comerciantes ambulantes« (fliegende Händler), sind dabei aber immer mit einem Bein im Gefängnis, weil Straßenverkauf ohne Gewerbekarte verboten ist. Und die Carabineros scheinen eine geradezu sadistische Lust zu verspüren, die comerciantes mit dressierten Schäferhunden zu hetzen und einzusperren.

Die Hälfte der Arbeitslosen, 15 Prozent der arbeitsfähigen Chilenen, hat überhaupt kein Einkommen. Arbeitslosenunterstützung gibt es nicht.

»Sollen sie doch kommen, die pacos! Es ist besser, im Kampf als vor Hunger zu sterben.« Hector Cerda, 27, verheiratet, ein Kind, seit langem arbeitslos, hat zusammen mit über 1000 anderen »companeros« gehandelt: Am 22. September letzten Jahres haben sie ein brachliegendes Gelände im Süden von Santiago besetzt und zunächst aus Pappe und Folien Hütten errichtet. Andere folgten ihnen. Heute existieren zwei »tomas«, in denen inzwischen zusammen rund 30.000 Menschen leben. Auf meine Frage, warum er bei der Besetzung mitgemacht habe, reagiert Hector zunächst verständnislos und sagt dann: »Weil mir nichts anderes übrig blieb, Mann! Ich hatte keine Wohnung und werde mir wohl auch nie eine leisten können. Wo sollten wir denn hin?«

Inzwischen sind die meisten Papphütten durch einfache Holzkonstruktionen ersetzt worden. Die Besetzer haben ihre Siedlungen nach dem Kardinal von Chile, Raul Silva Henriquez, und dem erzkonservativem Erzbischof von Santiago, »Juan Francisco Fresno«, benannt. Nicht aus Überzeugung. José Maduranda ist Vorsitzender der Selbstverwaltung der »toma Fresno«. »Das war eine rein taktische Namensgebung. Wir brauchen Hilfe. «

Die kam zunächst von allen Seiten. Die Kirche unterstützte sie ebenso wie die Christdemokraten und die Kommunisten. So konnten die Angriffe der Carabineros in den ersten drei Wochen abgewehrt werden. Heute schützt ein Wassergraben das Gelände von außen. Im Inneren haben die Besetzer einen Selbstschutz organisiert, der Diebe und Provokateure rausschmeißt. Doch die Probleme sind groß und die Mittel der Toma-Bewohner gering. José: »50 Prozent von uns sind völlig arbeitslos, 25 Prozent arbeiten als 'comerciantes ambulantes', 20 Prozent erhalten Sozialhilfe und nur fünf Prozent haben richtige Arbeit.«

Die Lage wird sich noch verschlimmern, wenn die Kälte- und Regenperiode kommt. Da es keine Kanalisation gibt, drohen die Siedlungen zu einer einzigen Kloake zu werden. Dennoch werden sie alle bleiben.

Ganz Optimistische haben an eine Wand in der poblacion La Granja auch schon geschrieben »la toma de Chile va!« Diese Inschrift muß noch aus der Zeit vor dem letzten Protesttag am 27. März stammen. Damals hofften alle, daß man innerhalb kürzester Zeit von den Prostesttagen zum Generalstreik und danach zur »Inbesitznahme Chiles« übergehen würde. Doch nach den Ausweisungen von Insunza und Ortega kehrte in den Kreisen des Widerstands Ernüchterung ein. »Las momias«, die Mumien, sind noch nicht besiegt, sie setzen die im August 1983 begonnene Taktik der Spaltung durch Zugeständnisse und gezielte harte Repression fort.

Dabei spekuliert das Pinochet-Regime auf traditionelle Gegensätze in der Opposition, wie das Mißbrauchen der Linken vor dem Opportunismus der Christdemokraten, die - so ein Mitglied der KP - »immer auf der Seite sind, wo sie die Sonne wärmt«. Andererseits sitzt bei den Christdemokraten und einigen sozialdemokratischen Gruppen der Antikommunismus sehr tief.

Die führte schon im Sommer letzten Jahres zur Gründung zweier verschiedener Oppositionsbündnisse: dem MDP und der Alianza Democrática (AD), einem Zusammenschluß verschiedener bürgerlicher und sozial-demokratischer Parteien unter der Federführung der Democracia Cristiana (PDC).

Die Spaltung in eine starke linke, insbesondere kommunistische, und eine christliche Strömung setzt sich auch in den zwei entscheidenden Bereichen der chilenischen Gesellschaft fort: Kirche und Gewerkschaften. In der Kirche sind es die Basisgemeinden und die »Vicaria de la Solidaridad«, die kirchliche Menschenrechtsinstitution, die sich ohne Einschränkungen und Berührungsängste für die sozialen und politischen Belange der Arbeiter und Bauern einsetzen.

In sämtlichen Gewerkschaften Chiles sind entscheidende Führungspositionen von Christdemokraten besetzt. Einer von ihnen, Rodolfo Seguel, ist Chef des Dachverbandes Comando Nacional de Trabajadores. German Corea, der zweite Mann der Sozialistischen Partei in der MDP: »Die kommunistische Partei wollte, wie 1973, um jeden Preis ein Bündnis mit den Christdemokraten haben. Dafür bezahlen wir heute den Preis, indem wir keinen einzigen linken Vorsitzenden haben. «

Das Pinochet-Regime unternimmt einiges, um die Spaltung voranzutreiben: So gab die Junta dem Verlangen des Papstes nach und ließ die vier MIR-Mitglieder, die sich in die Botschaft des Vatikans geflüchtet hatten, ausreisen. Sie waren

angeklagt, Ende August den Stadtkommandanten von Santiago, General Urzua, erschossen zu haben. Dafür beantragt der Militärstaatsanwalt für die drei inhaftierten MIR-Mitglieder Jorge Palma, Hugo Marchant und Carlos Araneda wegen der gleichen Tat die Todesstrafe. Zehn angebliche Mörder Urzuas sind schon im letzten halben Jahr bei mehreren sogenannten »bewaffneten Auseinandersetzungen« von der chilenischen Geheimpolizei erschossen worden.

Für den 14. April ist eine nationale Gewerkschaftsversammlung einberufen. Sie soll, so der Wille einer starken Fraktion in der Gewerkschaftsbewegung, den Generalstreik zum nächstmöglichen Termin beschließen. Sergio Troncoso, einer der Sprecher der Bauarbeitergewerkschaft: »Am 27. März haben die Massen mit ihren Arbeitsniederlegungen schon die zögernden Gewerkschaftsführer überholt. Wenn sie nicht zur Tat schreiten, wird das - so leid es mir tut - bald wieder geschehen.« Troncoso weiß, daß eine ungeplante, rein spontane Militanz gerade angesichts von 30 Prozent Arbeitslosigkeit schnell in Resignation umschlagen kann.

Die Regierung Pinochet nutzt den vor drei Wochen ausgerufenen Ausnahmezustand und dekreditiert, daß alle politischen Versammlungen zehn Tage vorher angemeldet und genehmigt werden müssen. Die geplante Gewerkschaftsversammlung ist damit verboten, die Carabineros riegeln den Saal ab. Die CNT-Führung beantragt eine erneute Versammlung für den 28. April und eine öffentliche Versammlung zum 1. Mai. Die Diskussion über den Streik ist damit erst einmal vom Tisch. Die Regierung genehmigt die beantragten Versammlungen.

Mit der Ausrufung des Ausnahmezustands war zunächst für die oppositionellen Zeitschriften »Cauce«, »Hoy«, »Apsi« und »Análisis« die Vorzensur verhängt worden. »Cauce« konnte eine Woche nicht erscheinen - wegen eines Artikels über »die Häuser des Herrn Pinochet«. Doch schon eine Woche nach dem »protesta« vom 27. März hebt der »Minister der politischen Öffnung« Jarpa die Vorzensur wieder auf. Allerdings nur für kurze Zeit. Am 10. April veröffentlicht »Análisis« unter dem Titel »!Que se vaya! « - »Er möge endlich abhauen! « eine Meinungsumfrage, nach der 73,4 Prozent für ein möglichst schnelles Ende der Ära Pinochet sind. Der Chefredakteur Juan Pablo Cárdenas in seinem Kommentar: »Es stimmt: Unsere Zeitung fördert die Subversion gegen die heutige Ordnung... Sicher: Wir befinden uns im Krieg gegen Totalitarismus, Hunger, Mord und Folter.. Würden wir etwas anderes sagen, würden wir lügen.«

Dafür landet Cárdenas, ein ehemaliger Christdemokrat, im Knast. Unter anderem wegen »massiver Beleidigung des Staatspräsidenten«. Nach über zwei Wochen kommt er gegen Kaution frei. Unfrei bleibt hingegen die Presse, gegen die wieder die Vorzensur verhängt worden ist. Es trifft besonders »Análisis« (MDP-nahe), »Apsi« (beoque socialista), »cause« (sozialdemokratisch) und »Hoy« (christdemokratisch). Allerdings legen die Zensoren Fingerspitzengefühl an den Tag. Maria Olivia Mönckeberg, die Cárdenas in der Redaktionsleitung von »análisis« vertrat: »Während wir tagelang warten müssen, was bei unseren Zeitungen zensiert wird, es heute nach über sechs Tagen noch nicht erfahren haben, hatte »Hoy« schon nach fünf Stunden die Erlaubnis, ohne jegliche Streichung zu drucken.«

In der Woche vom f5. April zum 1. Mai ist das christdemokratische »Hoy« die einzige oppositionelle Zeitschrift, die erscheinen kann. Schlagzeile dieser Nummer: »Die

Mehrheit ist für den Dialog!«

»EI diálogo« - das ist das Zauberwort der Konservativen und auch der Regierung. Die Faschisten wollen den Dialog zwischen dem Regime und der AD, aber ohne die sozialistischen Gruppierungen. Die Regierung ist für den Dialog, aber ohne die Vorbedingung von Pinochets Rücktritt und natürlich ohne die Marxisten. Und Kardinal Fresno kommt aus Rom mit der Botschaft zurück: »Der Papst hat mich gebeten, den Dialog in Bewegung zu bringen.«

Zum »Dialog in Chile« will natürlich auch CSU-Klein ermutigen. Und in einem Vortrag »Wie das Außenministerium der ‚Vereinigten Staaten heute die Entwicklung Chiles sieht«, beklagt sich am 12. April der Staatssekretär für Interamerikanische Angelegenheiten James H. Mitchell, daß »die chilenische Regierung« - bisher - »unseren Aufforderungen zum Dialog« nicht nachgekommen ist.

Darum geht es heute in Chile: Soll mit dem Regime, das von den Amis installiert, über zehn Jahre jegliche demokratische Entwicklung in Chile blutig unterdrückt hat, rigoros Schluß gemacht werden? Oder soll alles in einer Großen Koalition aus Faschismus und gemäßigter Opposition enden?

In der jüngsten Analyse des Generalsekretärs des MIR, Andres Pascal Allende, steht zum Schluß eine klare Antwort: »Mit der Diktatur verhandelt man nicht, man muß sie zerstören. Das ist der einzige Weg zur Demokratie und Freiheit.«

Manuel Almeyda, der vorübergehend aus dem Gefängnis entlassen worden ist, ist sich sicher, daß »es sehr schwierig sein wird, Pinochet ohne ein Bündnis mit den Christdemokraten zu stürzen.« Daß es umgekehrt nicht anders aussieht, wissen die Führer der Christdemokraten in Chile - bei denen Blüm übrigens ein Rechtsaußen wäre - auch. Ohne die linken Teile der Arbeiterbewegung bleibt ihnen nur ein Arrangement mit den konservativen, faschistischen Kräften. Manuel Almeyda:. »Die Christdemokraten können auch nicht alles mitmachen. Sie haben die Erfahrung von zwei linken Abspaltungen. Gerade die Basis in den Gewerkschaften macht ein zu starkes Anbiedern nach rechts nicht mit. «

Und so rufen zum ersten legalen 1. Mai in Santiago im Parque O'Higgins gemeinsam CNT, MDP und AD auf. Es einen sie die gemeinsamen Forderungen: Rücktritt der Regierung Pinochet, Einberufung einer provisorischen Regierung für 18 Monate und Erarbeitung eines Programms zur Sanierung der chilenischen Wirtschaft. Manuel Bustos, einer der christdemokratischen Gewerkschaftsführer, gerät ins Schwärmen: »Das wird die erste legale Maifeier in Santiago seit 1973. Und die letzte unter der Militärregierung.«

»Genau! « - meint Santiago Oryazun, als ich ihn und Marta am 29. April im Flughafen treffe. Wir fliegen nach Punta Arenas, über 2.000 Kilometer südlich von Santiago. Dort, in ihrer Heimatstadt, wird ihr Exil erst wirklich enden. In Punta Arenas erwartet uns eine Gruppe von über 50 Freunden mit einem Transparent: »Comité de Retornos - Bienvenido!« Was folgt, wirkt, wenn man es beschreiben will, mit Sicherheit kitschig: Kinder, die sie seit Jahren nicht mehr und Enkel, die sie noch nie gesehen haben: eines schenkt Santiago eine chilenische Fahne. Es fließen Tränen - bei Marta, aber auch bei den Freunden, mit denen er gemeinsam auf der KZ-Insel Dawson gesessen hatte. Mit einem Autokorso geht es durch Punta Arenas hin zu ihrem Haus. Dort singen sie einige Strophen der Nationalhymne.

Punta Arenas ist ins Gerede gekommen. Denn Pinochet hat hier seine bisher schlimmste Abfuhr erhalten. Zigtausende empfingen ihn mit dem Ruf »Mörder«. Angeblich wurde er auch mit Scheiße beworfen.

Ich mache mich selbstständig. Anhand von Adressen, die ich mitgenommen hatte, bekomme ich Kontakt zu Mitgliedern der Kommunistischen Partei. Die Jungen haben die Schnauze voll, sie wollen den bewaffneten Kampf vorbereiten. »Wenn wir es diesmal nicht schaffen, mit den protestas und dem Streik, dann bleibt nur noch dieser Weg.« Die älteren Genossen werfen ein: »Aber doch noch nicht heute. Das ist eine taktische Frage, die man genau untersuchen muß.« Keiner der Jugendlichen widerspricht ihnen grundsätzlich. Nur: »Es ist mal wieder typisch. Niemand von uns will jetzt sofort zuschlagen. Ihr redet immer nur von Taktik. Wenn es dann soweit ist, ist es zu spät, sich vorzubereiten.«

Die legalistische KP, die Partei, die den MIR wegen seiner Forderung nach der bewaffneten Volksmacht bekämpft hat, die immer den Kompromiß mit den Bürgerlichen gesucht hat - auch in ihr gärt es.

Für Santiago ist wichtiger, daß auch die jungen Menschen politisch aktiv sind. Ihr Engagement kommt aus der Familie, aus den politischen Inhalten, die ihnen dort vermittelt werden.

Am nächsten Morgen beantwortet Santiago mir, weshalb er eigentlich habe ins Exil gehen müssen, indem er mir eine Medaille zeigt. »Ich hatte immer Angst, daß der Geheimdienst sie findet und verschwinden läßt.« Doch seine Familie hat die »Louis-Emilio-Recabaren-Medaille« gut versteckt. Santiago hat die nach dem Gründer der Bauarbeitergewerkschaft und der Kommunistischen Partei benannte Auszeichnung am 19. Dezember 1968 für 30 Jahre Mitgliedschaft erhalten. Doch auch die Angst ist wieder da. Ich darf ihn nicht mit seinem »Orden« fotografieren.

Diese Angst wird wohl erst dann vergehen, wenn das chilenische Volk Pinochet rausgeschmissen hat. Beim Abschied ist Santiago da noch einmal ganz sicher: »Er wird noch in diesem Jahr stürzen.«

Hunderttausend Menschen sind am 1. Mai im Parque O'Higgins. Transparente aller Parteien von den Christdemokraten bis zum MIR, Bilder von Recabaren, Frei und Allende. Aus den Lautsprechern dröhnen die Lieder der Unidad Popular. Die Mauern vor und auf dem Gelände sind mit Grafitti übersät. Hunderte von »comerciantes ambulantes« verkaufen wie gewöhnlich Getränke, Sonnenhüte, Zigaretten und Süßigkeiten. Neu im Angebot heute: Aufkleber mit Parolen gegen die Junta, für den Sturz Pinochets.

Auf einem Platz vor der Rednertribüne sitzen die Vertreter aller politischen Richtungen und aller Gewerkschaften. Ich treffe alle wieder, die ich während meines Chile-Aufenthalts gesprochen habe. Die »personalidades«, aber auch die einfachen Mitglieder von Codepu, die gerade aus dem Gefängnis kommen. Knasterfahrung hat sicherlich die Hälfte aller. Trotzdem machen sie weiter. Immer wieder rufen sie den neuen chilenischen Schlachtruf »Y va caer« - »Und er wird stürzen«.

Am blauen Himmel schwebt ein Drachen mit dem Porträt von Salvador Allende.

»Die Regierung wird etwas unternehmen, wird Gewalt provozieren«, hatte Rafael Maroto vorausgesagt. »Die wollen den Christdemokraten und Gewerkschaftsführern zeigen, daß es immer Krawall gibt, wenn man mit Kommunisten und Miristas zusammenarbeitet.«

Er behielt recht. Die Reden der Gewerkschaftsführer hatten gerade begonnen, da krachten am Eingang des Veranstaltungsgeländes die ersten Tränengasgranaten. Die Carabineros griffen an. Dreieinhalb Stunden dauerte die Straßenschlacht. Die »pacos« setzten eine Unmenge von Tränengas ein. Ich habe noch nie soviel geheult. Die Tränengasgranaten werden gezielt auf Demonstranten abgeschossen. Ein Junge neben mir wird getroffen. Das Geschoß bricht seinen Arm. Später wird auch scharf geschossen, als die Demonstranten die »pacos« mit Steinschleudern und Zwillen vertrieben hatten. Während es immer mehr Verletzte und Verhaftete gibt, geht die Versammlung im Parkinneren weiter. Einer der Redner, der Chef der Angestelltengewerkschaft, Hernol Flores, trägt ein »Solidarnosz«-Abzeichen am

Revers. Bei den Jungen draußen, die durch ihren Widerstand es überhaupt ermöglichen, daß die Veranstaltung weitergehen kann, läßt sich keiner von ihnen sehen.

Bilanz der Provokation: Ein Toter, 60 Verletzte und über 100 Verhaftete. Bilanz der Maiveranstaltung im Inneren: MDP, CNT und AD bleiben sich einig - innerhalb der nächsten drei Monate soll der Streik stattfinden.

Kurz vor meinem Abflug spreche ich mit Manuel Almeyda. »Wir müssen aufpassen, daß wir uns nicht von den jungen Kämpfern abspalten lassen. Aber über unsere Differenzen reden wir später. Das wichtigste ist, daß die Militärdiktatur endlich gestürzt wird. Ob es dieses Jahr geschehen wird, kann niemand sagen. Möglich wäre es. Sicher ist: Bis 1989 - wie er angekündigt hat - wird Pinochet nicht mehr im Amt sein. Er wird vorher gestürzt.«

Konkret 06/84, S. 36

Wolfgang Schneider

Opportunismus satt

Die losen Perspektiven des Peter Glotz für eine »regierungsfähige Linke«

»Meine prognostische Kraft ist durch die Interessen begrenzt,
die zu vertreten ich vor 20 Jahren begonnen habe.
Ich bin nicht objektiv; ich bin Parteisekretär. «
(Peter Glotz, 1984)

Seit die Sozialdemokratie vor 70 Jahren den Anspruch aufgab, die Welt zu verändern und sich - eben darum vergeblich - aufs Interpretieren verlegte, bevorzugt sie den Konjunktiv: Die Partei »mußte die mittel- und langfristige Entwicklung interpretieren, die Menschen auf neue Entwicklungen vorbereiten, Ziele und Werte setzen, die über den Zielkatalog des Konkurrenz und Neidprinzips hinausreichen. Sie müßte die Lebensstile der verschiedenen Schichten prägen, statt sich ihnen im Wahlzyklus anzupassen« (Glotz, 1987). »Interpretieren, Werte setzen, Lebensstile prägen« - so lautet das Programm einer Sozialdemokratie, die zwar noch an der Regierung, aber politisch bereits in der Defensive ist, und die, daß sie dies weiß, durch jene kulturpolitische Reduktion ihres Anspruchs ausdrückt, mit der sie darauf verzichtet, an die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung auch nur zu rühren.

Das will sie selbstverständlich auch 1984 nicht, erlaubt sich aber, da die Gegenwart allein deshalb schwärzer sein muß, weil nicht länger sie den Schrecken verwaltet, eine entsprechend dramatischere Version ihres Credos: »Gibt es eine sozialdemokratische Vision für die 90er Jahre, die der schmerzhaften Realität der an ihre Grenzen stoßenden deutschen Industriegesellschaft angemessen ist?« Diese rhetorische Frage zu beantworten, hat der auf neue Ufer abonnierte Parteistratege Peter Glotz ein Buch geschrieben, dessen zentrale Themen in ihr bereits anklingen: die deutschen Grenzen und die Schmerzen der kapitalistischen Industriegesellschaft* .

Angesichts »vieler konservativer (und also selbstverständlich-machtbewußter) Regierungen« unter der »Aussperrung von der Macht« leidend, hat Glotz »die deutsche Linke« unter seine Funktionärs-Lupe genommen und eine Zersplitterung ausgemacht, die ihn hoffen läßt. Da gibt's, sagt er, neben- und gegeneinander:

· die klassische Industriearbeiter-Fraktion (schrumpfend und daher für die SPD von tendenziell geringerem Interesse),

· das Dienstleistungslager (wachsend und also besonderer Aufmerksamkeit wert),

· ökologisch/rüstungskritische Teile des Bürgertums,

· die Altlinken (Marxisten in SPD und Gewerkschaften; im 'geteilten Deutschland' chancenlos),

· heimatlos/genschergrameSozialliberale

· und »die 'Grünen' mit ihrer bemerkenswerten Ausstrahlung auf die postmaterialistisch orientierte Intelligenz« (die sind, glaubt Glotz, das Produkt eines »politischen Kunstfehlers« seiner Partei).

All das möchte er der SPD zuführen: »Wie entsteht aus diesem Geflecht ein 'alternativer Block'? Wie kann die Sozialdemokratie zum 'organisierenden Zentrum' eines neuen Bündnisses werden?« Denn daß »nur die SPD« zum Inspirator und Vollstrecker einer »regierungsfähigen Linken« sich eignet, ist Glotz so selbstverständlich wie die Annahme, daß es auf letztere heute entscheidend ankäme. Lediglich einiger allgemein gehaltener Losungen - solcher eben, die zur »Überformung ökonomischer Einzelinteressen« taugen - bedarf es noch, um »die Menschen«, die »ihr Vertrauen nicht an eine sogenannte Sachfrage« binden, »sondern Orientierung beim Überleben« suchen, der SPD einzugemeinden. Glotz hat - so ziemlich als letzter - nun endlich auch die gefunden: »Wer dieses Land führen will« muß die beiden »Modi« der »Überlebensfrage« »abdecken«: »den nationalen (äußere Sicherheit!) und den ökonomischen«. Behutsam allerdings, denn keinesfalls dürfen »Aufwiegelung«, »Hetze und blinde Konfliktverschärfung« Konsequenz diesbezüglicher Überlegungen sein. Und so verliert der eiskalt kalkulierende Visionär Glotz sein sozialdemokratisches Maß auch nicht einen Moment aus den Augen: »das schwierige Einerseits/Andererseits«.

Vom Zauberwort »Mehrheit« geleitet und also überzeugt, seiner Partei ein marktkonformes Image verpassen zu müssen, orientiert sich der Generalsekretär bei der Formulierung politischer Maximen grundsätzlich an den Erkenntnissen der Meinungsforscher. »Die Demoskopie« zeigt ihm »ein Volk, das sich auf den Weg gemacht hat«: »Es gibt ein wachsendes Bedürfnis der Deutschen nach einer eigenständigen Politik der Bundesrepublik«, das in dem Maße Raum greift, in dem die Legitimationsbasis des »alt-atlantischen Kartells« (= 'Sicherheit & Frieden' per 'flexible response') zerbröckelt. Die Umfrage-Ergebnisse lassen Glotz keine Wahl: »Die geltende NATO-Strategie mit ihrer selbsterklärten Abhängigkeit von

Nuklearwaffen ist am Ende; und das gilt für beide Richtungen: Sie verliert ihre politische und militärische Glaubwürdigkeit gegenüber dem Warschauer Pakt und sie verliert ihre Glaubwürdigkeit gegenüber den Bürgern im eigenen Land. «

Beides ist verhängnisvoll und darf nicht sein, das zweite aber - da mit der »Gefahr einer gesellschaftlichen Isolierung der Armee« verbunden - ist besonders fatal. Konsensbeschaffung, die Versöhnung einer aufrüstungsmüden Bevölkerung mit der brutalen Wirklichkeit einer zunehmend militanten NATO, wird damit - zum wievielten Male? - zur Hauptfrage sozialdemokratischer Innen/Außenpolitik: »Entweder wir finden eine neue Grand Strategy, die einigermaßen mehrheitsfähig ist (d.h. »die Chance hat, in der Armee *und* in der Friedensbewegung(...) eine Mehrheit zu finden«) und aus der wir eine entsprechende Militärethik (!) entwickeln können; oder wir haben in fünf Jahren eine Bundeswehr, die geistig mit dem Rücken zur Wand steht. «

Uns davor zu bewahren und »Unsicherheit durch Konsensentzug« zu vermeiden, schlägt Glotz, als hätte er's erfunden, vor, was in der SPD seit mindestens zwei Jahren, außerhalb bereits erheblich länger, diskutiert wird: Denuklearisierung der NATO (= Atomwaffen in der »Rolle von politischen Abschreckungswaffen«), Umrüstung der Bundeswehr zur defensiven Armee und konventionelle Aufrüstung, Verhandlungen über mögliche chemie- und atomwaffenfreie Zonen und eine »zweite Ostpolitik«, die »auch machtpolitisch eine Chance für die Linke« wäre. Diese hoffnungsfrohe Vermutung stützt Glotz mit einer Begründung, die ihm so schnell niemand, der sich unter 'Sender Gleiwitz' noch was vorstellen kann, nachmacht, »Die Deutschen wollen für den Konfliktfall eindeutig wissen, daß nicht sie den Krieg angefangen haben, sondern andere.« Ist dies allerdings gesichert, so unterstellt die Glotzsche Argumentation, sind sie zu jeder Schandtat bereit.

Daß Glotz in der Tat spezifisch deutsche »Vergangenheitsbewältigung« betreibt, wird deutlich, sieht man sich seine schroffe Ablehnung der Forderungen nach 'einseitiger Abrüstung' und 'Austritt aus der NATO' genauer an. »Nicht mehrheitsfähig«, konstatiert der ansonsten von der normativen Kraft zeitgreifender Visionen durch und durch Überzeugte, »nein, in Deutschland ist die Chance, für einseitige Abrüstung Mehrheiten zu bekommen, noch geringer als anderswo«, und um zu begründen, warum das so ist und die SPD dabei bleiben wird, zählt er, als handle es sich um akzeptable, gar anständige Verhaltensregulative, auf: »die Angst vor der Zerstörung des Besitzindividualismus, vor der 'östlichen Fremdherrschaft', vor der 'russischen Dampfwalze' und so weiter«, »die Angst vor den Russen hinter Helmstedt«, »die Erinnerung an die Okkupationsgrausamkeiten und Flüchtlingstrecks«, »die Flucht vor der Roten Armee«, »die Angst vor dem SS 20-Sozialismus«.

Mehrfach betont Glotz, daß derlei Ängste keineswegs »neurotisch«, sondern »real« seien - wobei offen bleibt, ob er lediglich seinen Freud ungenau gelesen hat (denn 'Realangst' kann sehr wohl neurotisch durchsetzt sein) oder ob er tatsächlich meint, »'Russenangst'« sei rational begründet. Immerhin spricht zweierlei für letzteres: Zum einen richtet sich sein politisch/parteitaktisches Kalkül positiv an der so charakterisierten sozialpsychologischen Wirklichkeit der Bundesbürger aus, ja forciert sie durch eine offensichtlich lustvolle Beschwörung jener Erinnerungsmomente, die es dem deutschen Gedächtnis gestatten, die traumatische Erfahrung der Zerschlagung des Faschismus aggressiv / antikommunistisch nach außen zu wenden (selbst wenn seine Annahmen zuträfen, geböte die Vernunft, eine derartige Disposition gerade nicht zum Maßstab politischen Handelns zu machen); zum zweiten bieten zahlreiche Blackouts und merkwürdige Verzerrungen seiner historischen Exkurse und Reflektionen genügend Anlaß, eine gewalt(tät)ige Verdrängungsleistung zu bewundern. Zwei Beispiele:

· Peter Glotz rekapituliert das 20. Jahrhundert: »Der wilhelminische Mangel an Augenmaß, Bescheidenheit und Selbsterkenntnis, die scheiternde Weimarer Demokratie, dann die Hitlerei (wir haben Auschwitz zu bewältigen und nicht nur Pétain), der inbrünstige Materialismus der 50er Jahre, die unpraktische Studentenrevolte, die kurze Periode der Reformpolitik, ihre Zerstörung und Selbstzerstörung, und heute das seltsame Nebeneinander von neuem Subjektivismus und entschlossener Gegenreform: Wenn ich diese ganze (...) Entwicklung Revue passieren lasse, dann wundere ich mich, wie gemäßigt, nüchtern und realistisch dieses Volk geworden ist.« Warum sollte es nicht - angesichts eines Jahrhunderts, in dem der 1. Weltkrieg gar nicht vorkommt und der 2. ulkig als »Hitlerei« in einer »Revue« auftritt?

· Nimmt man das verquaste »Einerseits/Andererseits« der folgenden Sätze als exaktes Abbild der psychischen Verfassung ihres Autors im Moment des Schreibens, so muß Glotz sich innerlich phantastisch gewunden haben: »Wir, die Deutschen, waren in diesem Jahrhundert schon an zwei schrecklichen Kriegen beteiligt, und zwar aus höchst eigener Schuld. Daß wir uns deshalb bei der unbeabsichtigten Organisierung eines dritten besonders schweigsamtüchtig beteiligen sollten, kann unter Berufung auf die Logik nicht gefordert werden.« Das wäre schließlich auch das erste Mal!

Selbst mit der jüngsten Vergangenheit hat's Peter Glotz nicht leicht: Wie soll er beispielsweise erklären, daß zwar 'einerseits' die Entscheidung seiner Partei für die NATO-Aufrüstung richtig war, 'andererseits' aber das sozialdemokratisch/windige »Nein zur Aufstellung amerikanischer Mittelstreckenraketen in Europa und der Bundesrepublik« ebenfalls in Ordnung geht, daß also »die Politik des Doppelbeschlusses« nicht »falsch« gewesen, sonder allenfalls »gescheitert« ist? Da er nach wie vor die Prämissen der Schmidtschen 'Politik der Stärke' verteidigt (»Überrüstung durch die Sowjetunion«), ihr vermeintliches Scheitern (denn in Wahrheit hat sie erreicht, was sie wollte)

aber nun irgendwie herleiten muß, greift er zur bislang der äußersten Rechten vorbehaltenen Neuauflage der 'Dolchstoßlegende': »Das Scheitern der Doppelbeschluß-Politik lag weniger in den außenpolitischen Kategorien als in der unterlassenen 'innenpolitischen Absicherung' des außenpolitischen Konzepts. Schmidt scheiterte mit dem Beschluß am 'Laien-Effekt'; an der Tatsache nämlich, daß sein Versuch, Druck auf die Sowjetunion auszuüben, eine entschlossene und geschlossene Unterstützung der Modernisierungsdrohung verlangt hätte, um gegenüber der Sowjetunion glaubhaft zu sein. Ein diplomatisch unter Umständen erfolgversprechendes Denkmodell zerbrach an seiner mangelnden 'Akzeptabilität'. « Im Klartext. Die Aufrüstungsgegner haben Pershing II und Cruise Missiles nach Europa geholt.

Daß 'Laien' berwerkstelligen, was Profis sich vornehmen, soll nicht wieder vorkommen: Die Glotzsche Vision des rüstungspolitischen Konsenses einer SPD-dominierten Linken schließt derlei Kompetenzstreitigkeiten für die Zukunft aus.

Nun hat - gerade unter Bedingungen sich verschärfender Weltmarktkonkurrenz - die 'nationale Frage' kapitalistischer Gesellschaften stets einen rationalen Kern. Auch hinter der Glotzschen Formel vom 'linken Patriotismus' und seiner naiven Vorstellung einer »rein defensiven« NATO stehen keineswegs ungreifbar psychologisch motivierte 'Sicherheits-', sondern handgreifliche Wirtschaftsinteressen. Die Propaganda für eine konventionelle Um- und Aufrüstung der Bundeswehr entpuppt sich – dem Gewicht der bundesrepublikanischen Rüstungsindustrie durchaus angemessen – als SPD-Beitrag zum 'Aufschwung der heimischen Wirtschaft'. »Wenn die Bundesrepublik aber gegen den Widerstand anderer Partner des Bündnisses – und teilweise auch gegen die Interessen von deren Rüstungsindustrie - ein Paradigma der Verteidigung durchsetzen will, dann darf sie nicht darauf angewiesen sein, anhand von ausgerissenen amerikanischen Fachzeitschriftenartikeln und Blaupausen über neuen Waffensystemen zu fabulieren, sondern braucht die gezielte Unterstützung der eigenen Forschung und der eigenen Industrie.« Daraus folgt: Die Linke »muß sich dagegen wehren, daß wir offensive Waffen aus anderen Ländern kaufen, statt für die Produktion defensiver Waffen eine eigene Wehrtechnik bereitzuhalten. «

Ein derartiges Programm hat 'die eigene Industrie' auch dringend nötig, wie selbst die Glotzsche - von der sozialdemokratischen Scheu vor den tatsächlichen Ursachen geprägte - Krisenbeschreibung ergibt: Internationale Konkurrenz, Technologieentwicklung (Glotz hält Rationalisierung und Massenarbeitslosigkeit für »wesentlich technologisch bedingt« und irrt abermals), Bevölkerungsstruktur, ausländischer Protektionismus, ökologische Schranken, amerikanische Hochzinspolitik und Verschuldung der Dritten Welt bilden für ihn Ausgangspunkt und Grundlage der Vision einer - von der vereinigten Linken zu verwirklichenden - »neue(n), spezialisierte(n) Industriekultur«, die durch »Wirtschaftsdemokratie« und eine »Politik der sozial gesteuerten Innovation« ausgezeichnet sein soll - »aber dies verlangt wieder einmal die berühmte reformistische Gratwanderung«.

Und die geht so: Hauptgefahr der gegenwärtigen, durch »Abwehrreaktionen der Unternehmer«, »Finanzierungsprobleme« (?) und neoliberale Sozialpolitik zugespitzten Strukturkrise der bundesrepublikanischen Volkswirtschaft ist, »daß dabei ein unrühmliches Ende des deutschen Korporatismus, also der einigermaßen geplanten Konfliktfähigkeit von Arbeit und Kapital, herauskommt«. Nicht also, weil er etwa der längst epidemischen Verelendung in den Industrienationen des kapitalistischen Westens ein Ende bereiten wollte (dazu wären Maßnahmen nötig, zu denen die Sozialdemokratie nicht bereit ist), sondern um zu verhindern, daß unterm konservativen Zugriff »Deutschlands größter Wettbewerbsvorteil, die konstruktiven Arbeitsbeziehungen«, zerbricht, ist Glotz mit seinem gnadenlosen Willen zum Kompromiß zur Stelle.

Wie er sich mühte, Armee *und* Friedensbewegung unter einer 'realistischen' Militärstrategie zu vereinheitlichen, so plädiert er jetzt für »eine neuen Organisation der Industriegesellschaft«: »Staat, Wirtschaft und Gewerkschaften müssen neue Methoden der Kooperation erproben«; »die Marktkenntnis und Planungsfähigkeit (!) der Unternehmen und die soziale Kompetenz der Gewerkschaften müssen mit dem Entwicklungspotential des modernen Staates... kurzgeschlossen werden«. Glotz nennt dieses Konzept »antagonistische Kooperation« - ein durchsichtiger Begriffsbluff, der verhindern soll, daß seinen Adressaten allzuschnell 'formierte Gesellschaft' einfällt.

Will die Linke »regierungsfähig« sein und trotzdem eine »glaubwürdige« Alternative zur konservativen Programmatik bieten, muß sie, so fordert der weitblickende Generalsekretär, eine Politik favorisieren, »die die Entwicklung neuer Produkte und neuer Produktionsverfahren, die Eroberung neuer Märkte und die Verwendung neuer Rohstoffe in den Mittelpunkt stellt«. Dafür »brauchen (wir) unternehmerisches Denken«, denn »es ist klar: Die 'flächendeckende Modernisierung' kann nicht der Staat zuwege bringen, sondern nur der Markt. Also muß der moderne Industriestaat mit einer Mischung von Information, Motivation und Anreizen wichtige Schlüsseltechnologien herausgreifen, die Kommunikation (?) zwischen Industrie, Universitäten, Großforschungseinrichtungen und Fachhochschulen organisieren, die Nachfragemacht des Staates zur Förderung neuer Produkte und Produktionsverfahren einsetzen und die betroffenen Menschen, die Manager ebenso wie die Arbeiter, so ausbilden, daß sie mit den neuen Anforderungen fertig werden. «

Fertig ist damit auch das Glotzsche »Projekt der Moderne«, dessen ganzes Geheimnis im schnöden Hinweis auf die Logik des Profits sich erschöpft-. weltweiter Wirtschaftskrieg (»Europa gegenüber den Amerikanern und Japanern konkurrenzfähig« machen) und Entschlackung der dafür nur ungenügend gerüsteten deutschen Industrie heißt wie eh und

je das sozialdemokratische Wirtschaftsprogramm. Elmar Altvater u. a. haben dieses Kalkül - bezogen auf einen SPD-Entwurf aus dem Jahr 1975! - treffend wie folgt beschrieben: »Im Kern geht es um die staatliche Antizipation der 'bereinigenden Wirkungen' der ökonomischen Krise, um der Industrie sichere Konkurrenzvorteile auf dem Weltmarkt zu verschaffen. Dabei sollen gleichzeitig die Gewerkschaften auf Branchen- bzw. Konzernebene in die Konkurrenzstrategien der Kapitale eingebunden werden und für die legitimatorische Absicherung dieser Politik gegenüber den Betroffenen sorgen.« Dieses Vorhaben - und das Scheitern der keynsianischen Wirtschaftspolitik sollte es eigentlich endgültig klargemacht haben - stößt unweigerlich an systematische Grenzen, »denn die Antizipation der Bereinigungsfunktion der Krise durch 'aktive' Strukturpolitik bedingt eine staatliche Prognose und Planungskapazität, die nicht nur in der 'Anarchie des Marktes', sondern auch in der strukturellen 'Entscheidungsanarchie' des kapitalistischen Staatsapparates ihre Schranke findet.«**

Wer aber - wie Glotz - das Wesen der Krise darin begründet sieht, »daß ein Großteil des anlagefähigen Kapitals in falsche Kanäle geleitet wird« (statt zu kapieren, daß diese »Kanäle« eben nach Maßgabe kapitalistischer Verwertungslogik 'richtig' sind) und entsprechend schlußfolgert, daß »die Kritik an den absurden Kapitalfehlleitungen (!) und den miserablen Bedingungen für Risikokapital in unserer Gesellschaft eigentlich eine Domäne der Linken sein (müßte)«, der hat nicht nur nichts begriffen, der will auch den antikapitalistischen Protest auf ein System verpflichten, dessen Normalität er als Auswuchs beklagt. Glotz bringt es fertig, im selben Atemzug 'einerseits' die Möglichkeit zu bestreiten, »daß die ungeheuren Produktivitätsgewinne, die in den nächsten Jahren durch die technologischen Veränderungen eintreten werden, von den Arbeitgebern eingesteckt und in Gewinne verwandelt werden könnten«, und 'andererseits' die Frage nach der »Verfügungsgewalt über Eigentum«, nach »Vergesellschaftung der Schlüsselindustrie« zu tabuisieren: »Mein Rat lautet: Fangen wir diese Auseinandersetzung in Deutschland nicht an«, denn »wenn sich die Linke in klassische Eigentumsdebatten verstricken ließe, arbeitete sie dem Gegner in die Hände« - »viele Arbeiter mit Kleinbesitz« wären dann (mitsamt der angestrebten »Mehrheit«) verloren. Eine Begründung, die Klaus Staeck vor Jahren mal als »Arbeiter, die SPD will euch eure Villen im Tessin wegnehmen« karikierte.

Und das soll alles sein, was der quieke Glotz zu bieten hat? Natürlich nicht das ist bloß die Quintessenz seines Projekts einer SPD-dominierten »regierungsfähigen Linken«. Drumherum treibt er all den Schabernack, der ihn seit Jahren zum idealen Diskussionspartner einer verunsicherten Linken macht: präsentiert mit hemdsärmligem Understatement seine Auslassungen als »Arbeitsnotizen«; spielt ein wenig mit Mikroelektronik und neuen Medien; zitiert, was gerade chic und billig zu haben ist (von Andri Gorz über Peter Sloterdijk bis zum Ökolibertären Thomas Schmid ist der gegenwärtige Gesprächsstoff der 'Scene' ziemlich komplett versammelt); prophezeit den alsbaldigen Untergang des »Patriarchalismus« (denn die Frauenbewegung gehört selbstverständlich auch in die SPD); konstatiert das Zerbrechen der »Arbeitsethik« (bei den Arbeitslosen?, bei denjenigen, die sich um Überstunden reißen, um ihren Lebenstandard wenigstens annähernd halten zu können'), oder doch eher bei jener »postmaterialistisch orientierten Intelligenz«, mit der er sich so gerne auf Podien herumtreibt?); schwadroniert über »qualitatives Wachstum«, ohne auch nur einen Moment zu bedenken, daß und warum der kapitalistische Markt 'Qualität' prinzipiell auf 'Quantität' reduziert; überschreibt sein vornehm »Glossar« betiteltes Fremdwortverzeichnis mit einem Bonmot Adornos: »In jedem Fremdwort steckt der Sprengstoff von Aufklärung (...)«, um sodann durch seine Übertragung des Begriffs »Entsolidarisierung« mit »Entzweiung« unmißverständlich klarzumachen, was er von Aufklärung tatsächlich hält - und beginnt schließlich die letzte Seite seines Buches mit einem fulminanten »Freunde, ich habe den Opportunismus satt«. Dann prügelt er die Grünen.

---

* Peter Glotz: Die Arbeit der Zuspitzung. Ober die Organisation einer regierungsfähigen Linken. Berlin 1984.

** Altvater/Hübner/Stanger: Alternative Wirtschaftspolitik jenseits des Keynsianismus. Opladen 1983.

Konkret 06/84, S. 42

Werner Heine

Eine Bank im Grünen

Die meisten alternativen Wirtschaftsunternehmen in der BRD sind reich an Elan und besonders knapp an Kasse. Sie sind überschuldet und unterkapitalisiert. Jetzt hoffen sie, sich mit einer eigenen Bank selbst zu retten. Werner Heine berichtet über diese Bemühungen

Nordwestlich von Frankfurt, gleich hinter den letzten Wohnblocks auf der grünen Wiese, liegt die alte Mühle zwischen Bach und Landstraße. Wer an der Theke des Mühlencafés nach Karl fragt, wird in einen flachen Anbau geschickt: »Karl ist in der Laugerei.« Dort steht er auch, in Overall und Gummistiefeln, und hievt gerade eine alte Schranktür aus dem großen Bottich, die er anschließend unter dem Wasserstrahl von Lauge und Lackresten befreit. Man sieht es nicht auf den ersten Blick, aber der 35-jährige Möbelrestaurator Karl Bergmann ist Bankier in spe.

Damit hätte er selbst wohl am wenigsten gerechnet, als er Ende der sechziger Jahre nach Abitur, Zivildienst und abgebrochenem Studium bei Opel in Rüsselsheim zu arbeiten begann. Es war die Zeit der K-Gruppen und der Revolutionären Gewerkschaftsopposition in den Betrieben. Karl gehörte zum Kreis um Daniel Cohn-Bendit.

Der Job in der Fabrik lehrte ihn zweierlei: Daß die Produktionsverhältnisse nicht mit seinen Vorstellungen von menschenwürdiger Arbeit übereinstimmten und daß die Kollegen vom Band daran im Grunde nichts ändern wollten. In vielen Diskussionen hörte Karl immer wieder die beiden Kernsätze: »Du kriegst doch keine fünf Leute unter einen Hut« und »Wenn der Meister nicht dahinterstünde, würde hier doch keiner schaffen.« Als Karl schließlich arbeitslos wurde, machte er sich mit Freunden daran, den Gegenbeweis zu liefern. So entstand 1975 in der Krebsmühle die »Arbeiterselbsthilfe: (ASH), deren Gründer sich versprachen, von nun an selbstbestimmt und gleichberechtigt zu leben und zu arbeiten.

Aus dem Experiment ist längst eine Institution geworden, aus der kleinen Möbeltischlerei ein handwerklicher Gemischtwarenladen mit Schlosserei, Gaststätte, Druckerei und Verkaufsausstellung. Das Unternehmen nährt 60 Kollektivisten, von denen 15 mit ihren Kindern in Wohngemeinschaft in der Mühle leben. Alle festen Lebenshaltungskosten - von der Miete für die aushäusigen Mitglieder bis zur Windel für den Nachwuchs - werden von der ASH bezahlt. Darüberhinaus gibt es, wenn die Erlöse es zulassen, ein monatliches Taschengeld von 300 für jeden, auch für die 14 Lehrlinge der Schlosserwerkstatt, die hier Lernlinge heißen. Denn »lehren«, sagt Karl, »bezeichnet etwas, was von oben nach unten geht, und das gibt's bei uns nicht«.

Alle wirtschaftlichen Entscheidungen werden kollektiv gefällt. Die Betriebe regeln ihre Arbeitsbedingungen auf Bereichsversammlungen. Großprojekte wie Betriebserweiterung oder Kreditaufnahme werden von der Vollversammlung beschlossen, die auch über die Einhaltung der Geschäftsprinzipien wacht. Gewinne werden nicht verteilt, sondern in neue Arbeitsplätze investiert. Die ASH will wachsen, schon »um herauszufinden, wann der qualitative Sprung kommt«, wie Karl sagt - die Größenordnung, bis zu der man ohne Hierarchie auskommen kann.

Das Geld für Wachstum, das notwendige Risikokapital, kann die ASH alleine nicht aufbringen. Für die Kreditaufnahme mangelt es aber an ausreichenden Sicherheiten. Gebäude und Grundstücke werden über Mietkauf erst erworben, die Maschinen sind alt und meist schon gebraucht gekauft. So entstand ganz zwangsläufig die Idee von der eigenen Bank.

Den Anstoß gab im letzten Herbst die Friedensbewegung. Nach der »Aktion Panzerknacker« - Geldabheben gegen die Raketen - blieb die Frage: Warum das Geld wieder auf die Konten bei Dresdner, Deutsche und Commerzbank zurücktragen, warum nicht ein eigener Topf? Die Antwort darauf war die Gründung des eingetragenen »Vereins der Freunde und Förderer der Öko-Bank«.

Mit sechs Millionen Mark Grundkapital, so der Plan, könnte die Bank ein Kreditvolumen von rund 100 Millionen Mark bereitstellen. Um die sechs Millionen aufzubringen, müßten ß0.000 zukünftige Bankbesitzer je 100 Mark einzahlen - keine unüberwindliche Hürde, wie Karl sagt, denn die ASH steht mit ihrem Konzept ja längst nicht mehr allein da. In der Region zwischen Lahn und Neckar haben sich im Dezember letzten Jahres 60 Kollektiv-Firmen zu einem »Verband der selbstverwalteten Betriebe« zusammengeschlossen. Die Bankgründer rechnen damit, daß sie im Bundesgebiet 600 solcher Kollektive für ihren Plan gewinnen können. Diese müßten dann nur noch jeweils 100 Geldgeber á 100 Mark Genossenschaftseinlage anwerben. Der Verein der Freunde und Förderer hat sich drei Jahre Frist gesetzt, um das Geld zusammenzutrommeln. Seit einem Monat hat er ein provisorisches Büro in der Frankfurter Franziusstraße 44 sowie ein Treuhandkonto.

Die Einrichtung dieses Kontos, auf dem sich die sechs Millionen sammeln sollen, gab den alternativen Bankern einen Vorgeschmack auf die Hindernisse, die die Profi-Konkurrenz dem Projekt in den Weg stellen wird. Die hessische Landeszentralbank weigerte sich, ein Konto bereitzustellen, und verwies an die Südwestdeutsche Genossenschaftliche Zentralkasse. Dort war eine Woche lang angeblich der Computer kaputt, bis dann die Absage kam. Eine Frankfurter

Sparkasse, von der das Gerücht umging, sie beteilige sich nicht an der Rüstungsfinanzierung, eröffnete ein Konto und schloß es wieder, als sie durch ein Flugblatt vom politischen Inhalt des Projekts erfuhr. Erst die GLS-Gemeinschaftsbank in Bochum, eine Einrichtung der Anthroposophen und selber hehren Zielen verpflichtet, war bereit, die Sammelstelle zu eröffnen*.

Als nächstes muß eine Genossenschaftssatzung ausgearbeitet werden, die trotz aller Regeln des Kreditwesengesetzes die richtigen Mehrheiten in Bankvorstand und Aufsichtsrat und den Anspruch auf Selbstverwaltung und dezentrale Geschäftspolitik sichert. Dann muß die Aufnahme in den Genossenschaftsverband erkämpft werden, der sich mit Händen und Füßen wehren wird. Aber die Mitgliedschaft dort würde bedeuten, daß alle Raiffeisenkassen und Volksbanken Geldeinzahlungen und Abhebungen ermöglichen müssen. Und schließlich muß vor allem ganz herkömmliches Führungspersonal gesucht werden, weil das Gesetz Bankleiter mit Berufserfahrung vorschreibt. Das wird vermutlich die größte Klippe, denn noch können sich die Gründer einen Prokuristen mit 100.000 Mark Jahresgehalt nicht vorstellen. Sie hoffen auf politisch motivierte Umsteiger.

Karl hat in den letzten Wochen oft tagelang seine Laugerei verlassen, um Bündnispartner für das Projekt zu gewinnen. Außer guten Ratschlägen gab es viel Kritik. Der Haupteinwand kam von Marlene Kück aus Berlin: »Wie wollt ihr verhindern, daß bei bester Absicht aus euerem Plan eine zweite Bank für Gemeinwirtschaft wird?« Marlene, Volkswirtin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Freien Universität, hat Grund zur Skepsis. Sie arbeitet seit Jahren für die »STATTwerke«, den Ableger von »Netzwerk«, der die wirtschaftlichen Alternativprojekte in Berlin finanziell betreut. Und mit dem Erstehen von »Netzwerk« vor sechs Jahren hat es dort einen Boom solcher Projekte gegeben.

Von der »taz« bis zur Biobäckerei »Backstern«, vom Handwerkskollektiv »Allrad« bis zur Lehrwerkstatt der Feinmechaniker-GmbH »Komet« - allen hat »Netzwerk« private Spendengelder als Starthilfen oder Überbrückungskredite für schlechte Zeiten vermittelt, ganz abgesehen von den Zuwendungen für zahlreiche kulturelle und soziale Initiativen und Projekte. Und nirgendwo sind die Schwächen dieses Systems deutlicher sichtbar als in der Hauptstadt der Szene. Die Bioläden, die alternativen Transportunternehmen, die Spielzeughersteller wie die Druckereien sind bis auf Ausnahmen überschuldet und unterkapitalisiert. Die Produktionskosten sind oft höher als beim herkömmlichen Handwerk, weil bis zu 80 Prozent der Mitarbeiter ohne Ausbildung an den Arbeitsplatz kommen. Um zu überleben, wird Selbstausbeutung betrieben. Die Mehrheit der Nettoeinkommen liegt unter 1. 500 Mark. Nur die Hälfte der Neugründungen wird älter als drei Jahre.

Die Ur-Idee für die Gründung von »Netzwerk« war nicht die Förderung dieser »Apartheid-Ökonomie« (so der Politologe Joseph Huber), sondern eine Versicherung gegen Berufsverbote gewesen. Der linke Lehrer sollte Ablaß dafür zahlen, daß er noch im Amt war. Mit der Wirtschaftskrise und den Streichungen im Sozialbereich machten linkssozialdemokratische Gründerväter daraus das Konzept der Hilfe für die Opfer rechtssozialdemokratischer Regierungspolitik. Gleichzeitig erfanden sie mit der Unterstützung der Senatoren Glotz und Engholm das Prinzip der Staatsknete: Alternative Projekte aus den Bereichen Kultur, Gesundheit und Soziales sowie alternative Wirtschaftsprojekte aus dem Öko-Bereich sollten Geld vom Staat erhalten.

Was zu SPD-Regierungszeiten nicht mehr verwirklicht worden war, setzte CDU-Sozialsenator Fink sofort um. Für 7,5 Millionen aus dem Haushalt, von denen letztes Jahr nur fünf ausgezahlt wurden, war die Idee gekauft und werbewirksam als »Subsidiarität« - Hilfe zur Selbsthilfe - der Öffentlichkeit präsentiert. »Tausende junger Menschen«, so die CDU, hätten so zu »neuen Lebensinhalten« gefunden. In Wahrheit wird durch die Vergabepraxis, die nur Sachmittelleistungen vorsieht, die Hilfsbereitschaft der zur Ehrenamtlichkeit verdonnerten Bürgerinitiativen und Basisgruppen ausgebeutet.

Gegen diese Praxis bildete sich aus rund 70 betroffenen Projekten ein »Arbeitskreis Staatsknete«, der mit List erreichte, daß im Sozialbereich inzwischen auch Arbeitsplätze finanziert werden. Die Stellen sind pauschal mit 2.800 Mark dotiert, inklusive Arbeitgeberanteil zur Sozialversicherung. Das ist weniger als der Tarif für einen Sozialarbeiter vorsieht, verlangt wird jedoch dessen Qualifikation.

Die Kollektive, die im AK Staatsknete zusammengeschlossen sind, verstehen sich als alternativ zur bürgerlich-kapitalistischen Produktions- und Lebensweise. Sie haben Hausbesetzern zu staatlichen Geldern verholfen und verhindern können, daß die Projektgruppe, die Kronenkorken aus Aluminium für eine Brauerei liefern wollte, dafür auch noch Fördermittel bekam. Aber sie kommen aus dem Dilemma der Abhängigkeit nicht heraus. Peter Grottian, Hochschullehrer an der Freien Universität und Miterfinder der »Staatsknete«, plädiert deshalb jetzt für eine »Mischfinanzierung«. Nach dem Modell der neuen Parteienfinanzierung sollen private Geldgeber 50 Prozent ihrer Spenden von der Steuer absetzen dürfen. Bei jeder Gabe von 100 Mark zahlte dann der Steuerzahler 50 Mark mit - ohne Vergabekontrolle durch Behörden und Beiräte. Dafür müßten allerdings alle Empfänger-Projeke gemeinnützige Vereine werden. Ob das den Hausbesetzer-Kollektiven zugestanden werden würde?

So ist denn, abseits von der »Staatsknete«, auch in Berlin der Gedanke der Selbsthilfe bei der Finanzmittelbeschaffung auf dem Vormarsch. Die »STATTwerke« vermitteln seit einiger Zeit Kredite von privaten Darlehensgebern direkt an alternative

Unternehmen. Sie vermitteln die Kontakte, erstellen Gutachten über die Wirtschaftlichkeit, besorgen Bürgschaften und beraten die Geschäftsanbahnung aus steuerlicher Sicht.

Die nächste Stufe wird eine Bürgerschaftsbank sein. Das ist eine Kreditgemeinschaft, deren Mitglieder für das Gesamtrisiko haften. Die evangelische Kirche will eine Million Mark Grundkapital stellen. Der Berliner Senat müßte dann nur noch die Rückbürgschaft in Höhe von fünf Millionen Mark gewähren. Dafür wollte er ein Veto-Recht bei der Kreditvergabe, aber das konnte abgewehrt werden. Er wird im Bürgschaftsausschuß nur die Minderheit haben.

Eine Bürgschaftsbank will auch die ASH auf die Beine stellen, unabhängig vom Fortgang des Öko-Bank-Projekts. Und auch dieser Plan ist eine Reaktion auf die kommende Staatsknete. Seit die hessischen Grünen sich mit Holger Börner auf ein »Programm zur Förderung alternativer Wirtschaftsformen« geeinigt haben, und sieben Millionen Mark Etatmittel auf die Szene regnen sollen, verhandelt der Verband der selbstverwalteten Betriebe mit dem hessischen Wirtschaftsministerium über einen Landeskredit von zwei Millionen für die Bürgschaftsbank.

»Subventionen«, sagt Karl, »haben keinen Bestand, die machen nur süchtig.« Schließlich habe der Mangel »auch eine produktive Funktion«. Gegen den Subventionsschub sprechen aber nicht nur ideologische Bedenken. Der Markt wird auch für die Alternativen immer enger. Buchläden, Schreinereien, Druckereien haben Gründerzeit. Die geplanten sieben Millionen entsprechen einem Drittel des gesamten Produktionskapitals der Selbstverwaltungsbetriebe in der Region. Eine solche Aufstockung wird »die Konkurrenz ruinös machen«.

Wer, wie die ASH, beides will - Selbstverwirklichung im Kapitalismus und Überwindung des Systems -, der wandert auf einem schmalen Grat. Die historischen Versuche, sich aus dem Klassenkampf auf Inseln der Freien und Gleichen zurückzuziehen, sind sämtlich 'gescheitert. Die selbstverwalteten Genossenschaften aus den Anfängen der Arbeiterbewegung sind untergegangen oder zu bürgerlichen Ständesorganisationen verkommen. Aber Karl sieht da noch keine Gefahr. Für ihn sind die Gewerkschaften mit ihrer »Verteidigung der Lohnarbeit« in der Sackgasse. Der Verband der selbstverwalteten Betriebe hat sich zwar mit dem Kampf für die 35-Stunden-Woche solidarisch erklärt, aber Karl hält die ganze Richtung für falsch: »Das Recht auf Arbeit mit *dieser* Arbeit im Blick kann ich nicht vertreten. Die Forderung muß lauten: Null Stunden in *diesen* Produktionsverhältnissen. «

---

* Treuhandkonto Öko-Bank, Konto-Nummer 14 173 510 bei der GLS Gemeinschaftsbank c.G., Bochum, BLZ 430 609 67

Konkret 06/84, S. 46

Hans-Heinz Heldmann

»Auswirkungen auf das allgemeine Preisniveau sind nicht zu erwarten«

Es war die SPD, die auf die formidable Idee kam, die »Leugnung und Verharmlosung nationalsozialistischer Gewaltmaßnahmen« von Strafrichtern ahnden zu lassen. CDU/CSU und FDP verlangen nun, daß nach dem geplanten Paragraphen auch bestraft werden soll, wer die an Deutschen bei den Vertreibungen nach Kriegsende begangenen Verbrechen leugnet oder verharmlost. So soll zum ersten Mal in der neueren Rechtsgeschichte ein staatlich gewünschtes Geschichtsbild - Auschwitz ist durch die Leiden der Sudetendeutschen gesühnt - als Rechtsgut durch das Strafgesetz geschützt werden. Hans-Heinz Heldmann, der als Verteidiger nicht nur in Stammheim die Strafjustiz beim Umgang mit Geschichte und Gesetzen beobachten konnte, macht einen besseren Vorschlag:

1. Vor ein paar Tagen hat ein englischer Jude mich besucht - nein, kein Emigrant, ein Eingeborener. Er hat mich nach dem Gesetz gefragt, welches ihm, auf deutschem Boden, die »Auschwitz-Lüge« verbieten soll, also: die Äußerung, die Nazis hätten Juden *nicht* systematisch ausgerottet.

Da habe ich ihm aus einem Werklein vorgelesen, welches in der Bastelstube der SPD ersonnen ward (ja - derselben, die ihre Fortsetzungsserie »Terroristengesetze« mit dem »Kontaktsperregesetz« so frühzeitig beschlossen hat!). Jetzt ging's um ihr »Problem«, daß der »Leugnung und Verharmlosung schwerer nationalsozialistischer Gewaltmaßnahmen nicht ausreichend begegnet werden« könne; und um ihre »Lösung«: »Künftig soll sich auch strafbar machen, wer unter der Herrschaft des Nationalsozialismus begangene Handlungen des Völkermordes leugnet oder verharmlost ... « (Bundestags-Drucksache 10/891 vom 18.1.1984). Frau Renger und Genossen haben sich was Neues zum Abstrafen ausgedacht: »... wer eine unter der Herrschaft des Nationalsozialismus begangene, in § 220 a Abs. 1 genannte Handlung (§ 220 a StGB handelt lt. Überschrift von »Völkermord«) ... billigt, leugnet oder verharmlost«: Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren.

Mein Gast meinte, daß seine Schwestern und Brüder vom Stamme Israels mit ihrem spezifischen Gespür für die Komik des erhaben Daherstelzenden an diesem Traktat, wie »die Leugnung und Beschönigung der Verbrechen des NS-Regimes« aus der Welt zu schaffen sei, großes Frohlocken überkommen werde; und: ob denn solch Leugnen und Beschönigen ernsthaft schon unsere freiheitlich-demokratische undsoweiter unterhöhle?

Na, jedenfalls doch hat dazu der deutsche Oberjude vom Dienst ganz laut geklatscht - bis, allerdings, die Bundesregierung in ihrer alleweil ausgleichenden Gerechtigkeit dem Entwurf zur Ausgewogenheit verholfen hat: Strafe auch für jene, die vergleichbare Verbrechen an Deutschen bei den Vertreibungen 1945/46 öffentlich leugnen.

Da macht man sich so seine Gedanken, als Jurist und überhaupt...

2. Welches Rechtsgut soll denn hier mit Strafandrohung geschützt werden? »Das Rechtsbewußtsein der Bevölkerung«? Der »öffentliche Friede«? Die Ehre der Hinterbliebenen? Derartiges steht nebeneinander in der Entwurfsbegründung, enthüllt die Hilflosigkeit ihrer Autoren, ihren Wurf plausibel zu machen. Ist denn nicht von Anfang an das Leugnen zeitnaher Geschichte ein Lebenselexier dieser Republik gewesen, Herr (stellvertretend) Globke?

Da haben die Soßenköche ihre Begründung zunächst mal mit der Essenz angerührt: Neonazistischen Aktivitäten »wirksam zu begegnen, ist in erster Linie eine Aufgabe vorbeugender Gegenwehr, die insbesondere auf dem Gebiete der Aufklärung und Erziehung der Jugend in dem gleichen Maße wichtiger wird, in dem der Anteil der Bevölkerung abnimmt, der das NS-Regime noch selbst erlebt hat«. Martin (mein Sohn) hat letztes Jahr sein Abitur mit 1,0 abgeschlossen - von deutscher Geschichte zwischen 1919 und 1945 hat er keine Ahnung. Darf das Leugnen eines historischen Ereignisses, mag es noch so töricht sein, unter Strafandrohung gestellt werden? Was halten Sie, Herr Kohl, von der Bestrafung all derjenigen, die vielfache fortgesetzte Steuerbetrügereien Ihrer Freunde aus der Industrie zugunsten auch Ihrer Partei leugnen? Wollten wir Pönalisierung aberwitziger Geschichtsdarstellung zur allgemeinen Regel machen, käme doch Ihr Herr Generalsekretär aus dem Knast kaum noch heraus, Herr Bundeskanzler - oder?

3. Zur selben Zeit, als dieses Wurm von Gesetzentwurf ausgewogen wird, huscht durch unsere Gazetten die Kunde: die alten Blutrote-Roben-Mörder sollten doch - doch! - einestags mal angeklagt werden!

Da befreit uns von dem Alptraum, die alten Justizmörder könnten in die Hände ihrer Amtsbrüder fallen, diese Augenfälligkeit: Auschwitz leugnen wird bestraft. Wenn der letzte jener alten Amtsverbrecher ausgeröchelt haben wird, mag dann auch das Leugnen des Volksgerichtshofs mal strafbar werden - Frage nur der opportunen Zeit.

Vor diesem Hintergrund jedoch tut die *Verlogenheit* besonders weh: eine Handvoll Kretins ,wegen lauthals bekundeter Einsichtslosigkeit einsperren wollen - während hinter denen, ihre Staatspensionen zusammensäckelnd, die blutfingrigen Staatsdiener lässig spazierengehen - wenn sie nicht gerade noch amtieren. Den Robenmörder, der den Juden Katzenberger wegen Zungenkusses mit arischer Frau unter das Fallbeil geschickt hat - den kenn' ich noch als Rechtsanwalt.

Und wenn er nicht gestorben ist, lebt er noch heute seinen Rechts-Geschäften in unserer Provinz. (Diese Denunziation wird keine Standeskammer bewegen, in unvordenkliche Zeiten hineinzustochern - wegen Verletzung meiner

Kollegialitätspflichten wird sie mir das nächste Standesgerichtsverfahren zubereiten.)

Und was lesen wir weiter an Neuigkeiten, z.B. in der »Neuen Juristischen Wochenschrift«, Heft 17, vom 25.4.1984? »NS-Vergangenheit. In der Diskussion über den von der SPD-Fraktion eingebrachten Antrag, der Bundestag solle die Nichtigkeit der Entscheidungen des Volksgerichtshofes und der nationalsozialistischen Sondergerichte feststellen (BT-Drucks. 10/116), wandten sich am 28.3.1984 im Rechtsausschuß Regierung und Abgeordnete der CDU/CSU-Fraktion gegen eine solche deklaratorische Äußerung des Bundestages. Sie würde den fälschen Eindruck erwecken, daß es sich um einen notwendigen Schritt handele, obwohl alle Urteile der damaligen Gerichte aufhebbar seien.«

Ach - wie war denn das mit Fiete Schulz (Sondergericht Hamburg)? Wenn doch alle jene Schandurteile aufhebbar sind - warum dann alle hinterbliebenen Mordopfer auf jahrelange Rechtswege verweisen, statt eines Gesetzgebers eindeutigen Worts? Es gibt doch »Wiedergutmachung« als allgemeines Rechtsprinzip!

Ich wiederhole mich: man ‚könnte sich begnügen, diesen Gesetzentwurf verdientem allgemeinen Gelächter zu überlassen - wenn nicht seine dienerisch-opportunistische Eigenart Empörung verdiente. Was halten Sie, Herr Bundesregierung, von folgendem Gesetzvorschlag: »Hart bestraft werden soll, wer leugnet, daß Mörder, die zur Tatzeit als Richter oder Staatsanwälte sich verkleidet hatten, wohl-alimentiert frei herumlaufen und jeder Bundesregierung dienen«?

4. Das könnte doch nicht unsere traditionsreiche »Arbeitnehmer«-Partei sein, wenn sie nicht ihren Gesetzentwurf auch noch begründet hätte (Teil A II): »Die Haushalte des Bundes und der Länder werden mit Kosten nicht belastet. Auswirkungen auf die Einzelpreise und das allgemeine Preisniveau sind ebenfalls nicht zu erwarten. «

Konkret 06/84, S. 48

Wolfgang Pohrt

Die Mörder sind unter uns

An der Vernichtung von sechs Millionen Juden aus ganz Europa sind etwa 150.000 Personen als Organisatoren und Vollstrecker beteiligt gewesen. Von den 80.000 gegen diesen Personenkreis vor deutschen Gerichten angestrengten Verfahren haben 6.500 mit einer Verurteilung geendet. Zwölf Personen wurden zum Tode verurteilt, 168 bekamen lebenslänglich, bei den restlichen wurde auf Zeitstrafe erkannt, drei bis fünf Jahre im Schnitt, auch für hundertfachen Mord. Unter den Verurteilten war kein einziger Richter. Atemberaubende Freisprüche, Strafmaße, die der begangenen Tat Hohn sprachen und bald das Wort vom Mengenrabatt kursieren ließen, hatten im In- und Ausland zu Protesten geführt. Erklärend und entschuldigend haben sich die deutsche Justiz und die Bundesregierung aus diesem Anlaß stets auf die Pflicht zur Einhaltung rechtsstaatlicher Prinzipien berufen: Die Verurteilung der NS-Verbrecher werde dadurch erschwert, daß dem Täter einerseits der individuelle Tatbeitrag nachgewiesen werden müsse, und daß andererseits dieser Tatnachweis wegen der Länge der zurückliegenden Zeit und der Vergeßlichkeit der Zeugen schwer zu führen sei. Der Respekt vor der Strafprozeßordnung und vor dem Grundsatz »im Zweifel für den Angeklagten« gebiete es deshalb, manchen Schurken schweren Herzens laufen zu lassen, auch wenn man innerlich von seiner Schuld überzeugt sei.

Im Prozeß gegen Peter-Jürgen Boock hat es keine vergeßlichen, sondern gar keine Zeugen gegeben und ebensowenig irgendwelche Indizien, die seinen individuellen Tatbeitrag zu einem der ihm zur Last gelegten Verbrechen beweisen könnten. Erwiesen ist nur, daß Boock mit einer Gruppe in Verbindung gestanden hat, welche die Attentate auf Buback, Schleyer und Ponto beging. Erschwerend hinzu kam sein Intelligenzquotient. Richter Eitel in der Urteilsbegründung: »Das ausgeprägte Geltungsbewußtsein, die Intelligenz und die Redegewandtheit des Angeklagten vertragen sich nur schlecht mit der untergeordneten Rolle, die er gehabt haben will.« Ein offenbar an die Reinkarnation glaubendes Gericht hat ihn deswegen dazu verurteilt, drei Leben im Zuchthaus verbringen und, falls er ein viertes Mal wiederkommt, nochmal 15 Jahre absitzen zu müssen.

Dieser Logik zufolge, welche die des Gerichts, nicht die hier befürwortete ist, müßte beispielsweise Carstens am Galgen hängen, insofern er einerseits Mitglied einer terroristischen Vereinigung gewesen ist, der millionenfacher Mord nachgewiesen wurde, und insofern er andererseits sich als Bundespräsident kaum darauf herausreden kann, daß er gehemmt und dumm ist. Dieser Logik zufolge, welche die des Gerichts, nicht die hier befürwortete ist, war die gesamte Führungsclique der Nachkriegsära reif für die Todeszelle, insofern gerade die Führungskräfte nicht auf jene mildernden Umstände plädieren können, die das Gericht allein gelten läßt. Dieser Logik zufolge, welche die des Gerichts ist, und der man eine gewisse Schlüssigkeit trotzdem nicht ganz absprechen kann, hätte nach 1945 kein Deutscher mehr frei herumlaufen dürfen, insofern er als Staatsbürger des Deutschen Reiches unter Hitler Mitglied eines Kollektivs gewesen war, welches rund 50 Millionen Menschenleben auf dem Gewissen hatte.

Rund 40 Jahre lang ist der naheliegende Vorwurf der Kollektivschuld erfolgreich zurückgewiesen worden. Selbst ein SS-Angehöriger, der in Auschwitz Dienst tat, ging stets straffrei aus, wenn sich kein Zeuge fand, der ihn einwandfrei identifizieren und detaillierte Angaben machen konnte bezüglich Tatort, Tatzeit, Tatwerkzeug, Tathergang und Opfer. Nun, könnte man sagen, wurden die Deutschen von ihrer verdrängten und verleugneten Schuld eingeholt. Ein Opfer dieser unbewältigten Vergangenheit ist Peter-Jürgen Boock geworden. Indem er zu dreimal lebenslänglich plus 15 Jahren verurteilt wurde, hat die deutsche Justiz auf ihre Art Wiedergutmachung geübt für vier Massenmörder, die freigesprochen wurden. Der keifende Eifer der Anklagevertretung in diesem Prozeß und schließlich das ergangene Urteil sind nämlich mit politischen Motiven nicht zu erklären, sondern das verborgene Motiv und die treibende Kraft dürfte ein zu Recht bestehendes schlechtes Gewissen sein, welches die Justiz dazu zwingt, wütend um sich zu schlagen, um sich selber zu entlasten, wobei sie nur immer mehr Schuld auf sich häuft. An Boock wurde - das Strafmaß läßt keine andere Interpretation zu - der Massenmord an den Juden gerächt, für welchen die wirklichen Täter zu bestrafen die selbst in das Verbrechen verwickelt gewesene deutsche Justiz versäumt hatte.

Ein Grund nun zum obligatorischen Lamento über den ungerechten und offenkundig politischen Charakter der Justiz? Mitnichten! Wenn der Boock-Prozeß den Glauben an die unverrückbare Geltung von Recht und Gesetz erschüttert hat, dann hat er zugleich bewiesen, daß es die unüberwindbaren juristischen Hürden nicht gibt, die angeblich einer Amnestie für alle politischen Gefangenen entgegenstehen. Die Rechtsordnung, die gleichzeitig Freisprüche für NS-Massenmörder und das Urteil gegen Boock verträgt, hat damit eine Elastizität gezeigt, die von einer Amnestie nur zu Bruchteilen in Anspruch genommen würde. Mit der Möglichkeit einer Amnestie ist zugleich ihre Notwendigkeit deutlich geworden: es gibt keinen anderen Weg, eine Entwicklung zu beenden, die, wenn sie fortdauert, nur die Gefangenschaft der Inhaftierten verewigen, und, als Konsequenz davon, irgendwann zu neuem sinnlosen Blutvergießen führen kann.

Konkret 06/84, S. 48

Sebastian Scheerer

Warum eigentlich keine Amnestie?

Ab und zu taucht die Idee auf, mittels einer Amnestie für die politischen Gefangenen aus RAF und Bewegung 2. Juni einen für Staat und Gefangene gleichermaßen akzeptablen Schlußstrich unter das »Terroristische Jahrzehnt« zu ziehen. Tatsache ist allerdings, daß es nicht staatliche Stellen - und schon gar nicht Regierungsbehörden - sind, die sich mit diesem Gedanken befassen, sondern versprengte Individuen einer Linken, die allerdings auch nicht gerade Feuer und Flamme ist. Ich glaube nicht, daß das Zögern der (dogmatischen, undogmatischen, ökolibertären usw.) Linken in dieser Angelegenheit auf irgendwas anderes zurückzurühren ist als ihr komplexbeladenes Verhältnis zum bewaffneten Kampf, zu Staat und Recht. Eine Amnestie ist sowohl politisch möglich als auch historisch gerechtfertigt und im Hinblick auf das Überleben der Gefangenen notwendig.

1. Eine Amnestie ist politisch möglich

Diejenigen, deren politisches Vorstellungsvermögen nicht zu erlauben scheint, auch nur den Gedanken an eine von einer CDU/CSU-Regierung durchgeführten Amnestie zu hegen, sei gesagt, daß Amnestien geradezu typischerweise von Regierungen erlassen werden, die völlig andere Interessen vertreten als die Amnestierten, und daß weder Konservatismus noch Autoritarismus einer Regierung jemals ein Hinderungsgrund dafür gewesen sind.

Christof Wackernagel beweist hier mehr gedankliche Schärfe als viele herumirrende Antiimperialisten, die schon im Gedanken an eine bundesrepublikanische Amnestieforderung Angst kriegen, daß 'man' hieraus womöglich eine Kapitulationserklärung herauslesen könnte, wenn er (in der »TAZ« vom 31. Januar) schreibt: »Überall auf der Welt , wo es Guerillabewegungen gibt, von Kolumbien bis Thailand, ist Amnestie in dem wechselvollen Auf und Ab des Kräfteverhältnisses ein Mittel des politischen Kampfes, das vom Staat in die Auseinandersetzung geworfen wird, weil er sich etwas davon verspricht und das von Gefangenen wie Guerilla angenommen wird, wenn die Situation es erfordert. Warum eigentlich nicht in der BRD? In jeder anderen Hinsicht sind die Befreiungsbewegungen unsere politische Orientierung: warum ausgerechnet in dieser Frage nicht?«

Eine Amnestie ist eine Amnestie und keine Liebeserklärung an die Regierung: Die PLO akzeptiert es, im Austausch gegen sechs gefangene Israelis über 4.000 eigene Kämpfer zurückzuerhalten, in Irland kämpft die IRA für die Haftentlassung ihrer Gefangenen und auch in der DDR hatte niemand etwas gegen die Amnestierungswellen einzuwenden, bei denen im Verlauf der 70er Jahre immerhin über 50.000 Gefangene aus der Haft entlassen wurden (und zwar auch zu Anlässen wie der Aufnahme der DDR in die Vereinten Nationen - einem Festtag, der hier allerdings niemandem zur Befreiung verhalf). Amnestien gibt es gar nicht so selten: es gibt sie nicht nur, aber auch in westlichen Demokratien (manchmal sogar regelmäßig wie z.B. in Österreich die Weihnachtsamnestien), nicht eben häufig, aber eben doch häufiger als nie auch in Germany. Nach dem 2. Weltkrieg, die Bundesrepublik war noch nicht gegründet, hatten mehrere Bundesländer Amnestiegesetze erlassen, um unter die Irrungen und Wirrungen der Nachkriegszeit einen Schlußstrich zu ziehen. 1954 gab es dann ein bundeseinheitliches Straffreiheitsgesetz. Zu erinnern ist auch an das Straffreiheitsgesetz, mit dem die damals gerade inthronisierte sozialliberale Regierung ihre Reform des Demonstrationsstrafrechts abrundete. Ziemlich zu Unrecht vergessen ist schließlich die große Amnestiekampagne zugunsten der unter Adenauer verhafteten Kommunisten. Der 1955/56 ins Leben gerufene »Amnestieausschuß« bildete eine Informationszentrale für Verteidiger in politischen Prozessen, sammelte Kritiken an der politischer Justiz, veranstaltete (immerhin bis 1969) Tagungen, auf denen so bekannte Leute wie Heinrich Hannover, Wolfgang Abendroth und Werner Maihofer sprachen, und schuf so immerhin eine breite politische und juristische Öffentlichkeit für die Problematik der Kommunistenverfolgung. D -r Ende 1956 von der FDP - heute wäre da eventuell an eine andere Partei zu denken - eingebrachte Entwurf eines Gesetzes über Straffreiheit wurde zwar im April 1957 im Bundestag abgelehnt, doch war er deswegen nicht nutzlos gewesen: Immerhin erreichte die Amnestiedebatte große Teile der SPD, der evangelischen Kirche und anderer Gruppen, immerhin sprach sich sogar der Generalbundesanwalt (!) für eine Amnestie der Kommunisten aus, und immerhin nahm die politische Justiz in den Jahren nach dieser Initiative wohl nicht zuletzt deshalb zunächst nur ein geringes Ausmaß an, relativ. All dies unterstreicht: Eine Amnestieinitiative ist möglich, ein Erfolg wäre auch bei der gegenwärtigen Regierung nicht undenkbar, die durch eine solche Initiative auszulösende Diskussion endlich mal eine, deren Bezugnahme der Linken nicht vom Staat aufgedrängt wäre.

2. ... und historisch gerechtfertigt

Alle, die unter Einsatz des eigenen Lebens versucht hatten, die Guerilla für die Metropolen zu adaptieren, sind auf absehbare Zeit so komplett gescheitert, wie dies eben nur möglich war. Das wird manchmal bestritten und mag auch in 50

oder 100 Jahren anders aussehen. Aber Stammheim und Mogadischu sowie die lätsache, daß sich die Fundamentalopposition seit Jahren in völlig anderen Bahnen bewegt als in den von Che und Ho und Mao abgesteckten (und daraus folgend die politische Totalisolation der wenigen, die heute noch dem abstrakten Internationalismus der frühen 70er huldigen) - all das bestätigt Pohrts Behauptung von der Niederlage der RAF. Dieser Terrorismus, der in den 70er Jahren einmal so etwas wie eine Gefahr für die Bundesrepublik darstellen konnte, ist heute ein historisches Phänomen. Die Verfahren, in denen man die Terroristen aburteilte, waren nach den Ansprüchen, die die Bundesrepublik an sich selbst stellt, eine ziemlich fürchterliche Verformung des Rechts: Da wurden Gesetze durch das Parlament gepeitscht, Richter hin und hergeschoben, Verteidiger schikaniert, verdächtigt, ausgeschlossen, Beweismittel verschludert oder in der Eile so gewürdigt, daß das »richtige« Urteil fast wie von selbst sich einstellte. Wo aber die Justiz, wo ein ganzes politisches System so wahnhaft verzerrt reagiert, daß die Gewaltentrennung bis zur Unkenntlichkeit aufgehoben wird, da können lauter individuelle Beschwerden, Revisionen und Wiederaufnahmen die kollektive Fehlleistung nicht wieder ausbügeln.

Hauptberuftliche Anti-Terroristen werden befürchten, die Freigelassenen könnten zur Neuauflage ihrer Täten ermuntert werden. Wer so denkt, kennt wahrscheinlich weder politische Gefangene noch die Entstehungsbedingungen terroristischer Politik. Man kann die Veränderungen, die vor allem in der Linken zwischen 1970 und 1984 stattgefunden haben, nicht alle auflisten. Es besteht wohl kaum eine der Bedingungen, die damals zum Terrorismusexperiment geführt haben, gegenwärtig fort: Weder die grandiosen Vorbilder in der Dritten Welt noch der Mangel an »Alternativen«. Kontinuität gibt es scheint's nur auf der Seite derjenigen, die mit ihrer ungebrochenen Bereitschaft zu ausgrenzenden und eskalierenden Reaktionen die Wut der Dissidenten schüren, hoffend, daß sich ein Feuer entfache, das mit den Stiefeln der GSG 9 auszutreten wäre.

3. Und für die Gefangenen überlebensnotwendig

Eins steht fest: Die Guerilla war schon 1973 zur »befreit-die-Gerilja-Gerilja« (Fritz Teufel) verkommen und hatte sich so auf Gefängnismauern konzentriert, daß sie bald nichts anderes mehr analysieren konnte. Die Grußaktion an die politischen Gefangenen, gedacht, um deren Isolation zu durchbrechen, war gutgemeint und mit viel Aufwand auf die Beine gestellt worden, aber auch sie war letztlich auf die Mauern fixiert. Wo die Forderung auf die Zusammenlegung von Gefangenen in Gefängnissen reduziert wird, verlagert man das Ziel, die Perspektiven und Hoffnungen der Gefangenen auf den kleinen Bereich innerhalb der Knastmauern. Man bleibt auch in Gedanken in Knastmauern gefangen. Zusammengelegt oder nicht: Wenn der Linken im Lande nicht mehr dazu einfällt, dann werden die politischen Gefangenen, wie schon gesagt wurde, die Knäste nur am Krückstock oder gar nicht mehr lebend verlassen.

Die Amnestieforderung ist richtig, weil sie als erste endlich auch die Oberwindung der Mauern ins Auge faßt, eine Perspektive, die manchem Gefangenen mehr Widerstandskraft verleihen kann als die Aussicht, nach weiteren Hungerstreiks womöglich, auf die Psycho- und Nerv-Gemeinschaft mit anderen Politischen. Gefangene sind 'Menschen, sind manchmal vielleicht heldenhaft, sind aber nicht unbegrenzt belast- und instrumentalisierbar. Sie wollten irgendwann raus, und sie müssen irgendwann raus, wenn sie nicht kaputtgehen sollen.

Daß dies für andere Gefangene auch gilt, kann der spezifischen Forderung nach Amnestie für die politischen Gefangenen nicht schaden. Auch Drogenabhängige gehören nicht in den Knast, auch Jugendliche nicht, auch Asylanten nicht, und solche, die aus Krankheit oder Armut kriminell und kriminalisiert wurden. Für sie sollen Amnestien her, die Gefängnisse sollen geleert und abgeschafft werden.

Woher rührt eigentlich die Furcht, eine Amnestieforderung könne sich verbrauchen? Warum nicht mit einer Flut allgemeiner und spezieller, jeweils gut begründeter Amnestie-Gesetzentwürfe den Bundestag nerven? Und die Landtage? Wie anders will man denn den »Strafanspruch des Staates« als des Kaisers neue Kleider entlarven, soziale und politische Repressionen entlegitimieren? Ganz von selbst, scheint mir, wird der Staat die Gefängnistore für niemanden aushängen.

Konkret 06/84, S. 50

Otto Köhler

Der häßliche Deutsche: Schriftleiter rechter Gesinnung

Von der ganz gewöhnlichen Verfassungswidrigkeit eines bundesdeutschen Verfassungsrichters, der 1941 seinen Doktor machte: Willi Geiger

Jedermann weiß: Katholische Akademien sind heutzutage weltaufgeschlossen und tolerant. So war es nicht verwunderlich, daß in der Akademie am Hamburger Herrengraben, freundlich begrüßt vom leutseligen Weihbischof Karl-August Siegel, ein alter Herr zu Wort kam, der in seinem jetzt 75jährigen Leben viel mitmachte, sich jetzt wieder einmal am Ziel seiner Wünsche und doch nicht befriedigt sah.

»Verfassungsrechtliche Grundlagen der künftigen Rundfunkordnung«, lautete das Thema, zu dem Professor Willi Geiger auf der Tagung über die »Medien-Wende« sprach. Geiger, Staatsanwalt am Sondergericht Bamberg und Bundesverfassungsrichter in Karlsruhe, hatte auf den Salzburger Hochschulwochen 1961 ohne jede Zweideutigkeit ausgesprochen, daß die »Rolle, die das Recht in der Rassenideologie des Nationalsozialismus« spielte, eine Rolle war, die »das Recht zur Dirne einer Ideologie« machte.

Während seiner Tätigkeit am Sondergericht Bamberg legte Geiger einen »systematischen Grundriß des großdeutschen Schriftleiterrechts« vor über die - so der Titel - »Rechtsstellung des Schriftleiters«, wie man. damals Redakteure nannte. Er mokierte sich über die »Auffassung vom natürlichen Gegensatz Individuum und Staat«, die »so recht liberalistischer Geisteshaltung« entsprochen hätte, und freute sich, daß der Nationalsozialismus »den alten Gegensatz zwischen Staat und Einzelpersönlichkeit überwunden« hat. Das neue Presserecht gehe vom »Gedanken der gegenseitigen Unterstützung« aus: »Der Staat leiht den Männern der Presse seinen wirksamen Schutz und seine Hilfe, der Schriftleiter seinerseits ist dem Staat verpflichtet«. Früher habe für den angestellten Schriftleiter die, Gefahr bestanden, »bei seiner Arbeit nicht der eigenen Meinung Ausdruck zu geben, sondern dem Willen seines Brotgebers zu gehorchen«. Das aber sei umso bedenklicher, »als der Verleger und mehr noch der Direktor einer Verlagsgesellschaft, der kein persönliches und geistiges Verhältnis zur Haltung der Zeitung hat, sich in erster Linie von wirtschaftlichen Erwägungen leiten läßt und danach entscheidet, was in der Zeitung erscheinen darf und wie es beurteilt werden soll«.

So durften Geigers Zuhörer in der Katholischen Akademie gespannt sein, wie der Redner seine presserechtlichen Vorstellungen bis 1984 weiterentwickelt hat. Tatsächlich gab es eine bemerkenswerte Variation im wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß des Verfassungsrechtlers aus Karlsruhe. Heute betrachtet er die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, die er in die Nähe eines Staatsrundfunks rückt, als »Auflage der Besatzungsmacht«. Beherrscht sind sie von einem »Corpsgeist« unter den Journalisten, einer »relativ hohen Homogenität der Programmacher«, unter denen keiner »auch nur ein Organ, geschweige denn ein Verständnis für Haltungen« habe, die für »eine der politischen Gruppen« - gemeint ist die Christenunion - »hochcharakteristisch und wichtig« sei. Deshalb ist ihm das öffentlich-rechtliche System »gelegentlich unerträglich«. Und darum schlägt er etwas vor, was zumindest für das ZDF ein schnelles Ende bedeuten würde: Die Einnahmen aus dem Werbefernsehen sollten drastisch auf höchstens 25 Prozent des bisherigen Stands gesenkt werden - das ZDF lebt zur Hälfte von Werbeeinnahmen. Und diese drastische Senkung soll den neuen privaten Gesellschaften zugute kommen, von denen Geiger mehr Freiheit erwartet, weil sie sich durch wirtschaftliche Erwägungen leiten lassen.

Gewiß sieht er auch möglichen Mißbrauch. Aber der ist erlaubt, ja notwendig: »Die Lage ist hier nicht anders als im Gesundheitswesen. Der Medikamentenmißbrauch, der die Gesundheit Unzähliger schädigt und Menschenleben fordert, entspringt der den Menschen im Grundgesetz eingeräumten Freiheit und Selbstbestimmung. Natürlich könnte man die notwendigen Medikamente in einem wissenschaftlich kontrollierten staatlichen Großunternehmen produzieren. Niemand denkt im geringsten daran, so etwas auch nur vorzuschlagen. Die Pharmaindustrie und die Ärzte würden ihre Freiheitsrechte gebrochen sehen.«

Ausgerüstet mit diesem Freiheitsbegriff sieht Geiger auch nicht die Gefahr, daß nun jede beliebige Gruppe Fernsehen und Radio veranstalten kann: »Es werden nicht sehr viele sein, die das dazu nötige Kapital nachweisen können«.

Im Laufe seines langen Berufslebens, das ihn vom Sondergericht in Bamberg während der vierziger Jahre bis an die Spitze des Katholikentagspräsidums 1966 wieder in Bamberg und schließlich in den Zweiten Senat des Bundesverfassungsgerichtes nach Karlsruhe führte, hat Geiger schon immer über den Mißbrauch der Freiheit nachgedacht. Ergebnis dieser Tätigkeit war 1940 die Lehrmeinung, daß das von ihm begrüßte Schriftleitergesetz »mit einem Schlag den übermächtigen, volksschädigenden und kulturzersetzenden Einfluß der jüdischen Rasse auf dem Gebiet der Presse beseitigt« habe. Auch wer sonst sich als »Schädling an Staat und Volk erwiesen« hat - dazu gehört »Tätigkeit für die marxistische Presse« -, darf nicht Schriftleiter werden.

Dieses letzte Motiv wurde wiederaufgenommen durch den Spruch des Bundesverfassungsgerichtes vom 22. Mai 1975, in dem festgestellt wird, daß sich die Bundesrepublik »aus der bitteren Erfahrung mit dem Schicksal der Weimarer Demokratie als eine streitbare, wehrhafte Demokratie konstituiert« habe und deshalb einen Bewerber, der »während seiner

Studienzeit an Veranstaltungen der Roten Zelle Jura« teilgenommen hat, nicht zum Staatsdienst zulassen darf. Unterschrieben war dieser Berufsverbotsbeschluß mit »Dr. Geiger«. Und auch jetzt Ende April 1984 bei der Tagung der Katholischen Akademie geschah es, das einige den Redner als »Doktor Geiger« ansprachen. Sie vergaßen-. Geigers Propagandaschrift, die nach seinem Willen in der »Praxis einige Hilfe« bei der Ausmerzung jüdischer und marxistischer Schriftleiter aus der Presselandschaft leisten sollte, wurde von ihm an der Universität Würzburg als Dissertation eingereicht, und zwar am 5. Januar 1941 bei Geheimrat Dr. Wilhelm Laforet, dem er im Vorwort für seine »kameradschaftliche Hilfe«, seine Kumpanei also, dankte. Der Doktor-Titel, mit dem Geiger heute immer noch herumläuft, wurde verliehen für eine mutmaßlich verfassungswidrige Hetzschrift. Wenn er ihn also benutzt - und das tut er -, dann ist er ein Hochstapler, und das ist auch für einen ehemaligen Bundesverfassungsrichter etwas zuviel.

Konkret 06/84, S. 52

Rainer Gohr

Konkret-Extra: Die Psycho-Okkult-Mafia
Vom Aufmarsch der rechten Heilslehrer

Weil sich die verfallende Schönheit ihrer schönen neuen Welt mit rationalen Argumenten immer schlechter anpreisen läßt, greifen die Herrschenden in die Trickkiste alter und neuer Psycho-Kampftechniken. Gurus, esoterische Zirkel, Geheimbünde und neue Sekten bilden einen neuen Kulturbetrieb, der freilich eine »unendliche Geschichte« hat: Sie reicht von den Theosophen über Hitler-Förderer bis zum Pariser »Figaro-Magazin« und dem neuesten deutschen Märchenfilm

Will Mr. Negativ als reuiger Sünder ins Haus der positiven Familie, so wird er zunächst einmal auf Baby-Format zusammengestaucht. In der 30-köpfigen Wohngemeinschaft ehemals hartgesottener Negos erwartet ihn eine Art Zimmer-Arrest. Gewohnte Reize und Kontakte sind ihm nicht erlaubt. Dann nimmt ihn die Gruppe unter Leitung psychologisch geschulter Ja-Sager streng ins Gebet. Sein negatives Gefühls- wie Vorleben wird seziert und Schritt für Schritt neu montiert. Ist der Zögling lernwillig, erwarten ihn Liebe und Lob, schließlich sozialer Aufstieg im hierarchisch gegliederten Hausverband. Nach und nach erhält er seine Rechte zurück, darf nützliche Arbeiten leisten und nimmt an der Pflege neuer Sünden-Babysteil. Mr. Negativ gilt als bekehrt, wenn er die »positiven« Rituale, Werte und Symbole seiner Sippenführer teilt und zu einem »freundlichen« Erwachsenen mit »gefestigter Ichstrukur« reifte.

Mit dem Wandel des Mr. Negativ zu Mr. Positiv beschreibe ich nicht die Missionsarbeit einer kalifornischen Sekte, die ihr neuestes Gehirnwäsche-Camp preist, sondern das etwa neunmonatige Therapie-Programm eines deutschen Unternehmens, das Drogensüchtige kuriert. Das Umerziehungsprogramm in »therapeutischen Wohngemeinchaften« ist die Spezialität der Münchner »Daytop-Gesellchaft für soziale Planung und Alternativen«. Die Daytop-Reozialisierer betreuen heute in elf Häusern rund 10 Prozent aller Suchtkranken in Deutschland, deren Therapie über Tagegeld-Pflegesätze von Soialkassen und Landesversicherungsanstalten bezahlt werden.

Mitte letzten Jahres wurde gemeldet, daß Daytop-Mitarbeiter sich nicht nur um Fixer, sondern zukünftig auch um Arbeitslose kümmern wollen. Ein dem Unternehmen nahestehender Freundeskreis von Ärzten, Psychologen, Juristen, Geschäftsleuten und Theologen habe den Entschluß gefaßt, joblosen Bundesbürgern durch den Aufbau einer bundesweiten Selbsthilfeorganisation zu helfen. Unter anderem sei geplant, Kontakt-Häuser für Arbeitslose einzurichten, eine Zeitschrift für Jobsuchende herauszugeben, die Daten möglichst aller anderen Basis-Selbsthilfegruppen im Land zentral zu erfassen und zu speichern und Fachleute für Arbeitslosenselbsthilfegruppen aus- und weiterzubilden.

Als ich im Schwabinger Verwaltungszentrum der Daytop-Leute genaueres von Pressesprecher Dr. Werner Hempel über diesen Nothelferkreis wissen will, fällt die Antwort eigentümlich unscharf aus: Der Privatzirkel sei organisiert wie ein Lions-Club, beschäftige sich schon seit langem auf der Suche nach »lohnenden Aufgaben« mit Problemen im Randgruppenbereich und habe im übrigen mit Daytop nichts zu tun. Lediglich ein Teil des Führungsstabes der Drogen-Therapie-Gesellschaft gehöre dem Wohltäterkreis an. Unter ihnen auch der Theologe und Daytop-Chef Dr. Ullrich Johannes Osterhues.

Er habe, so werde ich weiter informiert, dort jüngst erfolgreich den Vorschlag eingebracht, Arbeitslosen dabei zu helfen, »kreative, innerlich effiziente neue und sinnvolle Lebensentwürfe« zu entwickeln. Der Nothelferkreis - so Hempel - gehe nämlich davon aus, daß dem Milhonenheer jobloser Bürger mit »Reparaturmaßnahmen am Arbeitsmarkt« kaum gedient sei. Besser und nützlicher wäre es, ihre Einstellung zur Arbeitslosigkeit zu ändern. Hempel: »Wir sehen, um das mal ganz locker auszudrücken, die Arbeitslosigkeit nicht nur als Negativum an. Sondern als... eine Möglichkeit zur vielzitierten Selbstverwirklichung«.

Die ungewöhnliche Lebensphilosophie meines Gesprächspartners bringt mich auf eine folgenschwere Idee: Ich will wissen, woran sein Chef eigentlich glaubt? Osterhues, so werde ich darauf wortreich belehrt, sei ein anerkannter orthodoxer Theologe mit erstklassigen Kontakten zu katholischen Würdenträgern. Er sei selbst als Priester geweiht und habe eine untadelige »christliche Überzeugung«.

Weil Hempels Aufzählung der spirituellen Qualitäten seines Arbeitgebers im unklaren läßt, welcher Glaubensgruppe Osterhues angehört, und mir auch die Natur des priiaten Nothelferzirkels weiter rätselhaft bleibt, frage ich den Münchner Pfarrer Friedrich Wilhelm Haack. Er ist Beauftragter der evangelischen Kirche für Sekten- und Weltanschauungsfragen und hat im Milieu bundesdeutscher Logen, Geheimbünde und Sekten einen Ruf wie Kojak in der Unterwelt New Yorks.

Dem Luther-Mann ist der private Wohltäter-Kreis nach Lions-Club-Muster freilich unbekannt. Er kennt Osterhues nur als Gründer einer als christlich auftretenden Kirchengemeinde. Laut Haack ließ sich der heute 43jährige Daytop-Chef Ende der sechziger Jahre an der in Paris sitzenden »Katholisch-orthodoxen Kirche von Frankreich« zum Priester weihen. Wieder zurück in Deutschland scharte der frischgebackene Theologe in Düsseldorf unter dem Patronat seiner französischen Mutterkirche eine Gemeinde von Gläubigen um sich, organisierte dann mit ihnen Spendenaktionen für die Dritte Welt,

versuchte sich als Telefonseelsorger und zog schließlich mit Hilfe seiner Anhänger die Fachklinik-Kette für Suchtkranke auf. Und: Die Daytop-Therapiezentren für Drogen- und Alkoholkranke stehen noch heute unter der Trägerschaft und ideellen Kontrolle seines Kirchenvereins.

Der Mann neben mir am Tisch des Frankfurter Cafe-Römer wirkt alles andere als »kämpferisch«. Seine hellblauen Augen blicken bieder, brav - während er erzählt: Wie er sich Anfang letzten Jahres bewarb, als er im Inseratenteil der »Zeit« las, daß eine »kämpferische, aber ideologiefreie« Persönlichkeit zum Aufbau einer Arbeitslosenorganisation gesucht wurde. Wie er - unter fast 5.000 Mitbewerbern - in die engere Wahl kam, in München Daytop-Chef Osterhues kennenlernte und dann anfing, sich über das Projekt kritische Gedanken zu machen. »Die wollten uns gar keinen Job geben«, meint der Wirtschaftsjournalist Peter Fischer* heute, »die wollten uns aushorchen, wollten wissen, was in der Arbeitslosenszene so gedacht und getan wird«. Fischer, den ich durch Vermittlung des Münchner Sektenpfarrers Haack kennenlernte, spürt seitdem der Frage nach, was im Freundeskreis um Daytop-Chef Osterhues so gedacht und getan wird.

Dabei machte der Frankfurter manch überraschende Entdeckung. Die wichtigste: Er ortete im Hintergrund des Drogentherapie-Betriebs wie auch im Münchner Herrenzirkel mit Hang zu hilfsbedürftigen Randgruppen einen Mann, der in deutschen Psychologen-Kreisen kein Unbekannter ist: Dr. Dr. Dr. Hilarion Petzold. Fischer fand, daß der Mann mit den drei akademischen Titeln, von denen zwei jahrelang Gegenstand unerquicklicher Prozesse waren, sowohl im Herrenclub ohne Namen wie auch in den Daytop-Kliniken die Rolle eines Chefideologen und Programm-Planers spielt. Von ihm stammt die Idee, für Fixer »therapeutische Wohngemeinschaften« als Paukstudios zum Einüben »neuer, sinnvoller Lebensentwürfe« einzurichten.

Das autoritäre Umerziehungsprogramm ist die modifizierte Kopie eines US-Therapie-Konzepts, mit dem schon Ende der fünfziger Jahre eine sektenähnliche Gruppe von Amerikanern Fixer von ihrer Drogensucht zu befreien suchte. Daß sich das Modell trotz der sektiererischen Wurzel bei uns durchsetzen konnte, hat einen simplen Grund: Es ist bei etwa gleicher Erfolgsquote billiger als herkömmliche Verfahren. Das Geheimnis des Spareffekts liegt in der Struktur, im Aufbau des Programms:

Die streng hierarchisch gegliederten therapeutischen Wohngemeinschaften sind so organisiert, daß sich die Patienten praktisch selbst kontrollieren und erziehen. Folge: Nur in der Führungsspitze der etwa 30-köpfigen Wohngemeinschaften bedarf es versierter Fachleute, die wissen, wie man reuige Sünder durch Gruppendruck und psychoaktive Ritualtechniken bekehrt. Der Aufwand an teuren Ärzten und Psychologen ist mithin in Missionsgruppen dieses Typs gering.

Der Hang zu preiswerten verhaltensändernden Psycho-Schulen ist keineswegs das einzige verbindende Band zwischen dem heute 40jährigen Petzold und Daytop-Leiter Osterhues. Sie haben als Absolventen des theologischen Instituts der Pariser »Orthodox-katholischen Kirche von Frankreich« auch einen soliden Fundus gemeinsamer weltanschaulicher Überzeugungen. Und: Beide sind laut Fischer von Anfang an führend am Arbeitslosenhilfsprojekt des Münchner Nothelfer-Zirkels beteiligt.

Therapeut: Stellen sie sich vor, der leere Stuhl da ist die Maschine, und die Maschine könnte zu ihnen sprechen. Was würde sie sagen?

Patientin: Ich erwarte von dir, daß du noch schneller, noch schneller arbeitest.

Therapeut: Was würden sie der Maschine antworten?

Patientin: Ich will aber nicht. Ich habe keine Lust mehr. Ich möchte auch einmal ausruhen...

Therapeut: Setzen sie sich jetzt auf den Stuhl und versuchen sie mal, als Maschine zu antworten. Was würden sie sagen?

Patientin: Ich mag nicht ausruhen. Was soll das? Wenn du so unvernünftig bist und nicht einsiehst, daß du noch schneller arbeiten mußt, dann werde ich dich zwingen. Ich meine es ja nur gut mit dir. Du verlierst sonst deine Arbeit. Wo willst du dann hin? Wovon willst du dann leben?

Protokoll-Ausschnitt eines Psycho-Spiels am Düsseldorfer Fritz-Perls-Institut. Regisseur des Stücks mit einer Dame und Stuhl ist der Chef des Hauses, Dr. Hilarion Petzold. Die Idee, eine 33jährige Textilarbeiterin mit ihrer Nähmaschine ins Gespräch zu bringen, weil sie quälende Kreuzschmerzen hat, ist nicht ungewöhnlich an diesem Institut.

Weil Petzold als Anhänger des in Kalifornien zu Ruhm gelangten Arztes und Gestalttherapeuten Fritz Perls Schmerzen für Signale unterdrückter Gefühle und frühkindlicher Schockerlebnisse hält, *will* er wissen, ob sie schon früher seelisch so gelitten habe, wie jetzt an der Maschine. Als die Arbeiterin sich zitternd und weinend an Eltern und Vorgesetzte erinnert, die ihr Leben mit überzogenen Leistungsappellen zur Hölle machten, bleibt der erwartete Effekt nicht aus. »Nach der Behandlung«, so meldet Schockfahnder Petzold wenig später im Fachblatt »Integrative Therapie«, »fühlte sich die junge Frau leichter und nicht mehr so reizbar... Nach vier Wochen verordneter Arbeitsruhe... traten die Beschwerden nicht mehr auf«.

Auch wenn mir unklar bleibt, ob der Akkordnäherin die angstlösende Rückschau am Fritz-Perls-Institut oder einfach der Sonderurlaub zur Schmerzfreiheit verhalf - eines weiß ich inzwischen nach dem Studium seiner Arbeiten genau: Petzold leistet mit seinen kühnen Experimenten im Fabrik-Alltag Pionierarbeit. Denn er vertritt die Lehren einer Psycho-Schule, die mit ihren angstlösenden Kuren in einem ganz anderen Lebensmilieu begann.

Seit Anfang der siebziger Jahre sind Gestalt-Therapeuten á la Petzold zumeist als Missionare irdischen Glücks unterwegs, um gutbetuchten Mittelständlern neuen Nervenkitzel und mehr Spaß am »Hier und Heute« zu vermitteln. Ihre Seelen-Kliniken und Heilzentren sind der Praxis nach nichts anderes als moderne Freudentempel, in denen man im Kreis Gleichgesinnter in die vollkommene Seligkeit durchstarten kann.

Mekka des wissenschaftlich auf Stromlinie gebrachten Lustkults ist das Esalen-Institut in Big Sur, Kalifornien. Dort entwickelten schon in den sechziger Jahren der Psychiatrie-Professor Abraham Maslow und der Arzt Fritz Perls jene entspannenden Gruppen- und Selbsterfahrungstechniken, mit denen heute ihre Schüler zahlungsfähigen Bürgern in aller Welt das Gefühl vermitteln, sich selbst zu verwirklichen, indem man sie ins Reich gehobener Sinnlichkeit abheben läßt.

Daß zumindest Teile der angstlösenden Entspannungstechniken aus Kalifornien bei uns jetzt auch in weniger zahlungskräftigen Sozialschichten oder gar in Randgruppen auf ihre Brauchbarkeit hin getestet werden, ist neu, verwundert aber nicht, wenn man den Anspruch ihrer Schöpfer kennt. Maslow und Perls verband trotz völlig unterschiedlicher Therapiekonzepte von Anfang an die gleiche übergreifende Idee: Sie wollten »ganzheitlich« heilen, also allen Menschen mit ihren bewußtseinsverändernden Psycho-Techniken zu kosmischem Lebensgefühl verhelfen.

Petzold als treuer Apostel der »Transpersonalen Psychologie« beseitigt daher unter Arbeitern längst nicht mehr nur lästige »Übertragungen« von Kindheits-Ängsten auf Maschinen. Er verordnet auch schon mal muskelschwachen Kassiererinnen nach der »Gestalt-Analyse« Fußschemel oder verhilft magenkranken Angestellten mit »Traumarbeit« zu neuer Leistungskraft. Und auch die »Randgruppe« der Arbeitslosen hat er schon fest im gestalt-therapeutischen Visier:

So konnten Jugendliche ohne Job, die als Selbsthilfegruppe von Sozialarbeitern betreut wurden, immer dann unter Aufsicht von Experten des Fritz-Perls-Instituts seelische Trauerarbeit leisten wenn sie die Suche nach einer Lehrstelle zu arg frustrierte. »Die Dynamik der Gruppe ließ sich gerade noch steuern«, so stellt Petzold nach Ende des Experiments befriedigt fest, weil »neben der konkreten sozialarbeiterischen Betreuung... die aufarbeitende, kathartisch entlastende Gestalteinzelsitzung in der Gruppe... hilfreich war«.

Das Repertoire entlastender Gestaltübungen in der Arbeitswelt ist damit freilich für Meister-Psychologen wie Petzold noch keineswegs erschöpfend erprobt. Grund: Schon die Begründer der »Transpersonalen Psychologie« erkannten rasch, daß lockernde Körperarbeit und angstlösende Psychospiele allein nicht genügen, um die erstrebte positive Grundstimmung unter ihrer Anhängerschar zu garantieren. Denn künstlich entfachte Nirwana-Gefühle in Gruppen runderneuern nicht automatisch auch das Bewußtsein ihrer Mitglieder.

Wenn Maslow und Perls noch meinten, daß es genüge, wenn jeder Einzelne zu der in seiner Natur archetypisch angelegten, ganzheitlichen »Gestalt« als Lebensform finden müsse, um gesund und glücklich zu sein, so reicht heute dieser auch schon höchst mysteriöse Glaubenssatz den meisten Gestalt-Therapeuten längst nicht mehr. Sie schielen nach stärkeren Mitteln, um Körper, Seele und Geist ihrer Klienten zur Einheit zu verschmelzen. Sie setzen auf der Suche nach Erlösung von irdischer Trübsal auf ein neues, allumfassendes religiöses Weltbild.

Mit der geistigen Geheimwaffe gegen Disharmonie in dieser Welt liebäugelt auch der Gestalt-Therapeut Petzold in seinem Düsseldorfer Institut für nichtklassische Psychotherapien. Wohin es den theologisch gebildeten Gestalt-Forscher zieht, wird deutlich, wenn er unter dem Tarnbegriff »Support der Werte« von jener »Urkraft« schwärmt, die »selbst bei Verlust leiblicher Integrität, gesellschaftlicher Achtung und Entzug der Arbeit... noch zu stützen vermag«.

Wie so ein preiswertes geistiges Schmerzmittel für den Mann an der Werkbank zubereitet werden kann, deutet der Oldenburger Sozialphilosoph und Ästhetik-Professor Rudolf zur Lippe in einem der Petzold-Sammelbände an. Der Gastdozent am Fritz-Perls-Institut schwärmt dort vom »übernatürlichen Arbeiter« mit urwüchsiger »Gestaltungskraft«.

Der Oldenburger Edelmann glaubt an die heilende Kraft des gestalteten Worts. Da sich Alltagserfahrung freilich allein mit kunstvollen Sprachfiguren nicht restlos von sperrigen Unlustgefühlen befreien läßt, üben transpersonale Seelen-Manipulateure auch auf allen anderen Gebieten menschlichen Lebens ihre]Überzeugungskraft. Ihr Ziel: Um die Welt von allen Übeln zu heilen, wollen sie sich zu »therapeutischen Hexern« mausern.

»Die Existenz von Hexern, Zauberern, Schamanen und Gurus« so lese ich im Vorwort des von Hilarion Petzold herausgegebenen Buches »Die Struktur der Magie«, ist »dem Durchschnittsmenschen schon immer fesselnd und ehrfurchterregend gewesen. Immer, wenn diese Machtvollen ihre Wunder öffentlich darstellen, zerstören sie die Realitätsauffassung der jeweiligen Zeit und des jeweiligen Orts«.

Ein Teil dieser wunderbaren Macht alter Ideen-Zertrümmerer, so fahren die Autoren R. Bendler und J. Grinder fort, »ging in der Neuzeit auf große Psychologen über«. Aber leider nicht auf alle, denn: »In der heutigen Zeit werden meist (nur) jene dynamischen Psychotherapeuten vom Mantel des Zauberers umhüllt, deren Fertigkeiten denen anderer Therapeuten bei weitem überlegen sind«.

Damit das nicht so bleibt und sich auch die Fußkranken des Gewerbes zu »therapeutischen Hexern« fortentwickeln, verraten die beiden kalifornischen Psycho-Experten ihren Lesern ein Geheimnis: »Die Magie hat eine Struktur und ist erlernbar«. Was folgt, hat mit dem reißerischen Auftakt dann freilich nichts mehr zu tun. Im trockenen Stil ausgekochter Informationstheoretiker schildert das Autorenpaar eiskalt kalkulierte Rezepte, um rhetorisch-demagogisch stets die Oberhand zu behalten.

Erläutert wird, wie die Gedanken des Gegenübers anhand von Arm-, Fuß-, Kopf- oder Augenstellung zu erraten sind und wie man selbst möglichst überzeugend wirkt. Mit Hilfe raffinierter Fragetechniken wird demonstriert, wie sich das Weltbild von Patienten erforschen und dann durch gleichfalls klug taxierte sprachliche wie nichtsprachliche Aktionen aus den Angeln heben läßt.

Den beiden Vertretern der »Humanistischen Psychologie« erscheint ihre Anleitung zur Manipulation von Klienten unbedenklich. Denn: »Die Arbeit von Therapeuten macht Menschen grundsätzlich vielseitiger und besser. Sie können erfolgreicher in der Welt handeln oder werden erleuchtet«.

Die Erleuchtungstechnik ist jetzt auch in Deutschland erlernbar. An einem Münchner Institut für neurolinguistisches Programmieren wird anhand der Erfahrungen von »Verkaufstalenten, Verhandlungsgenies und Meisterzauberern« jedermann gelehrt, wie man seine Fähigkeiten auf dem Gebiet gehobener Überredungskunst auf den neuesten Stand von Wissenschaft und Magie bringt. Geschäftsführer der neuen Gesellschaft für Sprach-Zauberei und Bewußtseinsmanipulation ist der Theologe Dr. Ullrich Johannes Osterhues. Die wissenschaftliche Leitung hat »Prof.« Dr. Hilarion Petzold.

»Es sollte nicht genügen, jemanden drogenfrei zu machen, denn wenn er drogenfrei ist und dann sein wertloses Leben wieder lebt, dann ist ihm nicht gedient. Also müssen sie den ganzen Menschen angehen. Und das genau will diese Therapie machen ... Ein neuer Begriff von Krankheit muß geprägt werden. Das heißt für mich, daß wir nicht mehr den Begriff der Naturwissenschaften nehmen, sondern wir irgendwo vielleicht sogar ins Esoterische hineingehen, um das mal so salopp zu sagen...«

Wer hier so salopp von »wertlosem Leben« spricht sowie den Rückgriff auf Geheimlehren - und nichts anderes heißt Esoterik - riskiert, ist Daytop-Chef Ullrich Johannes Osterhues selbst. Jener Mann, den ich wochenlang um ein Gespräch bat und der jetzt von irgendwoher aus Europa anrief. Dies sei, wie er mir versichert, sein erstes Interview nach fast zehn Jahren Pause.

So bedeutend die Stunde auch ist, Osterhues will von den großen Taten und Plänen im Moment nichts wissen. Ich erfahre, daß seine Sozialarbeit im Drogenbereich maßlos überschätzt würde, daß seine »Deutsche Gemeinde der katholisch-orthodoxen Kirche Frankreichs« nur ein kleiner Münchner Verein und auch die Arbeitslosenhilfe »als ganz, ganz kleine Sache geplant« sei - eine Art Sorgentelefon, mehr nicht.

Große Hoffnungen setzt er hingegen in seine neuen Therapie-Ideen. Die sollen nicht nur Drogenkranken, sondern auch Arbeitslosen helfen. Er glaubt an den Zusammenhang von heil und heilig.

»Ich bin in der Tat Theologe einer anerkannten orthodoxen Kirche. Mein Bischof sitzt in Paris und ist der offiziellen orthodoxen Kirche des rumänischen Patriarchats angeschlossen. Also um diese offizielle orthodoxe Kirche handelt es sich.«

Nachdem eine Rückfrage unter orthodoxen Christengruppen in der Bundesrepublik ergab, daß hier weder Osterhues noch seine »anerkannt orthodoxe« Gemeinde bekannt ist, sitze ich im Verlauf dieser Recherche zum zweiten Mal in einem Lufthansa-Jet. Ich hoffe, in Paris mehr über die »orthodox-katholische« Gemeinde des Priesters Osterhues zu erfahren.

Vor Antritt der Reise bestätigte mir ein Besuch im Münchner Vereinsregisteramt, daß der Rückgriff ins Esoterisch-Okkulte längst keine Spezialität von Daytop-Magier Osterhues oder Gestalt-Meister Petzold mehr ist. Wenn es gilt, Bundesbürger von quälenden Sorgen zu befreien oder sie körperlich-seelisch zu lockern, scheinen immer mehr Gruppen psycho-okkulte Heilrezepte feilzubieten. Und dabei keineswegs nur die großen bekannten Sekten. Dem Übersinnlichen widmen sich inzwischen zahllose Mini-Vereine, denen man es fast nie ohne einen Blick in ihre Satzungen ansieht, worum es wirklich geht:

Wer ahnt schon, daß die »Interessengemeinschaft für Sozialkybernetik« geleitet wird von einem Mann, der als Heilslehrer einer kalifornischen »Universal Life Church« in München neue Mitglieder sucht. Wer vermutet hinter dem Verein »Crystal« schon den Arzt und Psychotherapeuten Dr. Dieter Mittelsten-Scheid, der hier »Harmonie-Forschung« mit Gleichgesinnten im Interesse eines »ganzheitlichen Bewußtseins« betreiben und dabei die »meditativ-religiösen Aspekte«

nicht zu kurz kommen lassen will. Und wer erwartet von den akademischen Leitern einer »Gesellschaft für funktionale Psychologie«, daß sie sich den Heilslehren und Methoden eines amerikanischen Gehirnwäsche-Spezialisten verpflichtet fühlen, der in Los Angeles wegen seiner Arbeits-Techniken in zahlreiche Prozesse verwickelt ist.

Allein in München hat sich die Zahl der esoterisch orientierten Vereine in den letzten drei Jahren nach Angaben von Sektenpfarrer Haack um fast fünfzig vermehrt. Ihre Gesamtzahl wird von ihm hier inzwischen auf rund vierhundert geschätzt.

Wie Pilze schießen Psycho-Clubs aus dem Boden, in denen Seelen-Forscher bewußtseinsverändernde Techniken und okkult-mystische Geheimreligionen durchleuchten und erproben wollen. Überall bieten »Esoterische Gesellschaften« Gruppenkurse an, eifern »Transpersonale Zentren« dem Esalen-Vorbild nach, oder versprechen »Reinkarnations-Zirkel« Trips ins Jenseits oder frühere Leben.

Geworben wird für diese Gruppenreisen ins Okkulte vor allem durch Mund-zu-Mund-Propaganda, aber auch in Alternativ- und Psycho-Blättern, auf Manager-Seminaren und durch Spezial-Verlags-Häuser, die esoterisches »Geheimwissen« inzwischen nach ähnlichen Vertriebsmethoden verkaufen wie seinerzeit Bernie Cornfeld seine IOS-Aktien. Zielgruppe der Magie-Missionare scheinen neben Akademikern und Managern vor allem Medienleute zu sein: Psychologen, Sozialarbeiter, Lehrer, Journalisten, Künstler.

Laut Sektenpfarrer Haack sollen sich zwischen Berlin und Zürich Woche für Woche bereits mehr als tausend Seelenpfleger in Kursen und Gruppen-Sessionen ins esoterische Handwerk einweihen lassen. Pro Jahr wären das 52.000 neue Jünger der okkulten Bewegung, in zehn Jahren 520.000. Die Bundesrepublik besäße mithin schon in wenigen Jahren eine Armee potenter Prediger ekstatischer Gefühle und demagogisch geschulter Hexenmeister, die Benzin in leere Seelen gießen wollen.

Sind wir *damit auf dem Weg in eine neue, bessere Welt? Mit Millionen von Bürgern, deren Herzen nicht mehr wie heute auf Sparflamme brennen, wie die neuen Gurus glauben, sondern die dann lodern? Ich lodere gern mit. Doch was kommt dann? Was predigen uns die Propheten befreiter menschlicher Urtriebe noch? Ist der lodernde Gefühlsrausch die Botschaft? Oder nur das Medium?

Der Führer der katholisch-orthodoxen Kirche Frankreichs ist der sogenannte Bischof Germain. Bischof Michel Ewdokinow ist der offizielle Sprecher der Bischofskonferenz aller orthodoxen Kirchen Frankreichs. Sein Urteil über Bischof Germain und seinen Verein ist eindeutig: Die dem Namen nach so täuschend ähnlich klingende »Orthodox-katholische Kirche von Frankreich« ist weder »orthodox« noch »katholisch«, sondern eine Sekte, deren Führung weltanschaulich in einem Milieu siedelt, das mit Christentum kaum noch etwas zu tun hat. Die führenden Köpfe der rund 7.000 Mitglieder zählenden Sekte glauben an Astrologie, Seelenwanderung, Hellseherei, Telepathie und predigen das auch.

Allen voran Sekten-Chef Bischof St. Germain. In okkulten Salons und in esoterischen Zirkeln der Pariser Gesellschaft doziert er über Geistkörper und läßt sich feiern, wenn er wieder mal auf Photos die Astral-Leiber Sterbender erkannt haben will. Doch auch sonst geht es bei ihm fast so bunt-exotisch zu wie bei vielen transpersonalistischen Psychologen:

Sufi-Meister weihten ihn in die Geheimnisse orientalischer Trance-Tänze ein, und auf Sonnenwendfeiern zelebriert er gern alte, heidnische Rituale. Bischof St. Germain schätzt freilich nicht nur den Rausch ekstatischer Erleuchtungskulte und magische Lehren. Er huldigt auch einer faschistisch geprägten Führer-Doktrin.

Die agile Führungsspitze der »Katholisch-Orthodoxen Kirche« des Daytop-Chefs Osterhues pflegt enge Kontakte zur polit-okkultistischen »Gesellschaft Atlantis«, die sich getarnt als »Studiumzentrum traditioneller Archäologie« im Dunstkreis der »Neuen Rechten« Frankreichs einen respektablen Platz gesichert hat. Der »Wahrheits-Forscher-Club« tritt offen für ein von seinem jüdischen Erbe befreites Christentum ein, verficht pangermanische Rasse-Ideologien und propagiert die Schriften geistiger Väter des Nationalsozialismus, wie etwa H.S. Chamberlain.

Das Gespräch mit Bischof Ewdokinow läßt mich zum erstenmal ahnen, warum die Daytop-Leute in München so wortkarg reagierten, als ich mehr über die Glaubensrichtung ihres Chefs wissen wollte. Als eine seelsorgerische Stütze der »Neuen Rechten« in Frankreich macht Osterhues Sektenführung bei uns noch keine gute Figur. Schon gar nicht, wenn ihre leitenden Mitglieder sich um das Heil von Randgruppen sorgen. Oder gar dem Millionenheer unserer Arbeitslosen mit Rat und Tat aus der Misere helfen wollen.

Frankreichs neurechte Ideologen pflegen einen anderen Stil als unsere reaktionären Nostalgiker des Blut- und Boden-Mythos. Sie tragen weder Lederstiefel noch Reithosen, kommandieren keine Wehrsportgruppen und schmieren keine Hakenkreuze auf jüdische Grabsteine. Statt dessen lassen sie sich im gediegen edierten Beilagen-Magazin der Zeitung »Le Figaro« - dem Zentralorgan der »Neuen Rechten« - als Theoretiker und Propheten eines »erneuerten Europas« feiern. Ihre Vision:

Ein Kontinental-Reich, das geführt wird von hochrassig-indogermanischen Herrenmenschen. Den Grundsatz, alle Bürger seien vor der Verfassung gleich, soll es nicht mehr geben. Und sogenannte Minderrassige wie Farbige, Geistesschwache, Kriminelle oder Krüppel sollen zwangsweise sterilisiert werden.

Anders als bei uns werden neofaschistische Ideen dieses Kalibers heute in Frankreich offen in Zeitschriften und Zeitungen der Rechtspresse diskutiert. Doch in ihrem gegenwärtig auf Hochtouren laufenden Kultur-Krieg um die Rückeroberung der Macht steht die »Nouvelle Droite« noch auf einem anderen Bein:

Sie gründete massenhaft Debattierzirkel und esoterische Vereine. Dabei gehört es zur Taktik, sie nach außen als unabhängige und unpolitische Einrichtungen erscheinen zu lassen. Sie treten auf als: Kulturvereine, Sportclubs, Meditationszirkel, Forschungsinstitute und Psycho-Gruppen.

Ergänzt wird diese Doppelstrategie der Rechten oft durch eine Wolf-im-Schafsfell-Taktik innerhalb der Vereine. Nur die Führungsspitzen der Clubs wissen, um was es wirklich geht. Bereits 1969 druckte die Menschenrechtszeitschrift »Le droit de vivre« interne Anweisungen des Vereins »Grece« nach - dem wichtigsten Träger neurechter Ideologie in Frankreich -, in dem für Neumitglieder folgendes festgelegt war:

»Auf keinen Fall dürfen die rein politischen Ziele enthüllt werden, solange der Bewerber in der Beobachtungsphase steckt. Sie werden erst enthüllt, wenn er als Mitglied anerkannt ist. Und auch in diesem Stadium dürfen wir unser Ziel vor allem nur als intellektuelle und geistige Revolution präsentieren und die politische Strategie nur mit äußerster Vorsicht ansprechen ... «

Mit »äußerster Vorsicht« agiert auch in Deutschland ein Verein, von dem ich in München nach meiner Rückkehr aus Paris erstmals höre. Sein Name: »Thule Seminar«. Der »Pressedienst Demokratische Initiative« hatte mich auf ihn aufmerksam gemacht, als ich dort wissen wollte, ob es etwas vergleichbar Elitär-Reaktionäres wie die »Neue Rechte« Frankreichs auch bei uns gäbe. Mit dem »Thule Seminar« - so hieß es - habe sich die »Nouvelle Droite« in Deutschland offiziell etabliert.

Wie zu erwarten, tritt das »Seminar« laut Vereinssatzung nach außen streng unpolitisch und seriös auf. Erst wenn man sich die Namen der Gründungsmitglieder anschaut, erkennt man, um was es wirklich geht. Der Zusammenschluß wird getragen von gestandenen Rechten beider Länder. Unter ihnen der Verleger Wigbert Grabert, der in seinem Verlag nicht nur die Memoiren des Goebbels-Adjutanten Winfried von Oven, sondern auch Machwerke über die »Kriegsschuldlüge« und den »Auschwitz-Mythos« vertreibt. Seit 1980 versucht das »Thule Seminar« bei uns das französische Kultur-Kampf-Konzept zu kopieren. Es propagiert auf Hochglanz polierte faschistische Ideologie. Für den Club greifen unter anderem zur Feder:

· Der Londoner Psychiatrie-Professor Hans Jürgen Eysenck, Verfechter einer esoterisch-rassistisch orientierten Psychologie,

· Jacques de Mahieu, der wegen Kriegsverbrechen in Frankreich zum Tode verurteilt ist und in Argentinien unterkroch,

· Armin Mohler, Innsbrucker Philosophieprofessor und Leiter der Münchner Siemens-Stiftung, und untürlich

· Alain de Benoist, Boß des Pariser »Figaro-Magazin« und Chefdenker der französischen »Neuen Rechten«. Als enger Freund des Esoterik-Spezialisten und Buchautors Louis Pauwels kennt er die Geschichte und Organisationsstruktur des deutschen Nationalsozialismus genau.

in ersten vom »Thule Seminar« herausgegebenen Buch mit dem vielsagend programmatischen Titel »Das unvergängliche Erbe - Alternativen zum Prinzip der Gleichheit« finde ich einen Beitrag von Benoist, der inhaltlich völlig dem gleicht, was ich auf diesem Trip ins Reich des Psycho-Okkulten schon mehrfach hörte:

Auch Benoist entwickelt das Konzept einer neuen Superreligion für die nachindustrielle Welt des Jahres 2000. Auch er will den christlichen Glauben mit seiner Maxime »Alle sind vor Gott gleich« ersetzen durch eine Art Zwei-Klassen-Bekenntnis, in der göttlich erleuchtete Übermenschen das Sagen haben. »Der Mensch kann zu dem werden, was er will,« sagt Benoist, »Unter-Mensch oder Übermensch, wie es ihm beliebt«.

Lieferanten der meisten Gedanken sowohl für Adolf Hitler wie Bischof St. Germain oder Alain Benoist ist eine heute knapp hundert Jahre alte Sekte, die öffentlich so gut wie unbekannt ist und deren Name eigentlich nur Eingeweihte wissen: Die Theosophen.

»Keine Religion ist höher als die Wahrheit«. »Wagen, Wollen, Erreichen und Schweigen ist das Motto des wahren Okkultisten«. »Der Pfad zur Meisterschaft ist gekennzeichnet durch... absoluten Gehorsam... an den erwählten Guru«. »Harmonie ist das Gute, Disharmonie das Böse«. Leitsätze theosophischer Gesellschaften um die Jahrhundertwende.

Als das Ehepaar Blavatsky ihre Tochter Helena Petrowona in einer russischen Kapelle taufen läßt, setzt die Kerze eines Altarmädchens das Ornat des Priesters in Brand. Die Kapelle versinkt in einem Wirbel von Rauch und Flammen. - Mit diesem symbolträchtigen Ereignis beginnt laut Selbstzeugnis das Leben einer Frau, die Ende des vorigen Jahrhunderts nach zahlreichen Indien-Reisen in Deutschland ein Buch schreiben soll, das Okkultisten und Spiritisten der damaligen Zeit entzückt: »Die Geheimlehre«.

Mit Hilfe einer wilden Mixtur aus Buddhismus, Hinduismus und abendländischer Esoterik prophezeit Madame Blavatsky nicht nur wie ihr Zeitgenosse Friedrich Nietzsche den kommenden indogermanischen Übermenschen. Weit packender wirkt auf viele eine andere Lehre im Buch: Der altindische Glaube an Wiedergeburt und Vorsehung, an Reinkarnation und Karma.

Kern dieser Lehre: Unser Schicksal in diesem Leben läßt sich nur begreifen als Teil einer fast unendlichen Folge von Wiedergeburten. Was immer wir in diesem Leben an Gutem oder Schlechtem erfahren, ist Lohn oder Strafe für Taten in früheren Leben.

Reaktionäre Kreise erkannten den doppelten Nutzeffekt dieser Lehre sofort: Weil sie den Starken stärker und den Schwachen schwächer macht, lähmt sie den Widerstand gegen soziales Unrecht ungleich wirkungsvoller als der Christenglaube. Zugleich rechtfertigt sie bei Bedarf Holocaust-Aktionen jeden Stils und jeder Größenordnung. Der neue Schuld- und Sühne-Begriff läßt Mord zum Kavaliersdelikt schrumpfen.

Auch die von Blavatsky ins Leben gerufene Theosophische Bewegung , Weiß um die Wirkung ihrer Ideologie. Wann immer sie für »ihre westöstliche Einheitsreligion der Menschheit von morgen« wirbt, vergißt sie nie den Vergleich zwischen fernöstlicher und westlicher Kriminalstatistik: Dort sozialer Friede - hier Verbrechen und Aufruhr. »Um es klar zu sagen«, so Blavatsky, als sie nach den »furchtbaren Leiden« der »niederen Klassen« befragt wird: »Unserer Lehre nach sind alle großen sozialen Übel... oder die ungleichmäßige Verteilung von Kapital und Arbeit dem zuzuschreiben, was wir kurz und bündig, aber richtig, mit Karma bezeichnen«.

Blavatskys »Geheimlehre« wird rasch zur wirkmächtigen Geheimdroge all jener esoterischen Zirkel der damaligen Zeit, die den Kampf gegen Aufklärung, Demokratie und Sozialismus betreiben und dabei der staatserhaltenden Kraft unserer Kirchen nicht mehr vertrauen. Richtig in Schwung kommt der neue Kult freilich erst, als die Theosophen kurz nach der Jahrhundertwende ganz modern ihren Hauptsitz nach Point Loma in Kalifornien verlegen und ihm dort mit Hilfe wirkungsvoller Psycho- und Meditationstechniken propagandistisch auf die Sprünge helfen. Die Theosophen sind auch jetzt ihrer Zeit weit voraus: Sie lernen, die Struktur der Magie zu beherrschen.

Auf der Suche nach werbenden Vehikeln für die Botschaft sind sie nicht zimperlich. Man schürft im unbewußten Seelenleben der Menschen nach wirkmächtigen Bildern und Symbolen, übt sich in demagogischen Sprach- und Gestalt-Spielen und verschafft sich und den Mitgliedern mit ost-westlichen Ekstase-Techniken das gehobene Gefühl, etwas besonderes zu sein.

Die Stunde der Bewährung für die neue Okkult-Religion schlägt, als in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg durch Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit die völlig korrupten und um Privilegien wie Hochgefühle bangenden Führungsschichten ihre Macht an linke Kräfte zu verlieren drohen. Unter Führung eines renommierten Mitglieds der »Theosophischen Gesellschaft (Leipzig», dem Astrologen Freiherrn Rudolph von Sebottendorf, gründen Mitglieder des Großbürgertums und Adlige in Bayern wieder mal einen Verein. Aufgabe des »Kultur- und Sportclubs« mit dem Namen »Thule-Gesellschaft«: Blutiger Terror gegen die rote bayerische Räterepublik und Suche nach charismatisch begabten Führernaturen. Geplant ist der Aufbau einer deutsch-nationalen »aristokratischen Arbeiterpartei« gegen alles, was links und jüdisch ist.

Um dieses Ziel zu erreichen, bringt Sebottendorf in den 20er Jahren Bewegung in deutsche Esoterikerkreise. Er braucht, würden wir heute sagen, Datenmaterial - Namen und Adressen demagogisch talentierter Führerfiguren aus allen möglichen Randgruppen, die nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen haben.

1924 unterzeichnet er an führender Stelle (wahrscheinlich als Verfasser) einen »Aufruf«, in dem der Zusammenschluß deutscher Astrologen in einem neuen Verband gefordert und schließlich auch durchgesetzt wird. Wieder ist der neue Verein gegliedert nach dem Prinzip »weiche Schale, harter Kern«. Nach außen wird sogenannte wissenschaftliche Astrologie betrieben. Im inneren Kreis der »Astrologischen Gesellschaft in Deutschland« marschiert die »Arbeitsgemeinschaft für esoterische Astrologie« forsch aufs tausendjährige Reich zu. Astrologie wird hier als urarisches Ahnenerbe, als elitäre Geheimreligion gefeiert, und man huldigt der «Idee des politischen Führertums«.

Schon bald ist der Theosoph Sebottendorf mit seiner konzertierten Hilfsaktion für deutschnationale Kreise am Ziel. 1933 registriert Dr. Hermann Rudolph, Präsident der »Theosophischen Gesellschaft (Leipzig)« beglückt einen tragenden, harmonischen Gleichklang im Reich: Die stärksten und einflußreichsten Mächte, die in der Gegenwart das Leben und die Entwicklung der Völker bestimmen und in Zukunft immer bestimmen werden, sind die Nationalsozialisten und die Theosophie.«

Der Sektenchef hat in der Tat zu diesem Zeitpunkt noch Grund zum Stolz: Aus dem Schoß der Münchner Thule-Gesellschaft kam nicht nur fast die gesamte Führungsmannschaft der Nazis, sie lieferte zudem über ihre esoterischen Ideologen wie Alfred Rosenberg, Heinrich Himmler und Rudolf Hess genau jene harmonische Übermensch-Ideologie, der ab jetzt ein ganzes Volk gehorcht. Die »Geheimlehre« des inneren Kerns der Partei wird Staatsreligion.

Nachdem die Thule-Gesellschaft - die übrigens nie mehr als 1. 500 Mitglieder zählte - ihren Auftrag als ultrarechte kriminelle Vereinigung und als Geburtshelfer der NSDAP erfüllt hatte, verschwand sie so spurlos, wie sie entstanden war. Die Theosophische Bewegung hingegen gibt es heute noch. Man schätzt, daß der neu-heidnischen Geheimreligion, die der europäischen Magie einen orientalischen Habitus und eine hinduistische Terminologie hinzufügte, derzeit weltweit rund eine Million Gläubige hat. Anhänger der »Geheimlehren« der Madame Blavatsky findet man dabei längst nicht mehr nur unter Gruppen und Zeitgenossen, die sich ausdrücklich »theosophisch« nennen.

So basiert etwa die »Unendliche Geschichte« von Michael Ende weitgehend auf Gedankengut der Madame Blavatzky. Wenn der Münchner Filmverlag »Neue Constantin« seine 60 Millionen-Mark-Produktion gleichen Namens mit Plakaten ankündigte, auf denen über dem beziehungsreichen Text: »Nur ein Wunder kann die Welt retten.« als Symbol eine sich in den Schwanz beißende Schlange prangt, so ist das mehr als bloßer Zufall. Thesophische Vereine tragen dieses Zeichen seit der Jahrhundertwende stolz im Briefkopf. Und sie verzichten dabei bis heute nicht auf den Abdruck ihres zweitliebsten Symbols: des Hakenkreuzes.

Ohne Hakenkreuz kommen andere moderne Bewunderer theosophischer Weltsicht aus: So studieren »Erleuchtete« der Bhagwan-Shree-Rayneesch-Bewegung heute genauso Blavatzkys Werke wie viele unserer »transpersonalistisch-humanistischen Seelenärzte«, oder Anhänger mancher grüner Fraktion. Ihre Ideen werden in den Meister-Klassen Münchner »Institute für außerordentliche Seelenkunde« ebenso gepflegt wie in den inneren Zirkeln der »Anthroposophischen Gesellschaft« des Rudolf Steiner.

Der bei uns heute als Schulpädagoge bekannte Steiner war vor dem Ersten Weltkrieg lange Jahre erster Sekretär der Theosophischen Gesellschaft in Deutschland, bevor er sich mit seiner Anthroposophischen Bewegung selbständig machte und versuchte, in die Lehren der Blavatsky mit Hilfe von Goethe-Zitaten und frommen Bibelsprüchen so etwas wie moralische Prinzipien einzubauen.

Daytop-Chef und Kirchenführer Dr. Ullrich Johannes Osterhues schätzt einiges an diesem, wenn man so will, domestizierten Flügel der Theosophischen Bewegung. Insgesamt aber sind ihm die »Steiner-Leute«, wie er mir am Telefon verriet, zu muffig. »Das ist mir zu sehr Käseglocke, da gehe ich weiter«.

Wie weit das Freundespaar Osterhues-Petzold mit seinen Heilprogrammen aus der theosophischen Mottenkiste gehen will, sagen sie nicht. Eines scheint freilich gewiß: Beginnt die Öffentlichkeit, unbequeme Fragen nach dem tieferen Sinn ihrer magischen Harmonie-Lehren im Sozial- und Randgruppenbereich zu stellen, so werden sie sich nach alter Okkultisten-Manier zurückziehen ins Dunkel ihrer esoterischen Vereine und schweigen. Ein Absetzmanöver, das sich schon einmal für beide bewährte:

Als Osterhues Ende der sechziger Jahre nach seinem Pariser Theologie-Studium in Düsseldorf unter dem frommen Leitspruch »Liebe deinen Nächsten« als Ableger der französischen Mutterkirche seine »Deutsche Gemeinde der katholisch-orthodoxen Kirche von Frankreich« gründet und in München zusammen mit Studienfreund Hilarion Petzold eine »Stiftung für Internationale Nothilfe« aus der Taufe hebt, ist er zunächst wie auch heute beim Arbeitslosenhilfsprojekt alles andere als schweigsam.

Um Hungernden in der Dritten Welt zu helfen, organisieren die beiden frischgebackenen Wohltäter in großem Stil Lumpensammlungen und rufen über Presse, Funk und Fernsehen zu Spenden auf. Als sich die Konten der »Stiftung« füllen, erlahmt freilich bald ihr Interesse an den Medien. Es wird bekannt, daß aktive Nächstenliebe für die frommen Sammler ein dehnbarer Begriff zu sein scheint. So stellt 1970 das bayerische Innenministerium in einem Bericht fest, daß allein im ersten Halbjahr 1969 die Stiftung von 162.000 Mark Einnahmen nur knapp 6.000 Mark wie versprochen in die Elendsviertel der Dritten Welt weiterreicht. Als durch das auffällige Mißverhältnis von Sammlungsergebnis und Hungerhilfe die »Stiftung für Internationale Nothilfe« bei den Behörden in Mißkredit gerät Und das Innenministerium »gegen das Geschäftsgebahren der Herren Osterhues und Petzold erhebliche Bedenken« anmeldet, verlieren die sparsamen Spendensammler den Spaß an der öffentlichen Würdigung ihrer Arbeit. Osterhues ist für Medienvertreter hinfort kaum mehr zu sprechen und predigt seinen Begriff von »Nächstenliebe« nur noch im engen Freundeskreis.

Erst die »lohnenden Aufgaben« im Arbeitslosen-Milieu haben den stillen Wohltäter und seine Anhängerschar wieder ins öffentliche Gespräch gebracht. Seine »Kirche« hat Osterhues inzwischen umgetauft. Sie heißt jetzt allumfassend »Ökumenische Vereinigung«.

---

*Name von der Redaktion geändert

Konkret 06/84, S. 63

Diedrich Diederichsen

Let's Die Again

Talk-Shows und Titelgeschichten, im Herbst `83 auf Lebensrettung abonniert, umkreisen im Frühling `84 ein neues Thema: Sterbehilfe, Nicht für den Wald, der in diesem Fach keinen Nachhilfeunterricht braucht. Sondern der Mensch steht im Mittelpunkt

»So fuhr sie davon und sie war so schön,

ich hab' sie als letzter noch lebend gesehn.

Sie winkte noch einmal mit der linken Hand,

bevor sie um die nächste Kurve verschwand.

Jetzt war alles zu spät -

Oh, Grace Kelly, verlaß mich nicht, wie soll ich leben ohne dich??

Grace Kelly ist tot, Grace Kelly ist tot, Grace Kelly ist tot«

(aus »Grace Kelly ist tot«, Die Ärzte, eine Band aus Berlin)

Es wird wieder gestorben. Jahrelang hat die moderne Medizin Leben verlängert, mit immer neuen Bestrahlungs- und Operationsmethoden Leben verlängert. Jetzt ist Schluß.

Die Sterbeziffer pro Hundert und Jahr ist in der Bundesrepublik von 1,05 auf 1,21 gestiegen - ein Spitzenwert innerhalb der westlichen Industriestaaten. Das liegt nicht nur daran, daß weniger geboren wird in der Bundesrepublik, das liegt vor allem daran, daß der Alten-Berg, den die allzu humane Humanmedizin in den letzten Jahren aufgebaut hat, langsam wieder abgebaut werden muß: endlos verlängern geht eben auch nicht, und zur Zeit kippt die Kurve nach unten.

‚Just in diesem Moment flammt eine alte Diskussion wieder auf, eine dieser klassischen liberalen Diskussionen, bei denen man sich fragt, worum es eigentlich wirklich geht, um dann überrascht zu werden, daß es wieder einmal nur eine Produkteinführungskampagne war.

In den 50er Jahren gab es Rüstungsgegner, vor allem in Amerika, deren liberaler Pazifismus in der Forderung gipfelte: man möge doch bittschön, gell, net gar so große Bomben bauen, diese großen mit abertausend und wasweißichwieviel Tonnen. Die sollte man doch bittschön nicht bauen, weil dann halt die ganze Welt in die Luft gehn tät, wenn sie mal explodieren. Man weiß ja nie.

Das war eine ernstgemeinte, heiß diskutierte Forderung der Liberalen der 50er Jahre. Sie gipfelte in sympathischen Rockabilly-Nummern wie »It Was a 50 Megatons« und dem Horror vor der Weltvernichtungsmaschine, die wir aus dem Film »Dr. Strangelove« von Stanley Kubrick kennen. Erst wehrten sich die Rechten zähneknirschend, den Pluralismus aufrecht erhaltend, den Skandal der Forderung und die mit ihr verbundene Unterminierung der Abschreckungsstrategie beschwörend, bis sie plötzlich eine neue Generation kleinerer Atomwaffen aus dem Hut zauberten, an denen die entsprechenden Brain-Trusts schon die ganze Zeit gearbeitet hatten, und die nun nicht nur auf die Nachfrage der Militärs stießen, sondern ebenfalls auf die sorgsam vorbereitete Nachfrage der Liberalen.

Heute will eine neue Grünliberale Verteidigungstheorie gegen den Widerstand der Wörners eine Rekonventionalisierung der NATO-Streitkräfte durchsetzen, während in den Forschungsabteilungen der Rüstungsindustrie das Produkt »Konventionelle Waffe mit quasi-nuklearer Wirkung« unmittelbar vor dem Abschluß steht. Irgendwann wird dann die Rechte zähneknirschend nachgeben und sich dem Verteidigungskonzept eines Bastian öffnen, und die Rüstungsindustrie wird sagen »Voilà! Wir haben, was sie wollen! «

Ähnlich hatte die Anti-AKW-Bewegung vor allem die Funktion, eine Generation unausgereifter Produkte zu ersetzen. Die Industrie hatte erstens keine Imageprobleme, wenn sie irgendwo einen Schrottbrüter abwracken ließ - denn schließlich war die Bewegung für diesen Vorgang verantwortlich - und konnte sich zweitens über die Nachfrage nach neuen Brütern freuen, für die es nun noch das zusätzliche Verkaufsargument »Sicherheit« gab.

Nun also Sterbehilfe: Was soll verkauft werden? Der Tod?

Realität ist, daß Sterbehilfe ein alltäglicher Vorgang an allen deutschen Krankenhäusern ist, genau wie Parteienfinanzierung in Tateinheit mit Steuerhinterziehung oder Unzucht mit Abhängigen oder fahrlässige Völkerverletzung mit Todesfolge in der Dritten Welt. Warum also jetzt der Hit für Hackethal?

Wir erinnern uns. Der Mann trat erstmals in Erscheinung mit einer Art medizinischer Null-Lösung für schwere Krankheiten. Nicht immer gleich operieren, das macht die Sache oft nur noch schlimmer, kein bewußtloses Vertrauen in

Halbgötter-in-Weiß und auch Sterbehilfe, wenn der Patient sich das ganz doll wünscht. Die Folge war, daß der Markt der Mediziner wieder etwas offener wurde. Man konnte nicht mehr zum nächstbesten Halbgott gehen (was ich als einen paradiesischen Zustand erinnere. Höre auf deinen Halbgott und seine Diagnose. Allein der Seelenfrieden, den dieses Urvertrauen auf seine Allwissenheit bei mir schuf, ließ alsbald alle Krankheitssymptome abklingen), sondern wurde plötzlich zum kritischen, mitdenkenden Patienten: Paranoia, Hypochondrie und eine gesunde kapitalistische Spökenkiekerkonkurrenz waren die Folge. Alternatives Gesundheitsbewußtsein breitete sich aus, und wollte man einen Bekannten um eine Kopfschmerztablette bitten, wurde einem eine übelriechende Kleie aus dem Land hinduistischen Glaubens mit nicht minder hinduistischer Pharmazie gereicht.

Doch jetzt scheint die Nachfrage nach Gesundheit langsam abzuklingen. Selbstmorde nehmen zu, und da das große Massensterben durch einen so sehnlich herbeigewünschten Atomkrieg vorläufig ausgeblieben ist, steigt die Nachfrage nach einem schönen individuellen Tod. Da die Nachfrage bei größeren Bevölkerungsteilen erst noch geweckt werden muß, wird zur Zeit diese Diskussion angeheizt, die zunächst im Rahmen des individuellen Leidens »Krankheit«, aber immer vordem Hintergrund allgemeiner Schlechtgelauntheit und Depression, das Gefühl, ja die Gewißheit verbreiten soll, daß es sich zu leben eigentlich nicht lohne, jedenfalls unter gewissen Umständen zunächst mal und eigentlich doch überhaupt. Denn selbst wenn wir im einzelnen keinen Krebs haben, der eine oder andere unter uns jedenfalls noch nicht, so haben ihn doch die Natur, die Mitmenschlichkeit, der Wald, die Politik und all das andere. Wenn dergestalt die Leiden unerträglich werden, dann möcht man doch einen humanen Tod, einen individuellen, einen richtigen, einen würdigen vor allem, denn das Individuum hat ja ganz viel Würde und möcht daher auch ganz würdig sterben.

So die liberale Forderung. »Das Abendland will sich nicht mehr verteidigen/geworfen will es sein«, schrieb Gottfried Benn Anfang der 50er. Heute müßte man sagen: Das Abendland will sich nicht mehr verteidigen/Sterbehilfe will es. Einen wohlschmeckenden Schierlingsbecher mit einem Schuß Capuccino-Sahne und etwas Schoko-Streußel. Dazu »Koyanisqatsi« auf Video. So läßt sich's sterben.

Ein Arzt sagt: »Das Leben will immer leben, nur das Individuum will sterben.« Und natürlich kann man niemanden dazu zwingen, wie die arme Hackethal-Patientin mit Trigeminus-Schmerzen zu leben. Diese Fälle wurden und werden von den zuständigen Halbgöttern diskret geregelt. Der Kult der Sterbehilfe, des individuellen Todes, will ja auch etwas anderes. Er will die Nachfrage nach dem eigenen Tod wecken. Frauen erzählen auf Partys, daß sie sich jetzt Zyankali besorgt haben. »Sind Sie krank, Madame?« - »Nein, aber wenn es mal schlimm wird, will ich niemandem zur Last fallen.« Genau der Punkt. Das Individuum funktioniert in Krisenzeiten, wie seine Erfinder es sich immer gewünscht haben. Läßt die Produktivität nach, steigt der Todeswunsch. Setzt die Produktivität aus, wird der Schierlingsbecher gekippt. Der Sozialstaat ist schließlich eh nicht mehr finanzierbar. Let's die!

Mittlerweile ist es ja soweit, daß auch die Schulmedizin, also der in dieser Diskussion der konservativen Seite entsprechende Pluralismus-Partner, den Sterbehilfe-Kult anfeuert. Wenn erst der Konsens der Arbeitenden gegen Sterbende, Arbeitslose und Ausländer propagandistisch voll durchgesetzt ist, wenn es in den Krankenhäusern, für deren Erweiterung dann auch kein Geld mehr da ist, richtig eng wird, dann wird unter dem euphemistischen Slogan von der »Sterbehilfe« sicher härter durchgegriffen werden mit dem unproduktiv und teuer vor sich hinfaulenden Fleisch, das noch nach teuren Operationen schreit, deren Ergebnis im besten Falle zwei weitere Jahre Leben auf Kosten des unfinanzierbar gewordenen Sozialstaates bedeuten würde.

So kann dann überflüssiges Menschenmaterial, Alten-Berge und Suchtzombies, wirksam reduziert werden. Die bürgerliche Klasse ruft den Sterbehilfe-Chic aus und betreibt die Selbstvernichtung mit individualistischem Schierlingschampagner. Das Proletariat krepiert im Namen von Euphemismen an gekürzten Operationen für hoffnungslose Fälle.

Paranoia?

Natürlich habe auch ich immer über den linken Einfallspinsel gelacht, der für alles auf der Welt den CIA verantwortlich macht. Aber Eden Pastora ist wirklich vom CIA. Natürlich habe ich nicht wirklich glauben wollen, der CIA hätte die KAL 007 bewußt in sowjetisches Gebiet getrieben, sondern das nur aus taktischen Gründen an bestimmten Orten behauptet. Bis vor kurzem ein »Panorama«Feature, ein von der gesamten Presse totgeschwiegenes »Panorama«-Feature übrigens, bewies, daß der CIA am Tode der vielbeweinten Passagiere mindestens so mitschuldig sein muß, wie J.R. Ewing an der Totallähmung des kleinen Mickey (also mit an Unmittelbarkeit grenzender Mittelbarkeit).

Paranoia ist also durchaus gesund in diesem Fall, gerade meine, denn es gilt offensichtlich wirklich (nicht im Gehirn eines einzelnen planenden Individuums natürlich, denn noch die größten Schweine sind gute Menschen, denen es ihre private Rechtfertigungsstruktur verbieten würde, zu denken, daß man Alten-Berge und unproduktives Leben wegschaffen, aus Gründen der Staatsraison vernichten müsse), den unfinanzierbar gewordenen Sozialstaat von einigen seiner Nutznießer zu entlasten. Wegschaffen. Darum singen wir mit Chubby Checker und den Residents (»Third Reich'n Roll«): »Let's die again, like we did it last World War.«

Konkret 06/84, S. 64

Gabriele Goettle

Frieden & Bewegung
Rückblick und Manöverkritik - gegen das Weichzeichnen und Weichspülen der eigenen Geschichte

Nichts ist älter als die politische Mode von gestern. Nichts freilich ist andererseits aktueller geblieben als die Möglichkeit, daß nicht die Menschen sich von unhaltbar gewordenen Herrschaftsverhältnissen, sondern diese sich per Atomkrieg von den Menschen befreien. Grund genug, sich auch nach der Niederlage der Friedensbewegung mit ihr zu befassen, zumal mit den skandalösen Fehlern, die sie gemacht hat.

Die Friedensbewegung erklärte Gewaltfreiheit zum obersten Prinzip ihrer Handlungsweisen. Damit war zwar anfangs eine Taktik gemeint, die sich angesichts der durchaus realistischen Einschätzung tatsächlicher Gewaltlosigkeit - im Sinne des Nichtbesitzens von Gewalt - zu empfehlen schien, aber je umfangreicher die Bewegung wurde, umso mehr geriet gewaltfreies Agieren zur Selbstdisziplin. Überhaupt war eiserne Selbstdisziplin ein ebenso hervorstechendes Merkmal der Friedensbewegung wie ihr Hang zum Bürokratismus. So wurde z.B. im April 1983 auf einer bundesweiten Aktionskonferenz der verschiedenen Initiativen und Gruppen die Bildung eines Koordinationsausschusses beschlossen. Dieser Ausschuß sollte, im Interesse von 26 verschiedenen Gruppen und Organisationen, einen lediglich koordinierenden Service leisten. Sehr bald aber wurde er von innen heraus umfunktioniert zum politischen Leitzentrum der Friedensbewegung. Die am wenigsten fortschrittlichen Organisationen, wie Kirchen, Gewerkschaften und Parteien, setzten durch ihre Vertreter in ihm ihre Politik durch und jeden beliebigen Konsens auch gegen den Willen der unabhängigen Gruppen. Was so ein Konsens z.B. beinhaltete, verdeutlicht ein Vorschlag, den der Koordinationsausschuß bereits am 14. Juni 83, also elf Tage *vor* den sogenannten Krefelder Krawallen, machte:

» Um falsche Frontstellungen zu vermeiden, empfehlen wir gemeinsame Diskussionsveranstaltungen von Friedensinitiativen mit Polizisten, Angehörigen der Bundeswehr und der US-Streitkräfte. Gespräche dieser Art finden bereits jetzt statt. «

Diese Gespräche sind unter der Bezeichnung *Deeskalationsgespräche* in die Geschichte dieser Friedensbewegung eingegangen, denn sie eskalierten bis zum konspirativen Funkkontakt mit der polizeilichen Einsatzleitung während der Großkundgebungen.

Die Deeskalierungsmaßnahmen wurden aber mit besonderem Eifer innerhalb der Friedensbewegung selbst vorangetrieben. Jedes gröbere Abweichen wurde gruppendynamisch unterbunden.

Das *Fraternisieren* der Friedensbewegung mit der Macht und den Vollzugsorganen der Gewalt brachte als Effekt zwar die Vermeidung von größerem Schaden, dafür aber gestärkte Vollzugsorgane und geschwächte Bewegung hervor.

Ein Gedicht von Petra Kelly zum Thema soll hier für sich selbst sprechen. Sie trug es am 15. Juni 83 dem Bundestag vor:

»Mein Bruder Polizist

mein Bruder Soldat

vergib mir,

wenn ich dich nötige

durch mein einfaches Dasitzen auf der Straße,

mich als Hindernis,

das die sogenannte Ruhe und Ordnung

dieses Staates angeblich stört

wegzutragen

mit der Kraft deiner Arme.

Ja, nimm mich,

ich bin ganz friedlich,

ich leiste keinen Widerstand außer, daß ich mich stelle

wie leblos

Es ist notwendig

daß du daraus lernst
solche Art leblos
wirst du einst daliegen
mit gebrochenen A igen,
zerrissener Lunge
in der Stunde des Ernstfalls,
wenn du unsere Warnung nicht lernst
vor dem Wahnsinn dieser Waffen
dieser letzten Waffen
in jenem letzten aller Kriege!

Im »Jahrbuch der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung« von 1983 schrieb ein *Friedensforscher* namens Egbert John: »Wer die Nachrüster haßt, kann keinen gewaltfreien Widerstand leisten.« Sitzstreiks schon sind ihm eine »barbarische Form des Widerstandes ... «, statt dessen schlägt er vor, man solle, selbst wenn 1984 »...der nukleare Holocaust angekündigt wäre (...) ruhig und gelassen frische, grüne Bäume pflanzen inmitten von Raketenwäldern.«

Innerhalb der Friedensbewegung wurden solche Anregungen dankbar aufgegriffen. Bei einer Blockade des Atomwaffenlagers »Golf« in Großengstingen fand am 12.8.83 eine Aktion unter dem Motto »Sanftes Leben gegen die Waffengewalt« statt. Es wurden *»Blumen gegen Lance-Raketen«* gepflanzt und mit dem Körper geschützt. Der Friedensforscher Theodor Ebert geht noch weiter. In seinem Buch »Gewaltfreier Aufstand - Alternative zum Bürgerkrieg« (es erschien Ende 1960 und ist seit seiner Neuauflage 1978 ein Verkaufserfolg) verherrlicht er die Opferbereitschaft als leitendes Prinzip gewaltfreien Widerstandes, wobei Selbsttötung ein letztes, aber schlagendes Mittel sei:

»Unmittelbar vor und nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wäre die öffentliche Selbstverbrennung ein angemessenes Kampfmittel im Widerstand gegen die' nationalsozialistische Herrschaft gewesen; einige Tausend Selbstverbrennungen hätten möglicherweise die Deutschen gezwungen, über ihre Führung kritisch nachzudenken ... «

Welch ungezwungenes Verhältnis die Deutschen zu Massenverbrennungen hatten und haben, demonstriert zuletzt auch noch T. Ebert.

Dorothee Sölle verglich während einer Kundgebung in Mutlangen das dortige Atomwaffenlager mit Auschwitz - die hiesige Friedensbewegung zeichnete sich ganz besonders durch Mangel an Geschichtsbewußtsein aus. Durch die Verpflichtung auf einen vollkommen ahistorischen Friedensbegriff machte sie mit der Vergangenheit, ebenso wie mit Gegenwart und Zukunft, Frieden, vorausgesetzt, es geht überhaupt mit dem Leben weiter.

Sie hatte eine seltsame Vorliebe für den stilisierten Kult symbolischer Ersatzhandlungen und für Bekenntnisse pietistischer Art. Diese Grundstimmung, im Verein mit einer proklamierten Gutherzigkeit und praktizierten Unschuld, entsprang der Flucht in eine neue Naivität, der Gewalt als etwas rein Äußerliches gilt. Das böse Prinzip hingegen findet man im nuklearen Sprengkopf komprimiert. Vor dessen Vernichtungskraft werden nicht nur alle gleich, sondern auch gleich unschuldig. Sie wollen » ... wie das Wasser sein ... «, enthüllt eines der meistgesungenen Lieder der Friedensbewegung, denn, so die 3. Strophe:

»Die Bombe, die kein Leben schont, Maschinen nur und Stahlbeton, hat uns zu einem Lied vereint: Das weiche Wasser bricht den Stein. «

Die innerhalb der Friedensbewegung praktizierte Selbstverleugnung und die Verleugnung der Zusammenhänge zwischen der Hochrüstung und den technisch hochentwickelten Gesellschaften - ihren Produktionsweisen, Sozialstrukturen und politischen Doktrinen - kennzeichnen zugleich die Bewußtseinslage der neuen bundesrepublikanischen Mittelschicht. Sie hat nicht erst seit Herbst 83 den Verstand aufgegeben zugunsten von Gefühl und Gläubigkeit. Sie hat diese Weltanschauung in der Friedensbewegung, in der sie quantitativ dominiert, auch qualitativ zur Blüte gebracht. Die *Kritik der politischen Ökonomie* gilt als zu kopflastig. Man hat sich besonnen und auf die Rettung der eigentlichen Werte verlegt, insbesondere auf die Rettung von *Natur,* und das in einem Moment, wo es ohnehin auch die Waldbesitzer nicht mehr mitansehen konnten, wie ihr Kapital verrottet. Aber auch Kindersegen, biologisch-dynamische Kost, Vegetariertum, christliche Nächstenliebe, Kernfamilienglück, Heim, Herd und Handarbeiten sind populär. Ein immer noch relativ sicher scheinender ökonomischer Status verführt zu der Illusion, es könne *»ein Stück Leben«* in Sicherheit gebracht werden vor der verseuchten Umwelt und den miserablen gesellschaftlichen Verhältnissen. Auch dieses weitgehende Desinteresse an der innenpolitischen Situation, an der Demontage demokratischer Rechte und sozialer Verpflichtungen, resultiert aus dieser

Vorstellung, der soziale Status sei vorläufig gesichert. Versehen mit dieser Seelenruhe, pflegt man einen gefühlsbetonten Jargon der Empfindsamkeit. Die Rede ist unentwegt von *Angst,* die alle fühlen angesichts *»der Bombe«.* Heidelberger Friedensgruppen schrieben in einem Aufruf zur Menschenkette:

»Es macht uns Angst, daß die Kommandozentrale Heidelberg auch jetzt schon mit Sicherheit ein Zielpunkt sowjetischer Raketen ist. «

Die Angst wird weg von ihren konkreten alltäglichen Ursachen aus der Erfahrung vertrieben und in eine ungewisse Zukunft des Atomschlags projiziert.

Im ritualisierten Bekenntniszwang soll sich Gefühl äußern, aber nicht mehr jenes, das in grauer Vorzeit *»make love not war«* meinte, sondern psychische Sensibilität. Mit dem inflationären Gebrauch flächendekkender Substantive wie *Angst* oder, ihr komplementär, die beliebte *Betroffenheit* wird jede Differenzierung vorsorglich vermieden. Es ist überhaupt auffallend, wie schnell sich innerhalb der Friedensbewegung ein Jargon herausbildete, der auch in Politik und Verwaltung vorzügliche Dienste leistet. Nicht nur, daß es von Büros, Geschäftsstellen, Kontaktstellen, Zentralen, Organisationen, Diensten, Instituten, Gesellschaften, Initiativen und Verbänden wimmelt, es gab auch die bekannten *Partner.* Sie sorgten für *»Schwerpunktsetzung«,* hatten vor allem aber die Aufgabe, *»Menschen zu erreichen«,* um an sie das *»Problem heranzutragen«.* Sie hatten *»Sorge zu tragen«,* daß sich ein *»Problembewußtsein«* bildet, mittels dessen sich die Menschen dann *»einbringen«* können ins *»Trainingskollektiv für die Einübung von Friedensfähigkeit«.* Wer an *»gewaltfreien Aktionen«* teilnehmen wollte, mußte zuvor *»Bezugsgruppenarbeit«* leisten. Es gab aber auch *»offene Bezugsgruppensysteme«,* in denen der Laie ohne dreiwöchiges Training von *»Paten adoptiert«* wurde.

Im Sommer 83 wurden in de Umgebung mehrerer US-Stütz punkte Friedenscamps, anfangs auch *»Lebenslager«* genannt, gegründet. Eines davon war das Internationale Friedenscamp Mutlangen. Anfang September hatten sich 150 Prominente in Mutlangen angesagt, um Solidarität zu signalisieren. Dieser Umstand hatte zur Folge, daß 20.000 Friedensaktivisten sich hinzugesellten, während sich für die Blockade im entfernteren Bitburg nur noch 400 Leute einfanden, von denen dann auch 305 unsanft festgenommen wurden. Pastor Albertz sagte in Mutlangen: »Ich überlege mir sehr, ob nicht von uns Prominenten aus Gespräche versucht werden sollten.« Gerade Pastor Albertz sollte es besser wissen, denn unter seiner Amtszeit als Regierender Bürgermeister von Berlin wurde 1967 am 2. Juni der Student Benno Ohnesorg von der Polizei erschossen. Unter der Amtsführung von Albertz wurde erstmals gegen Demonstranten - die den Besuch des persischen Schafts nicht bejubeln wollten - eine gnadenlose Kesselschlacht durch die Polizei entfesselt. Die Strategie brachialer Gewaltanwendung hat seither in der Polizei einen quasi gewohnheitsrechtlichen Status. Auch daß sich heute in der Friedensbewegung niemand mehr im Zusammenhang mit Albertz und der *Bewegung 2. Juni* an die historischen Hintergründe erinnert, hat etwas zu tun mit diesem » wir *wollen wie das Wasser sein«,* diesem Weichzeichnen und Weichspülen der eigenen Geschichte.

Mit der Inszenierung von Massenveranstaltungen erreichte die Friedensbewegung im Herbst ihren Höhepunkt während der *Aktionswoche.* Man kann nicht anders als von einem Peace Festival der Superlative reden. Die *Menschenkette* zwischen Stuttgart und Neu-Ulm z.B. war 108 Kilometer lang, wurde von 250.000 Menschen gebildet und kostete, laut Veranstalter, 350.000 Mark. Körpersprache war angesagt. Überall im Land gab es Menschenteppiche und - sterne, Fackelzüge, Pestmahnerinnen- und Klagezüge, Die-In's, Mahnwachen, Schweigestunden und -minuten wurden abgehalten, Gebäude wurden umarmt und militärische Einrichtungen symbolisch umzingelt. Am Ende der Aktionswoche umarmten in Bonn 1.500 Menschen das Regierungsviertel unter strenger Berücksichtigung der - extra für diesen Anlaß - erweiterten *Bannmeile. Zwi*schen den Botschaften der acht Atommächte wurde ein Menschenstern angelegt. 2.500 Leute blockierten symbolisch das Bundesverteidigungsministerium auf der Hardthöhe unter dem Motto:

» Wir blockieren das Amt für die Abschlachtung der Menschheit« während drinnen in der Kantine des Ministeriums (laut FR v. 22.10.83) folgende Speisekarte aushing: *»Schaumsuppe Lafontaine. Demo-Hack im Bastianröckchen mit Böllkartoffeln. Sowie Pershing-Würstchen (leicht angeplatzt). «*

Einen Monat später wurde der Stationierungsbeschluß mit 286 gegen 225 Stimmen im Parlament durchgesetzt, woraufhin die Genfer Verhandlungen abgebrochen wurden, die ohnehin schon längst keine reale Basis mehr hatten.

Bei einer chronologischen Rekonstruktion der Ereignisse fällt auf, daß die umfangreichsten Veranstaltungen und Ationen der Friedensbewegung, an denen sich immerhin drei Millionen Bundesbürger beteiligten, genau auf den Tag einen Monat vor der Abstimmung im Bundestag beendet waren. Zwar wurden Militärdepots weiterhin blockiert, es gab allerorten kleinere Aktionen bis hin zur symbolischen Umlagerung des Bundestages am 21.11.83, aber es scheint so, als hätte man den Regierungsparteien eine vierwöchige Bedenkzeit einräumen wollen, um, angesichts des Volkswillens, zu einem Sinnenwandel zu kommen. Der Sinneswandel blieb verständlicherweise aus.

Unter diesen Bedingungen war nach Stationierungsbeginn ein Zusammenbruch der Friedensbewegung unvermeidbar. Ihr erklärtes Ziel, die Nichtstationierung, hatte sie nicht erreicht, und ihre Massenbasis hielt ohnehin nur der Kompromiß

inhaltlich und zeitlich begrenzter Zielsetzung zusammen.

Auch der DGB, der für die Sache des Friedens ohnehin nur fünf Mahnminuten beisteuerte - fünf Gedenkminuten hatte er 1977 auch dem toten Arbeitgeberpräsidenten Schleyer gewidmet -, distanzierte sich eiligst von der Friedensbewegung., Vorstandsmitglied Bleicher verwahrte sich dagegen, daß von Teilen der Friedensbewegung der. gesellschaftliche Führungsanspruch auf wirtschafts-, sozial- und beschäftigungspolitische Themen in Frage gestellt werde, der DGB halte an der Industriegesellschaft fest, weil eine andere Politik den Lebensstandard der Arbeitnehmer gefährden würde. Daß sich die Friedensbewegung keinen Hoffnungen auf einen politischen Generalstreik hätte hingeben dürfen, davon würde schon ein Blick in die 50er Jahre überzeugt haben. Im Gegensatz zu heute hatte der DGB Ende der 50er Jahre zusammen mit der SPD Massen mobilisiert und einen politischen Arbeitskampf angedroht. Man wollte die Stationierung atomarer Mittelstreckenraketen in Europa verhindern. Unter der Parole *»Kampf dem Atomtod«* vereinigten sich Hunderttausende im Sommer 58 zur Befürwortung eines Generalstreiks. Auch der spätere Vater des *Doppelbeschlusses* war Feuer und Flamme gegen die Stationierung, denn, so Schmidt: »Es handelt sich hier wahrscheinlich um die Frage der nackten Existenz.« Auf dem Höhepunkt des Widerstands besann sich die Gewerkschaftsführung darauf, daß Generalstreik in einer Demokratie nur dann politisch geführt werden darf, wenn die Demokratie ihrerseits bedroht ist. Mit diesem Warten auf den Wahrheitsbeweis, den immer erst die Geschichte erbracht hat, haben die Gewerkschaften oft genug den geeigneten Moment versäumt. Auch damals wurde alles abgeblasen. Ende 1958 war es vorbei, der DGB widmete sich der Idee von der *Sozialpartnerschaft,* und die SPD gab den zukünftigen *Ostermarschierern » ... die* großartigen friedlichen Möglichkeiten des Atomzeitalters« mit auf den Weg.

Heute, 1984, herrscht wieder Ruhe im Lande. In Mutlangen blockieren noch zwölf Leute von allen Prominenten verlassen. Für die Stationierungsbefürworter in Bonn ist der Frieden wieder ein Stück sicherer geworden, auch drinnen im Lande. Im Fernsehen beginnt man schon, die Dinge auch sprachlich aus ihren angestammten Zusammenhängen herauszulösen, gestern war im Zusammenhang mit dem Massentourismus vom »Tourismus im Mittelstreckenbereich« die Rede.

Kasten Seite 67

Anlage: 1 Lebenszeichen

Aus Mutlangen ein Brief an KONKRET, den die Redaktion den Lesern nicht ersparen kann:

Mutlangen

Anbei ein »Lebenszeichen« aus Mutlangen, als erstes einer Serie von 12 Plakaten, die zu jedem Mondwechsel hier aus Mutlangen in alle Lande geschickt werden sollen.

Grundgedanke dabei ist, nicht nur über Rundbriefe und Pressemitteilung lediglich Fakten und Daten, begrenzt auf Rationales, Mitteilungen und Informationen über Mutlangen zu geben, sondern auch den Versuch zu wagen, Emotionen und Geistiges von unseren Aktionen und dem Leben unserer Gemeinschaft zu vermitteln. Widerstand kann nicht nur auf Aktion beschränkt bleiben, die emotionale und geistige Ebene, auch das Schöpferische, sind wichtiger Bestandteil des Widerstandes. Die Form des Gedichtes und der bildlichen Darstellung erscheint uns von den Lebenszeichen die geeignete Kommunikationsform, um dies zu vermitteln.

Jedes Plakat erscheint zum Mondenwechsel, nicht noch unserem Kalender, sondern nach dem indianischen Medizinrad zu jedem neuen Mond, der auch den Gesamtinhalt bestimmt. Jeder Mond steht im Zeichen bestimmter Totems aus der Tier- und Pflanzen- und auch der Mineralwelt, auch einer bestimmten Farbe, die für geistig/spirituelle Begriffe steht (Mond der Erderneuerung, Farbe Weiß steht für Reinheit, Harmonie, Vollkommenheit und Evolution - somit auch Hoffnung).

Bisher arbeiten 4 Menschen bei den Lebenszeichen mit, alle, die es wollen, sind eingeladen, als Autorinnen und Autoren mitzuwirken oder auch bildliche Darstellungen beizusteuern. Vorgegeben ist lediglich der Mond und seine Bedeutung.

»Es gibt keinen Grund Angst zu haben, wenn wir vom Geist der Natur umgeben sind.«

(Indianersprichwort)

Das 2. Lebenszeichen ist im Druck, das dritte fast fertig konzipiert, am vierten können sich alle beteiligen. Das 4. Lebenszeichen erscheint im Mond der knospenden Baume Totems- Löwenzahn, roter Habicht, Feueropal

Farbe: Gelb

Bedeutung: Gelb, die Farbe der Frühlingssonne steht für Intelligenz, das Umsetzten von Gedanken in Erkenntnisse, geiste Evolution, Warme und Licht.

Schön wäre es, wenn Ihr in eurem Kulturteil einmal über die Lebenszeichen schreiben könntet, eventuell eines ganz oder in Auszügen abdrucken könnt. Die Lebenszeichen erheben nicht den Anspruch, Kunst zu sein, sie sind nur ein Mittel, in unserer Sprache und in unserer Form des Schöpferischen zu sprechen - Gebrauchskunst von Jedermensch.

Im Moment ist fraglich, ob das zweite Lebenszeichen verschickt werden kann - Grund das leidige Geld. Die ersten Lebenszeichen mußten so losgeschickt, also verschenkt werden, sie sollen auch ein Geschenk sein, jedoch sind weitere nur möglich, wenn abonniert wird (auch Förderabos und Spenden). Bitte erwähnt auch dies. Im Falle von Überschüssen kommt dies den Mutlanger Friedensarbeitern für ihre Arbeit zu.

Ich bedanke mich für Eure Solidarität

Schalom

CHRISTINE SEEGRAEBER

»LEBENSZEICHEN«

FORSTSTRASSE 3

7075 MUTLANGEN

ANLAGE: 1 LEBENSZEICHEN

Konkret 06/84, S. 72

Wolfgang Pohrt

Yves Montand

und der Dünkel der westdeutschen Linken

Das deutsche Idealbild vom Menschen ist der Klassenprimus, der in allen Fächern, einschließlich Musik und Turnen, glänzt. Entgegen dieser weit verbreiteten Meinung sind Stars vom Range eines Yves Montand keineswegs verpflichtet, obendrein auch noch die richtige Weltanschauung zu besitzen und in Fragen der Politik kompetent zu sein.

Viel eher wird man von den Stars erwarten dürfen, daß sie dem kleinen Mann den rechthaberischen Trost überlassen, im Unterschied zu den in ihrem Ruhm sich sonnenden Großen dieser Welt der Klügere, der Anständigere und der Bessere geblieben zu sein und dabei treu an der aufrechteren und richtigeren politischen Gesinnung festgehalten zu haben. Der Normalverbraucher, der seinen

ben an einen gerechten Gott im Himmel täglich verliert und ihn täglich beim Studium der »Bild«-Zeitung und der Regenbogenpresse wiederfindet, verlangt deshalb von den Stars, daß sie zum Ausgleich oder als Preis für genossenen Ruhm, Glanz, Schönheit, Erfolg und Luxus wenigstens in der Ehe scheitern, daß sie sich mit Kokain ruinieren, dem Suff oder dem Wahnsinn verfallen, sich selbst umbringen oder früh eines gewaltsamen Todes sterben, damit er, der Normalverbraucher, in der eigenen längeren Lebenserwartung Bestätigung findet für seinen Lieblingsspruch: Bleibe daheim, und nähre dich redlich. Der linke politisierende Publizist oder (Hochschul-)Lehrer hingegen, dem der Kampf für die gute Sache kein schlechtes Auskommen sichert, stellt deshalb, weil gescheiterte Ehen, Trunksucht und Selbstmord ihm aus dem eigenen Milieu vertraut sind, weitgehende Ansprüche an die ausgleichende Gerechtigkeit. Er verlangt, daß der Star, dem die Massen zujubeln, statt sich von der Theorie ergreifen zu lassen, entweder kein Star ist, also sein Fach nicht beherrscht, oder politisch dumm ist.

In Deutschland haben die Künstler sich solchem Erwartungsdruck nicht zu entziehen vermocht. Daß Hans Albers, Heinz Rühmann, Hans Moser, Gustav Gründgens mit den Nazis kollaborierten, war insofern kein Hinderungsgrund, sondern eine Voraussetzung dafür, daß sie später vom linken Feuilleton gewürdigt wurden. Die Grundregel, daß künstlerische Qualitäten und politische Dummheit einander kompensieren müssen, ist dabei als Anweisung zur Herstellung eines Gleichgewichts zu verstehen, welches sich auf verschiedenen Niveaus einpegeln kann. Erlaubt ist es beispielsweise, wie im Falle von Konstantin Wecker und anderen Friedensbarden, weder von der Kunst noch von der Politik etwas zu verstehen; oder, wie im Falle Schlöndorff, vom einen etwas mehr, dafür vom anderen umso weniger zu verstehen. Und je weniger einer kann, desto eingeschworener auf die Gesinnung seiner Gefolgschaft muß er erscheinen, weil die Gefolgschaft gleichzeitig die Kundschaft ist, die ein Konstantin Wecker nicht verprellen darf.

In Frankreich hingegen hat es immer wieder Künstler gegeben, die gegen diese Spielregeln sowie gegen sämtliche anderen im deutschen Kulturbetrieb gültigen ungeschriebenen Gesetze erfolgreich verstoßen haben. Einer von ihnen war Yves Montand, dessen erste Regelwidrigkeit darin bestanden hatte, nicht als Franzose, sondern als Italiener namens Ivo Livi geboren worden zu sein. Als Kind armer Eltern, als Gastarbeiterkind gewissermaßen, war er nach Frankreich gekommen. Statt für den Frevel Abbitte zu leisten, statt schriftlich einer verlorenen Heimat oder verkorksten Kindheit nachzuweinen, ist er zum Wiederholungstäter geworden. Sein nächster Fehltritt: daß er berühmt wurde nicht als Kriegsgewinnler in einem Friedenskampf, nicht als Gesinnungsfanfare, was verzeihlich gewesen wäre, sondern als Künstler. Aus dem Wiederholungstäter wurde ein Fall für die Sicherungsverwahrung, als der Star des Welterfolgs »Lohn der Angst« 1953 seinen als Schauspieler und Chansonnier erworbenen Ruhm in die Linke einbrachte, statt ihn sich dort zu holen, wie es deutsche Kleinkünstler tun. Erschwerend hinzu kam, daß er als eingeschriebenes KPF-Mitglied und Parteigänger der Linken nicht deren bloßes Aushängeschild wurde. Statt eine politische Mode oder Welle für seine eigenen beruflichen Zwecke nutzen zu müssen, hat er auch als Partner Louis de Funès' in der Komödie »Die dummen Streiche der Reichen« Geld scheffeln und Lorbeeren ernten können, was die deutschen Jungfilmer besonders schmerzen mußte, weil sie ihre blanke Unfähigkeit, solide Unterhaltung zu drehen, gern als Gewissensentscheidung drapieren mit der Mine eines Abstinenzlers, der sich seiner Charakterstärke rühmt, und dessen Magen in Wahrheit ganz einfach den Schnaps nicht so gut verträgt. In einer Zeit, als beispielsweise Alexander Kluge die Nabelschau »Artisten in der Zirkuskuppel: ratlos« (1968) präsentierte, bat Yves Montand in Costa Gavras »Z« (ebenfalls 1968) dem griechischen Obristensystem ein Image verpaßt, von dem es sich nicht mehr erholen sollte. Als Werner Herzog »Aguirre, der Zorn Gottes« (1973j drehte, hat Montand im »Unsichtbaren Aufstand«

(1973) den Zorn auf den CIA und die von ihm unterstützten lateinamerikanischen Militärdiktaturen geschürt.

Spät, erstaunlich spät, hat er dann die Geduld mit dem real existierenden Sozialismus und der auf ihn eingeschworenen Fraktion der Linken verloren, wobei der Militärputsch in Polen den Ausschlag gegeben hat. Im Fernsehen hat er sogar (vom »Spiegel« genüßlich notiert, von ihm selbst in einem Interview dementiert) Reagan einen guten Präsidenten genannt. Er hat damit sträflicherweise den Mann moralisch wieder aufgerichtet, den die westdeutsche Linke schon fast am Boden

hatte, weil er bekanntlich jedesmal unter Weinkrämpfen zusammenbricht, wenn er in der »taz« oder in KONKRET wieder lesen muß, wie häßlich man von ihm denkt. Er hat mit seinen Attacken gegen die Linke ausgesprochen, was die Linke selbst insgeheim denken und spüren muß, die andernfalls nicht so lahm wäre. Er gab mit seinen spektakulären Auftritten in der Öffentlichkeit der Linken die selten gewordene Gelegenheit zu einer publikumswirksamen Kontroverse, welche die segensreiche Nebenwirkung haben könnte, daß die linken Veteranen unter dem Zwang, sich öffentlich rechtfertigen zu müssen, die eigenen blaß und trübe gewordenen Kenntnisse und Überzeugungen wieder auffrischen.

Die westdeutschen Reaktionen auf diese Herausforderung sind abzusehen. Die einen werden die Chance nicht verpassen wollen, es Montand jetzt heimzuzahlen, daß er es gewagt hat, erfolgreicher Schauspieler und Chansonnier und obendrein noch ein Linker gewesen zu sein. Die anderen, die Renegaten auf der Suche nach dem neuen Evangelium, werden ihn als ihren Propheten umarmen. Was die notorischen Anti-Jaruzelskis und die Anti-Reagans dabei eint, ist die gleiche Leidenschaft, von der jene prominenteren Grünen besessen waren, die »Freiheit für die politischen Gefangenen« nicht in Stammheim, sondern in Ankara gefordert haben. Es ist der Wunsch, sich mit Gegnern anzulegen, die man umso heftiger verbal attackieren kann, als ihre Ferne dafür bürgt, daß man ihnen weder schadet noch von ihnen belangt werden kann.

Konkret 06/84, S. 76

Frieder Faist

Problemproblematik

Frieder Faist deckt die zeitlose Dramaturgie des deutschen Fernsehspiels auf

A) Auszug aus einem internen Leitfaden der deutschen Sendeanstalten

Das deutsche Fernsehspiel dauert 90 Minuten. Sein Zweck ist es, das deutsche Fernsehpublikum auf unterhaltsame Art und Weise mit den Problemen dieser unserer Zeit vertraut zu machen und somit das Problembewußtsein des deutschen Fernsehpublikums zu aktivieren. Einseitige Darstellungen der Problematiken, noch mehr aber einseitige Lösungsmodelle, sind im Sinne der Ausgewogenheit der deutschen Sendeanstalten zu vermeiden. Zu beachten ist auch, daß die überproportionale Konzentration des deutschen Fernsehspiels auf eine spezielle Problematik nur allzu leicht zur einseitigen Darstellung, noch mehr aber zur Vortäuschung eines einseitigen Lösungsmodells, führt. Das deutsche Fernsehspiel ist daher mit mehreren Problemstellungen auszustatten. Die künstlerische Freiheit ist insoweit gewahrt, als es sich dabei nicht unbedingt um ausschließlich deutsche Problemstellungen handeln muß; Hauptsache, sie sind unterhaltsam.

B) Treatment eines deutschen Fernsehspiels

Horst ist der Sohn eines Landwirts (Subventionsproblematik) aus dem Bayerischen Wald (Zonenrandgebietsproblematik)! Nachdem er sich zunächst vergeblich um eine Lehrstelle (Ausbildungsplatzproblematik) als Tankwart (Benzinpreisproblematik) bemüht hat, zieht er nach München (Landfluchtproblematik) zu seiner Mutter (Ehescheidungsproblematik) und erlernt, nachdem er zuvor einen Zigarettenautomaten geknackt (Jugendkriminalitätsproblematik) hat, schließlich den Beruf des Bäckers (Nachtarbeitsproblematik). Wegen seiner koreanischen (Rassenkonfliktproblematik) Freundin (Sexualitätsproblematik Jugendlicher) überwirft sich Horst mit seiner Mutter (Generationskonfliktproblematik) und will (Mündigkeitsproblematik) aus deren Wohnung ausziehen. Nach mehrwöchiger Suche (Wohnungsnotproblematik) findet Horst Unterschlupf in einer Wohngemeinschaft (wahlweise Linksextremismusproblematik oder Drogenproblematik, günstigenfalls beides), in der mehrere (Beziehungskistenproblematik) Studenten (Numerus-Clausus-Problematik) und ein (Minderheitenproblematik) Türke (Gastarbeiterproblematik) wohnen. Als Horsts Freundin berichtet (Kommunikationsproblematik), daß sie schwanger (Schwangerschaftsproblematik) sei, diskutieren sie über die Folgen (Abtreibungsproblematik). Eine Entscheidung (Entscheidungsschwächeproblematik) scheint sich anzubahnen, als das Mädchen (Heranwachsendenproblematik), das noch die Schule besucht (Schulstreßproblematik), in seinen schulischen Leistungen (Leistungsgesellschaftsproblematik) deutlich nachläßt (Motivationsschwächenproblematik) und die Eltern (Eltern-Kind-Problematik) ausgewiesen (Ausweisungsproblematik) werden sollen. Horst und seine Freundin beschließen, zu heiraten (Eheproblematik). Da wird Horst, der inzwischen ausgelernt hat (Gesellenprüfungsproblematik), überraschend (Schicksalsschlagproblematik) von der Bäckerei (Brezelpreisproblematik) gekündigt (Arbeitslosenproblematik) und auch der Betriebsrat (Gewerkschaftsproblematik) kann nichts (Ohnmachtsproblematik gemischt mit Sozialpartnerproblematik) dagegen unternehmen. Horst steht auf der Straße (Verwahrlosungsproblematik), zumal sich die Wohngemeinschaft aufgelöst (Wohngemeinschaftsproblematik) hat und die 7-Zimmer-Wohnung (Heizkostenproblematik) nur mehr vom Hauptmieter (Hauptmieterproblematik) bewohnt wird. Da stellt sich überraschend heraus, daß Horsts Freundin gar nicht schwanger (Scheinschwangerschaftsproblematik) war. Sie verläßt (Trennungsproblematik) Horst (Isolationsproblematik größeren Ausmaßes), der nun in schlechte (Gut-und-Böse-Problematik) Gesellschaft gerät und zusammen mit zwei Zuhältern (Prostitutionsproblematik) ein kleines Lebensmittelgeschäft (Tante-Emma-Laden-Problematik) überfällt (Wiederholungstäterproblematik), hinterher aber von seinen Kumpanen (Männerfreundschaftsproblematik) übers Ohr gehauen (Beulenproblematik) wird. Horst schließt sich nun in seiner Not (Verelendungsproblematik) einer Kolonne von reisenden (Anklänge an Sintiproblematik) Zeitschriften- (Pressefreiheitsproblematik) werbern an, die überwiegend Landserhefte (2. Weltkriegsproblematik, ansatzweise kombiniert mit Rechtsextremismusproblematik) vertreibt. Bald (Ungeduldsproblematik) ist Horst dieser Tätigkeit müde (Fußsohlenproblematik). Im 14. Stockwerk (Wohnsiloproblematik) eines Hochhauses wird er ohnmächtig (Hungerproblematik). Elvira, von der er zunächst glaubt, daß ihr Mann auf Reisen sei (Grüne-Witwen-Problematik), nimmt sich seiner an (Uneigennützigkeitsproblematik, möglicherweise auch Eigennützigkeitsproblematik) und pflegt ihn, der er an Armen und Beinen (Gliedmaßenproblematik) Lähmungserscheinungen (Behindertenproblematik) zeigt. Horst, der an seinem Verstand (Psychoseproblematik) zu zweifeln beginnt, hat Angst (Neurosenproblematik) vor der Einweisung in eine geschlossene Anstalt (Psychiatrieproblematik), und da er nicht wagt, sich Elvira anzuvertrauen Vertrauenskrisenproblematik), erwägt er den einzigen, ihm möglich scheinenden Ausweg (Suizidproblematik). Elvira, die übrigens tatsächlich ledig (Single-Problematik) ist, erkennt Horsts Zustand und kümmert sich noch mehr als vorher um ihn (leider auch hier keine Problematik). Horst geht es langsam besser (Rekonvaleszenzproblematik). Zusammen mit Elvira besucht er deren Großeltern (Seniorenproblematik) in Whyl (Kernenergieproblematik). Anläßlich einer Dampferfahrt auf dem Rhein

(Umweltverschmutzungsproblematik) beobachtet (Voyeurproblematik) er, wie Elviras Großeltern Zärtlichkeiten (Alterssexualitätsproblematik) austauschen. Er erkennt nun, daß er Elvira liebt (Gefühlsproblematik). Elvira, deren Bausparvertrag (Eigenheimsproblematik) bald zuteilungsreif wird, nimmt zwar Horsts Heiratsantrag (Wie-sag-ich's-am-besten-Problematik) nicht an (Emanzipationsproblematik), ist jedoch bereit, gemeinsam (Partnerschaftsproblematik) mit Horst ein neues Leben zu beginnen (Neubeginnsproblematik). Horst läßt sich zum Zahntechniker (Kariesproblematik) umschulen (Umschulungsproblematik) und schenkt Elvira von seinem ersten selbstverdienten Geld (Inflationsproblematik) ein Farbfernsehgerät (hier wäre allerhöchstens die Preisdifferenzproblematik des Elektrofach handels einzuflechten). Horst und Elvira sehen einer gemeinsamen Zukunft (No-future Problematik) mit vielen (Überflußproblematik) schönen (Ästhetizismusproblematik) deutschen Fernsehspielen (keine Problematik) entgegen.

C) Auszug aus der Stellungnahme eines deutschen Fernsehspielredakteurs

Lobend ist hervorzuheben, daß in dem vorliegenden Treatment die NATO-Doppelbeschluß-Problematik ausgeklammert wurde, da die in der Öffentlichkeit noch nicht hinlänglich abgeschlossene Meinungsbildung zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht durch ein ausgewogenes Fernsehspiel einer deutschen Sendeanstalt beeinflußt werden darf. Mehr Mut wäre bezüglich der Hausbesetzungsproblematik zu zeigen gewesen, zumal für das kommende Sendejahr bereits eine Vorabendserie mit dem Arbeitstitel »Fiete Kalle und das alte Haus am Wuckowplatz« in Arbeit ist. Insgesamt ist das Treatment wegen der völlig fehlenden Problematik der Sexualaufklärung Jugendlicher nicht verwendungsfähig. Gerade hier hätte einmal mehr in einem deutschen Fernsehspiel bewiesen werden können, daß die deutschen Sendeanstalten sich nicht davor scheuen, heiße Eisen anzupacken.

Konkret 06/84, S. 78

Wolfgang Pohrt

Kulturvergötzung

Kolumne

Man kann die Wilden nicht anhimmeln, ohne sie später verachten, hassen und bekämpfen zu müssen. Die Wilden anhimmeln heißt nämlich, wie sie werden zu wollen, und sie waren einander nicht Freund, sondern Feind, mit dem in der Regel wenig zartfühlend und zimperlich umgesprungen wurde. Mit dieser simplen Beweisführung im Kopf, war es nicht schwer, das Ende jener seit Mitte der 70er Jahre sprunghaft angewachsenen Begeisterung für die Wilden und für die fremde Kultur abzusehen, die ihren Kulminationspunkt erreichte, als Ulrich Greiner auf der Titelseite der »Zeit«, dem Fortbildungsorgan für Studienräte, sich im März 1982 zu ihrem Sprachrohr machen durfte. Er schrieb. »Wir sind bereit, den Erzählungen des Ethnologen Carlos Castaneda, des notorischen Gurus alternativer Gemütswelten, Gehör, wenn nicht gar Glauben, zu schenken. Die deutsche Auflage seiner Bücher nähert sich der Million, und die magischen Lehren des Indianers Don Juan sind zum Besitz einer Generation geworden.«

Rund zwei Jahre sollte es dann dauern, bis die Generation die in ihren Besitz übergegangene Lehre auch verstanden hatte und die Studienräte mit der magischen Leere im Kopf und der alternativen Gemütswelt im Herzen sich auf dem Wege der Selbsterfahrung davon überzeugen konnten, daß ein Indianer vor allem eines nicht leiden kann, nämlich den Indianer vom anderen Stamm. Also schrieb Greiner im Februar 1984 einen neuen Artikel, der dem indianisch fühlenden deutschblütigen Patrioten und Gesinnungseuropäer mit Hochschulreife verrät, wie er die Welt und seine eigene Rolle in ihr begreifen muß, wenn er nach Ablauf einer Anstandsfrist die Pointe seiner Entwicklungsgeschichte kapiert.

Im Obertitel »Ist die europäische Kultur am Ende? Kommt von den Schamanen das Heil?« signalisierte die höhnische Überspitzung deutliche Distanz zum bisherigen Credo, im Text selbst wurde es mit diplomatischer Vorsicht dementiert, wobei ein vorgeschobener rumänischer Philosoph als Gewährsmann herhalten mußte, der angeblich dem Abendland seinen angestammten Rang in der Hierarchie der Kulturen zurückgegeben hatte, indem er einfach den modischen, euphemistischen Selbstvorwurf gegen die Wilden wendete, der vom Eurozentrismus spricht, wo es um den Imperialismus geht, und damit unterstellt, nicht die reale Ausplünderung ferner Kontinente, sondern eine starrsinnige, bornierte, auf die eigenen Manieren fixierte Geisteshaltung sei der Europäer schlimmstes Verbrechen. Starrsinnig und borniert aber seien, so Greiners Gewährsmann, nicht die Europäer gewesen mit ihrem Fern weh nach dem Land der fröhlichen Bananenfresser, sondern starrsinnig und borniert waren vielmehr die Wilden selber, und der Unfug, es erstaunens- oder bemerkenswert zu finden, daß die Wilden jene plündernden und mordenden Eindringlinge aus Europa nicht mit offenen Armen empfingen, wurde nun von Greiner in der Rolle eines innerlich frohlockenden, nach außen ungläubigen Zauderers wie eine erlesene geistige Kostbarkeit zitiert: »Er fragt: 'Wer errichtet den Zaun, und wer errichtet ihn nicht?' Erweist darauf hin, daß es vor allem die nicht-europäischen Kulturen waren, die sich gegen fremde 'Einflüsse abdichteten, und daß die europäische Kultur gerade dadurch definiert ist, daß sie das jeweils Fremde immerzu entdeckte, aufsog, verarbeitete (...) Diesen einsamen Stolz auf Europa kann vielleicht nur einer haben, der das Alter und die Weisheit Nicos hat, und der an der Peripherie des Westens lebt. In seinem Zentrum herrscht Selbstanklage.« - Unbegründete selbstverständlich, wo doch bloß Entdeckerlust, Wissensdrang und Aufgeschlossenheit für alles Fremde die Europäer um den ganzen Erdball lockten. Kann Neugier Sünde sein? So war die Rechnung am Ende aufgegangen, die unsinnige und deshalb leicht falsifizierbare Schwärmerei für Schamanen, den Papalagi und die Hopi hatte im Verein mit ebenso leicht zurückzuweisenden Selbstvorwürfen ihren Zweck erfüllt, das Selbstwertgefühl des Siegers ins Recht zu setzen und seinen Sieg als durch kulturelle Überlegenheit gerechtfertigten zu begründen.

Zum Schluß der Kolumnenserie über das Krisenphänomen Kulturvergötzung - ein Phänomen, welches übrigens Voraussetzung der Bücherverbrennung insofern gewesen war, als profane Bücher nur dort nach der Bekehrung zum neuen Kult wie Devotionalien eines alten Irrglaubens im Rahmen einer feierlichen Zeremonie den Flammen geopfert werden, wo man sie vorher als Reliquien verehrt hat - zum Schluß der Serie also ein kurzer Rückblick auf die Wertschätzung exotischer Kulturen als Methode, mittels derer speziell die Linke ihre Erkenntnisse über die wirklichen Verhältnisse in der Dritten Welt verdrängte, wobei die Linke im weitesten Sinne gemeint ist, also Verlage, Zeitschriften, Universitätspersonal, Publizisten, die aus der Protestbewegung hervorgegangen sind. Der Anfang war schon gemacht, als die Linken die fernen Exoten nicht mehr als Rebellen schätzten, sondern sie als wertvolle Kulturträger mit therapeutischen Fähigkeiten zu verehren begannen. Hatten zuvor die Exoten in ihrer Rolle als Revolutionäre einen Anspruch auf die Solidarität der Linken in den Metropolen gehabt, so ging man nun dazu über, die Exoten als Exoten, in ihrem zurückgebliebenen Exotendasein nett, prächtig und beneidenswert zu finden. Man starrte nach wie vor auf die Dritte Welt, hatte nur dort den Favoriten gewechselt. Für die Exoten hieß dies, daß sie fortan nicht mehr wie Ho Tsi Min oder Che Guevara gegen den Imperialismus kämpfen, sondern daß sie beispielsweise El Condor Pasa singen mußten, wenn sie bei den deutschen Genossen Anklang finden wollten.

Der Obergang von der Revolutionsromantik zur Folklore war bereits jener restaurierte Wechsel der Geschmacksrichtung, der sich später auch innenpolitisch Geltung verschaffen sollte. Unter dem Gesichtspunkt ihres Nutzens und Nachteils für die Revolte betrachtet, war die Dritte Welt Hefe und Avantgarde im weltrevolutionären Gärungsprozeß, Unruheherd und Hoffnung im Sinne von Che Guevaras Parole »Schaffen wir zwei, drei, viele Vietnam«. Die Restauration hingegen feierte dieselbe Region als kulturellen Ruhepol, welcher der Modernisierung und der westlichen Dekadenz widerstanden hatte, als Hort stationärer Gesellschaften mit festem inneren Gefüge und unverwüstlicher Tradition. »Es ist in hohem Maße unmoralisch«, heißt es beispielsweise in einer Erklärung der Organisation BUND, »sich unter dem Vorwand der Entwicklungshilfe in gewachsene Strukturen anderer Völker mit unserem Zivilisationsplunder einzuschleichen und dekadente Wohlstandsmärkte dorthin zu verlagern.« - Wie wenn die Imperialisten in erster Linie mitbringen, und nicht mitnehmen würden; wie wenn die Elenden an zu viel Cola und Transistorradios und nicht an zu wenig Essen krepierten; wie wenn es irgendwo auf der Welt noch gewachsene Strukturen gäbe, die kein Produkt der Europäer wären, die jene Wildnis, die sie nun schützen wollen, sogar in Südamerika erst geschaffen haben, indem sie aus Goldgier die indianischen Zivilisationen zerstörten und die Indianer dazu zwangen, Wilde zu werden; wie wenn schließlich die, welche abfällig vom Zivilisationsplunder sprechen, freiwillig davon auch nur ein Stück hergeben würden.

Im Unterschied zu diesem Artenschutz im Bereich der Kulturen und Stämme bedeutete Solidarität mit dem Vietkong Unterstützung eines Befreiungskampfes, der als Teil des Kampfes aller Menschen gegen Ausbeutung, Unterdrückung und Entmündigung aufgefaßt wurde, nicht als Verteidigung der heimischen Ausbeutungsverhältnisse gegen die fremden, sondern als Generalabrechnung mit der Vorgeschichte, die überall und zu allen Zeiten nicht Kulturgeschichte, sondern Ausbeutungs- und Unterdrückungsgeschichte gewesen war. Als die Genossen es dann nicht, mehr wissen mochten, daß die Exoten vorrangig nicht anders sind, sondern daß sie den gleichen Hunger haben wie jeder, der nichts zu essen bekommt, da gefiel es ihnen, nur noch von der 'fremden Kultur' zu reden: ein weiteres Beispiel für die Vergeistigung der Barbarei und die Barbarisierung des Geistes.

Konkret 06/84, S. 80

Christian Rentsch

Zwei Finger unterm Nabel

Als Prophet hat er sich immer schon gefühlt; früher verkündete Joachim Ernst »Joe« Berendt, damals noch bloß selbsternannter Jazz-Papst von Südwestfunks Gnaden, mit stereotyper Regelmäßigkeit am Ende eines Jahrzehnts auch das Ende eines Jazz-Stils. Dann stocherte er jeweils im Kaffeesatz, besprach sich kurz mit dem Weltgeist, um pünktlich einen neuen Stil hervorzuzaubern.

Manchmal, wenn der Trick nicht so recht klappen wollte, hat er ein bißchen nachgeholfen, als Platten- und Festival-Produzent die gewünschte Mode selbst auf den Markt geworfen. Als er 1977 in einem Aufsatz für die 80er Jahre das Ende des Avantgardismus prognostizierte, hat ihn der Weltgeist ganz schön verscheißert: Es kam nicht so. Dabei hatte sich der Chefhorcher in Sachen Zeitstimmungen rechtzeitig nach Osten abgesetzt - in die Meditationszirkel von Japan, Bali, Indien und Tibet.

Inzwischen denkt Joe Berendt überhaupt nicht mehr mit dem Kopf, sondern nur noch mit dem Bauch, und der beginnt, wie man in »Nada Brahma« erfährt, »zwei bis drei Fingerbreit unter dem Bauchnabel«; Bauch heißt »Hara« (jap.), und Hara ist, wie Berendts neuer Guru Karlfried Graf Dürckheim weiß, »die Erdmitte des Menschen«. Nun arbeitet der Bauch, wie man weiß, zumal bei ungewohnter Kost, nach seiner eigenen Melodie, und die geht so: »Das Wor *Nada,* Klang, ist dabei ebenso wichtig wie das Wort *Brahma* oder wie das kosmische Prinzip *Brahman,* □ *ils*agen das Wort *Gott*□ .

Dann entweicht die Luft in kurzen Stößen: »Klang ist Zentralbegriff: Der Welt-Nada. Die Nada-Welt. Der Brahma-Klang. Das Klang-Wort. Das Wörtchen 'ist' zwischen beiden kann fortbleiben. Nada Brahma ist Eines: der Ur-Klang des Seienden. Das Seiende selbst.«

Was auf 400 Seiten folgt, ist wildes Denken ganz im modischen Trend der Zeit, ein chaotischer Ritt durch Zeiten und Welten, über Kontinente, Sachgebiete und Personen hinweg; Kopfrevolution eines gescheiterten Propheten, der persönliche Alterskompliziertheit für Genialität hält: Alles ist Eins und Eins ist Alles; die Welt ist Klang und »Brahman ist das Absolute. Alles, was ist, ist' Brahman oder das Heilige Wort, das nicht erklärt werden kann. Es ist unbedingt und ohne Eigenschaften. Es ist die Weltseele, die alle Einzelseelen enthält... Brahman ist Leben. Brahman ist Freude. Brahman ist Leere... Freude, wahrhaftig, ist das gleiche wie Leere. Die Leere, wahrhaftig, ist das gleiche wie Freude.« Erkenntnis, Erfahrungen, Wissen und Fühlen, Resultate abendländischer Wissenschaften wie wabernde Mythen aus aller Welt gelten alle gleich, wenn sie ihm nur in den Kram passen. Was sich seinen Bauchblähungen nicht fügt, ist ihm Ausdruck ekliger Seuche abendländischen Denkens, die er (mit Bhagwan) Aristotelitis nennt.

Mit der Beweisführung hält er es wie ein gewisser deutscher Minister. Jeder lumpige Zeuge ist ihm recht. Jedes flinke Zitat eines Gurus, eines mittelalterlichen Mystikers, eines Tantrikers hilft. Romantiker kommen ihm ebenso zupaß wie Goethe; Bach ebenso wie Coltrane, Einstein wie Capra. .

Die Frage drängt sich auf: Warum diese Mühe? Die Antwort ist ein intellektueller Ladenhüter der Hippie-Zeit, aufgeputzt im modischen No-Future-Look: Bewußtseinsveränderung. Und: »Der Neue Mensch wird ein hörender Mensch sein - oder er wird nicht sein«, schreibt Berendt, und die totalitäre Drohgebärde ist unüberhörbar. Der hörende Mensch aber ist ein meditierender Mensch - und umgekehrt. Klang und Meditation sind für Berendt ein zusammenhängendes Begriffspaar. Klang aber meint Harmonie.

»Das Ziel der Welt ist Harmonie«, heißt ein Kapitel, in dem viel von den »Krebsübeln der Zivilisation« die Rede ist. Aber auch hier schafft es der Maestro, haarscharf an der Realität vorbeizutrippen. Politik? - Nein danke! Der Harmonisierung der Welt nämlich stehen nicht die ökonomischen, sozialen und politischen Verhältnisse entgegen, sondern - der »Zweite Hauptsatz der Thermodynamik«. Der heißt, frei nach Berendt: »Nicht die Harmonie - nicht Struktur, Ordnung, Differenziertheit - wächst, sondern im Gegenteil Unordnung und Chaos: die Entropie.« Aber Berendt wäre nicht der alte, wenn er - Abrakadabra - nicht auch hier weiter wüßte.

Nachdem man eine Weile so richtig schön das Gruseln genossen hat, zieht Joe den Joker aus dem Ärmel: die Negentropie, die Negative Entropie. »Sie verheißt (!) wachsende Ordnung und Differenzierung, eine stetige Höherentwicklung nicht nur des Lebendigen, sondern des Universums.« Diese glückselige Verheißung verdankt die Menschheit der Liebesfähigkeit der Elektronen - kein Witz, sondern Originalton Berendt, und weil wir Menschen auch nur Elektronen sind, wird's der Herr schon richten. Das Happy-End eines alten Mannes.

Nichts gegen ernstzunehmende Mystiker. Der immer noch brandaktuelle Walter Benjamin, auch kein Verächter magischer Ticks und mystischer Philosophien, hat in den Signaturen der Moderne die Ablagerungen und Nachwirkungen magischer Welterfahrung sichtbar gemacht, um das Denken an. die Geschichte zu binden, Geschichtsbewußtsein zu entwickeln und zu stärken.

Unser magischer Bauchredner macht es umgekehrt: Er rast durch die Geschichte, um ihre Spuren zu verwischen; wo Altes und Neues gleich gilt, herrscht Zeitlosigkeit. Wo Geschichte war, soll Mythos sein, in dumpfer Ewigkeit: Ur-Brei, Ur-Klang, Nirvana.

So ist alles schlecht gedacht, aber schön gesagt. Berendt springt frohgemut auf einen Zug auf, der schon längst wieder zum Stehen gekommen ist, wenn er überhaupt einmal gefahren ist. Es sind nur noch Medien, die mit viel Lärm, Trara und Lichteffekten die Illusion rasender Fahrt imaginieren.

Aber auch Propheten müssen leben. Und wie sagte doch John McLaughlin, der das Wesen dieser westgeborenen Mystik schon einige Jahre früher begriffen hat? »Das Geld (ist) die in die Hände des Menschen gelegte Macht des göttlichen Wesens«, Geld aber »gehört dem Göttlichen und das Göttliche benötigt zu seiner Manifestation Millionen und Abermillionen«. Man kann es auch so sagen. Nada Brahma ist auch, wenn es harmonisch klingelt in den Kassen.

Joachim E. Behrendt: Nada Brahma. Die Weit ist Klang, 448 S., Insel Verlag, 38 Mark

Konkret 06/84, S. 82

Sabine Bredy

Messer für Pappi

Plattentips

Geteert und gefedert, mit hängender Zunge, den Blick nach oben, hat sich der extravagante Brite Frank Tovey alias *Fad Gadget* auf ein LP-Cover stilisiert und nennt das Ganze *»Gag«*.

Der dürre E.T. Tovey bewies schön vor allen anderen und das vor Jahren, daß elektronische Tanzmusik nicht platt, doof und inhaltsleer sein muß. Toveys Stimme läßt manchmal an einen wieder flott gewordenen Lou Reed denken, und so ist auch »Gag« eine Anthologie von Hymnen, neurotischer Stadtmenschen. Die Fanfarenstöße kommen vom Synthi, genau wie Pauken, Trompeten und Krimi-Atmosphäre. Dazu hämmert Percussion, metallisch und präzise. Neben schlimmen Dingen wie Selbstmord, Paranoia und »Collapsing New People« - einer ironischen Referenz an die junge, ausgemergelte, schwarzgekleidete Nachtschwärmergeneration - huldigt er auch seiner kleinen Tochter Morgan, die leise zum Piano quakt, während Tovey sanft - »sleep, baby, sleep« - auf sie aufpaßt, ihr rät, nicht »die gleichen Fehler zu machen« wie er und dabei fühlt, daß das »Leben doch ganz in Ordnung ist«. (Mute Records)

Daß *Laurie Anderson,* amerikanische Performerin, Video- und Soundcollagistin mit berühmt-klarer Stimme, die Niederungen profaner Popmusik längst in Richtung Kunst/Kultur verlassen hat, würdigte sogar schon der »Spiegel«.

Bekannt wurde sie hier durch die Single »O Superman« mit ihren endlos langen Anrufbeantworterspielereien. Die hehre Laurie verwebt nun allerlei ethnische, elektronische und gewöhnliche Instrumente mit ihrer entrückten Stimme zu fremdartigen Unikaten, die klingen wie nicht von dieser Welt. Auf dem Album *»Mister Heartbreak«* schwirrt das Ufo in Richtung Südsee - Laurie zitiert aus »Moby Dick«, Shakespeares »Der Sturm« und polynesischen Adam-und-Eva-Legenden. Peter Gabriel macht den Background-Sänger, und als besonderen Leckerbissen präsentiert Laurie den uralten Space-Anarcho und weltbekannten Kult-»Junkie« William S. Burroughs. Old Willie rapt solo zu böse scheppernden Klängen und erzählt dabei, wie er einen Mr. Sharkey durch bloße Blicke in den Wahn treibt. Sonst ist das Album ruhig, schön und beängstigend fremd. Eben Kunst. (WEA).

Gib Pappi das Messer, Cindy« - »*Give Daddy The Knife Cindy«* heißt angeblich ein neuer Film, und angeblich hat eine Band namens *Naz Nomad and the Nightmares* dazu den Soundtrack komponiert.

Vielleicht gibt es den Streifen wirklich. Doch die äußerst psychedelische Beatmusik, das eingeblendete Teenie-Gekreisch, das Original-Sixties-Yeahyeah, die scheppernde Gitarre und die pop-farbene gute Laune - all das gehört eigentlich in den »Beatclub« und ist längst vorbei. Aber Cindy will das Messer einfach nicht hergeben. Und so kommt es, daß sich die einst bösen Buben der britischen Punkgruppe »The Damned« samt ihrem skurrilen Boß Captain Sensible als »Nightmares« unter Pseudonym wiedervereinigt haben und ihre Identität der Beat-Ära opfern. Das thematische Spektrum reicht daher von Tussis bis Trips, es wimmelt von Girls, die beim »messin' around« erwischt worden sind, ,und am Ende postuliert Salon-Hendrix Sensible: »Nenn mich einfach Himmel«. Schärfer, moderner und schneller als die antiken Vorbilder, weist Naz uns den Weg in den Party-Himmel, und das ist auch eine Kunst. (Ace Records)

Nomen est Omen - die Erkenntnis leichtfertig mißachtend, drängte eine Münchner »Neue Musik«-Formation vor Jahren unter dem Namen *»Freiwillige Selbstkontrolle«* gegen das anglo-amerikanische Popmusik-Monopol auf den Markt.

Dabei haben die vier Musiker - jeder spielt jede Menge Instrumente - eigentlich hübsche Ideen und sich auch nie von der längst versiebten »Neuen Deutschen Welle« irritieren lassen. FSK zelebriert auf »*Ca cest le Blues«* lauter nette deutschenglische Kleinkunst-Werke, Lieder über die Liebe, Bokassa, die Sintflut nach und die Kriege vor ihnen. Nicht unoriginellen mutierter Swing und Rhythmusmaschinen-Blues bestimmen den Pulsschlag. Doch, o weh, das Instrumentarium klingt wie aus dem Orff'schen Orkus, und sobald die Stimmen dünn und ernst einsetzen, ist alles aus.

Der Spaß am Schrulfigen weicht spätestens auf der zweiten Seite dumpfem Unmut. »Ein Mode- und Verzweiflung-Produkt«, steht auf der Hülle, und so ist es auch. Da wünscht man den Münchnern für die Zukunft etwas weniger und der Plattenfirma etwas mehr Selbstkontrolle. (Zick Zack)

Konkret 06/84, S. 84

Horst Tomayer

Bericht an eine Akademie

Horst Tomayers liebe Grüße an die Erfolgslyrikerin Kristiane Allert-Wybranietz

Die eine Hälfte konsumiert die alte Trivialität eines Konsalik, die andere Hälfte die neue Trivialität der Kristiane Allert-Wybranietz.

(Ingrid Klein)

und den fürchterlichen Stumpfsinn einer Allert- Wybranietz...

(Hermann Peter Piwitt)

Sie (die Texte der A. W.) sind gebaut nach dem Arrangement von Spruchweisheiten, eine parallele Struktur mit einfachen Oppositionen, magisch eine Geste der Beschwörung, pädagogisch eine solche der Infantilisierung: Einübungen in Wiedererkennen und Bestätigung. Ihre lyrischen Hauptpersonen sind »jeder«, »wer«, manchmal »wir« oder gleich »der Mensch« - sprachliche Hohlkörper, in denen leicht mehr als 400.000 Platz finden.

(Delf Schmidt)

Wegen des dringenden Verdachts fortgesetzter Sprachvergehen der vorgenannten Person machte ich mich weisungsgemäß auf den Weg. Ich traf mit dem Bundesbahnbus etwa gegen 19 Uhr 15 in dem Ruhrrevierflecken Waltrop (nahe Recklinghausen) ein, wo ich sofort die Stadthalle aufsuchte, jene Lokalität, in der die Sprachtäterin auf Einladung der dortigen Volkshochschule sowie unter Mitwirkung einer privaten Buchhandlung vorzutragen trachtete. Den Eintrittspreis in Höhe von drei Mark entrichtete ich mit Hinweis auf meine dienstliche Anwesenheit nicht. Gegen 19.45 Uhr hatten sich im kleinen Veranstaltungssaal der Stadthalle etwa fünfzig Personen eingefunden. Kurz vor 20 Uhr betrat die vorgenannte Person - wider Erwarten in Begleitung ihrer Verlegerin, Frau Lucy Körner sowie deren Gatten Heinz Körner - den Veranstaltungsraum, in dem mittlerweile etwa 150 bis 170 Personen dichtgedrängt harrten. Wenig später begannen die Wybranietz sowie der Körner alternierend mit dem Vortrage. Körner, als Verfasser der Erzählung »Johannes«, in welcher ein weiser Alter gleichen Namens einen jungen Menschen in das richtige Leben einweist, trug Märchen aus der im Verlag erschienenen Anthologie »Die Farben der Wirklichkeit« vor, so das Märchen vom Baum, der traurig war, weil ihn die Menschen nicht in Ruhe wachsen ließen, das Märchen von den drei Kontinenten Nimm, Gib und Sei und die psychotherapeutische Legende aus jener Zeit, da die Menschen zufriedener und glücklicher waren als heute, weil jedem damals bei der Geburt ein kleiner und warmer Sack mit auf den Lebensweg gegeben wurde, in welchem sich unzählige warme Schmuser befanden, welche den Körper wohlig warm liebkosten. Die Wybranietz wartete mit der pädagogischen Erzählung »Jeder ist eine Blüte« auf, in welcher das Schicksal einer Blume geschildert wird, die sich nicht entschließen kann, die Knospe zu öffnen. Außerdem las sie ältere Gedichte. Als sie sich anschickte, unveröffentlichte vorzutragen, untersagte mir die Verlegerin, Frau Lucy Körner, die Mitschrift. Um kein unnötiges Aufsehen zu erregen, fügte ich mich, wenn auch unter Protest.

Nachdem der Körner und die Wybranietz mit ihrem Vortrage, welcher durch eine viertelstündige Pause unterbrochen gewesen, geendet hatten, schritt man zur Diskussion. Soweit der Rückverweis von Gebaren und Aussehen auf den sozialen Status wissenschaftlich einigermaßen gesichert ist, kann die Anwesenheit körperlich Werktätiger ausgeschlossen werden. Bemerkenswert der hohe Anteil (85 bis 90 Prozent) weiblicher Personen, hier von mittlerer Reife über ledige Lehrerin bis mehrkindrige Professorsgattin.

Zum Beruf des Schriftstellers im allgemeinen befragt, erklärte Körner, er habe etwas dagegen, daß man Autoren und Schriftsteller als was Besseres hinstelle, Er finde den Bäcker, der das Brot backe, wichtiger als den Schriftsteller, der ein Buch schreibt. Denn wenn er, Körner, nichts zu essen habe, dann nütze ihm auch das beste Buch nichts.

Auf die Frage eines anderen Zuhörers, wie er sich nach dem großen Erfolg seines Buches »Johannes« denn nun als »Guru« fühle, erwiderte er, er und auch Kristiane würden öfters zu Gurus gemacht, jedoch »habe ich was dagegen, das möchte ich nicht«.

Auf einen Zuruf, ob er sich als Utopist verstehe, holte Körner, der bemerkenswert dynamisch im Auftritt wirkt und sich druckreif auszudrücken versteht, weit aus. Es gebe eine Menge sehr guter Utopien, von den Anarchisten, von Marx und Engels, aber die Deutschen besonders neigten ja dazu, auf Utopien sehr schnell hereinzufallen. Er wisse schon, daß man, und hier spielte er auf die Legende von den »Schmusern« an, daß es nicht so einfach sei, einfach Schmuser zu verschenken. Er, aus unterster Unterschicht kommend, habe gelernt, auf eine Situation, wie sie in der Welt bestehe, nicht so zu reagieren, daß er anfange zu saufen, zu fixen oder zu resignieren. Das ändere gar nichts, sondern es sei besser, die Ärmel hochzukrempeln und erst einmal dafür zu sorgen, daß man sich wohlfühle und aus dieser Kraft heraus in seiner Umwelt

etwas zu verändern. Es sei vielleicht auch eine Utopie, »aber mit Parlamentarismus und mit Waffengewalt schaffen wir es auch nicht«. Die zahllosen Leserbriefe, die der Verlag erhalte, wo drinstehe, 'ich habe mein Leben (aufgrund der Lektüre der Körner-»Bücher für eine bessere Welt«) wirklich geändert, ich habe mich von meinem Mann getrennt, habe mit Fixen aufgehört' - das seien Dinge, die ihn einfach bestätigten.

Hierauf erhielt er langanhaltenden Beifall.

Die Wybranietz, von einer jungen Zuhörerin befragt, wie sie denn auf ihre Gedichte so komme: »Das Schreiben ist für mich in erster Linie ganz persönlich. Ich kann nur dann schreiben, wenn mich etwas beschäftigt oder bedrängt.« Schreiben sei für sie eine Hilfe, mit Dingen, die ihr im Leben begegneten, umzugehen. Das Veröffentlichen sei dann ein anderer Schritt. Der eine sage übrigens, dieser Text wirke auf ihn ganz depressiv, ein anderer wieder meine, das wirke unheimlich aufmunternd.

Körner, nochmal auf seine Rolle als Guru angesprochen: »Ich habe nichts ganz allgemein gegen echte und gründliche Autoritäten, ich nehme von einem Fachmann auch sehr gern einen Rat entgegen, aber ich behalte mir vor, eventuell diesen Rat auch nicht zu befolgen. « Er finde es gut, wenn jeder in einer Lebenssituation, in der er nicht weiter wisse, sich mal einen sogenannten Guru suche oder einen Meister oder einen Lehrer oder einen guten Freund, der ihm mal den Kopp zurechtsetze. Er halte aber nichts davon, sich an so viele Menschen in dieser komplizierten Welt, in der ja auch vieles unheimlich schlecht laufe, ja, ihr Seelenheil verloren haben und dann auf irgendwelche Gurus abführen, ob Bhagwan oder die katholische Kirche, egal.

Auf die Frage einer etwa vierzigjährigen Hausfrau und Mutter dreier Kinder, woran es liege, daß so viele Frauen sich mit diesen Geschichten identifizierten (und dabei blickte sie in das weibliche Rund), meinte eine etwa dreißigjährige Zuhörerin, ja, ihr sei das auch sogleich aufgefallen, als sie hier hereingekommen sei. Aus ihrer Erfahrung hätten Männer im allgemeinen mehr Schwierigkeiten, an ihre Gefühle heranzukommen und ihren Gefühlen Durchbruch zu verschaffen. Sie glaube schon, daß sich Frauen deshalb mehr angesprochen fühlten, weil doch sehr viel von Gefühlen in diesen Geschichten und Büchern die Rede sei.

Eine kritisch insistierende Vierzigjährige reklamierte das soziale Manko im Selbstfindungsmodell des »Johannes«, bis man zu sich finde, da vergehe viel Zeit, währenddessen verlöre man die Fähigkeit der Kommunikation mit anderen, man müsse jedoch gemeinsam mit anderen die Wirklichkeit verändern, das sei derzeit das wichtigste.

Hierauf räumte Körner ein, diese Gefahr bestehe, es bestehe aber auch die Gefahr, »daß ich der DKP beitrete und nur noch nachbete, war mir die Oberen vorbeten«. Er habe Freunde in der DKP, da könne er bei jedem Gespräch, das er mit ihnen führe, auswendig vorher sagen, mit was für einem Satz geantwortet werde. Das seien Leute, die an der Veränderung der Gesellschaft arbeiteten, aus kommunistischer Sicht jetzt mal, die sagten, Atomkraftwerke in der Bundesrepublik seien Teufelszeug und müßten abgerissen werden, aber in der UdSSR sei das selbstverständlich eine sozialistische Errungenschaft: »Diese Leute haben für mich schlicht und einfach eine Macke, eine psychische Macke.«

Jemand aber, der eine psychische Macke habe, könne keine effektive politische Arbeit leisten: »Da halten sehr viele 'ne Rede und gucken bei der Rede die attraktiven Damen hinten rechts an und versuchen, so viele Fremdwörter wie möglich unterzubringen, um der zu imponieren, um sie damit ins Bett reden zu können.« Das seien Sachen, die habe er in seiner politischen Arbeit selber erlebt, daß da sehr viel Protz- und Buhlverhalten dabei sei, und deshalb finde er es wichtig, daß jemand, der in die politische Arbeit geht, auch an sich arbeite.

Bei diesen Worten wirkte Körner heftig, wenn auch nicht unkontrolliert aufbrausend. Überhaupt ist zu dessen Natur, sich zu verlautbaren, zu sagen, daß sie ungekünstelt scheint, Körner spricht druckreif und sehr schnell, er, der die Marathondistanz aus dem Stand zu laufen imstande scheint, brilliert in Stil eines talentierten Jungmanagers, wohingegen sich die Wybranietz trotz ihrer stattlichen 165 Zentimeter und ihrer unübersehbaren Fraulichkeit mehr in der Zurückhaltung gefällt.

Einem etwa fünfundvierzigjährigen, literarisch informiert wirkenden Herrn, der Körner unterstellte, mit seinen Märchen, der ganzen Selbstfindungswelle und dem Psychotrip inklusive Urschrei doch genau im profitablen Trend zu liegen, entgegnete Körner: Ja, man könne es so sehen. Nur, sein Verlag betreibe keine Marktforschung; sicher, »Johannes« sei purer Zufall gewesen, da habe er den Trend getroffen, aber man sehe doch auch an den Rückmeldungen, an der ungeheuer vielen Post, wie bitter nötig dieser Trend sei, für wie viele Menschen das ungeheuer wichtig sei: »Das ist nicht nur ein Trend, wenn ein Bedürfnis da ist, dann find ich das legitim, dieses Bedürfnis zu stillen, wenn man dabei die Leute nicht mißbraucht.« Er könne sich ja als Bundeskanzler hinstellen und sagen 'Gefühl ist wieder in' und dabei die wirklichen Probleme verschleiern, aber einzelnen Menschen zu helfen, mit sich besser zurechtzukommen, zum Beispiel über Literatur, das finde er legitim.

Ein etwa zwanzigjähriges Mädchen meldete sich sodann. Sie habe auch Körners »Johannes« gelesen »und irgendwie gemerkt, es war schon immer drin, bloß ich konnte nie in Gedanken, nie in Worte fassen und als ich das gelesen hatte, kam

es in mir hoch, und das fand ich schön, daß das nicht irgendwas Neues war, was ich noch nie gehört, sondern ich hab irgendwie gemerkt, das hab ich schon immer in mir gefühlt«.

Auf die Frage einer Zuhörerin, ob sie Lebensrezepte in ihren Gedichten gebe, replizierte die Wybranietz, sie wolle mal grundsätzlich was sagen zu Rezept und Tip: »Rezept bedeutet für mich, man nehme so und so viel davon, ich aber möchte viel mehr vermitteln, 'Du kannst selber kochen, ja?!!'« Überhaupt habe sie nie bewußt in einer bestimmten Richtung geschrieben, sie könne nur schreiben, was aus ihr rauskomme und das liege halt scheinbar grad im Trend. Sie würde aber jetzt einer Trendwende nicht nachrennen können und etwas anderes schreiben; der Druck, der Erfolgsdruck, weiter in dieser Richtung zu schreiben, sei so nicht gegeben, denn - sie könne ja gar nicht anders schreiben.

Auf die Erheiterung stiftende Frage eines etwa dreißigjährigen Mannes, ob die Wybranietz und der Körner mittlerweile von den Büchern leben könnten oder auch noch arbeiten gehen müßten, entgegnete Körner, der Verlag sei dadurch entstanden, daß er ein Buch geschrieben habe, was zwanzig, dreißig Verlage abgelehnt hätten, weil sie gemeint hätten, sowas ließe sich nicht verkaufen. Er habe keinen Namen gehabt, »und wer keinen Namen hat, der kommt mit seinen Sachen in kein Lektorat«. Er wisse von beruflicher Quelle, daß es große deutsche Verlage gebe, die außer von den Autoren, die sie sowieso hätten, alle Manuskripte ungelesen sofort zurückschicken würden. Er habe resigniert, doch dann habe seine Frau gesagt, scheißdrauf, wir probieren das und machen es alleine, im schlimmsten Fall wills keiner haben, dann zahlen wir das Geld halt zehn Jahre ab, irgendwie kriegen wir das schon hin und kaufen eben kein neues Auto', Ja, und dann sei das Buch ein Erfolg geworden, und der habe ihnen recht gegeben. Nun machten sie jedes Jahr ein Buch, nur eins, »wir bremsen künstlich, kommerziell können wir uns das augenblicklich leisten«. Man wolle kein Großverlag werden wie so manche linken Verlage, die bei großen Buchhandlungen mit Riesenprozenten buhlten, also die kapitalistischen Machenschaften haarscharf mitmachten, dies mache man nicht, ja, Kristiane und er könnten nun von den Büchern leben, und da sei man heilfroh, sonst könnte man solche Lese-Tourneen gar nicht machen und man käme auch gar nicht dazu, dreißig bis vierzig Leserbriefe täglich zu beantworten, das sei ein Full-Time-Job.

Nach dieser Diskussion, die etwa drei Viertelstunden währte, wurde die Veranstaltung geschlossen. Den Verkauf der Bücher aus dem Körner-Verlag durch eine ortsansässige Buchhandlung schätze ich auf etwa 60 bis 80 Stück, viele der vorwiegend weiblichen Käufer ließen sich das erstandene Werk von den Autoren signieren. Einige machten dabei einen glücklichen bis entzückten Eindruck.

Ich folgte der Wybranietz und dem Körner sodann in das erste Wirtshaus am Platze zu Waltrop, wo sich der innere Kreis der Freunde einer Literatur »für eine bessere Welt« zum Nachklatsch zu finden trachtete, und wo ich mich den beiden in meiner Diensteigenschaft zu erkennen gab. Auf ihr Aussageverweigerungsrecht ausdrücklich hingewiesen und mit dem Umstand vertraut gemacht, daß jedes ihrer Worte bei der Sprachakademie gegen sie verwandt werden könne, einvernahm ich zunächst den Körner, der vor seiner Zeit als Verleger und Schriftstellerin der Jugend- und Sozialarbeit tätig gewesen.

Ja, gestand er, die Wybranietz-Titel seien seit eineinhalb Jahren in der Spiegel-Bestseller-Liste, im Schnitt zwischen Platz eins und Platz sieben, acht. Die verkaufte Auflage von »Liebe Grüße« belaufe sich derzeit auf etwa 350.000, die von »Trotz alledem« auf zirka 420.000. Bis Ende des Jahres rechne er mit einer Million insgesamt. Sein »Johannes« liege derzeit bei ungefähr 350.000 verkauften Exemplaren. Der werde auch in der deutschsprachigen Schweiz und in Südtirol gern gekauft, demnächst gar ins Spanische übersetzt. Ja, die bildnerische Ausstattung der Bücher hätten Sanyassins besorgt, »aber wenn jemand aus meiner Sicht schön malt, ist das in Ordnung«.

Zu den gegen ihn schwebenden Verfahren wegen diverser Sprachvergehen sagte der Körner: »Wir haben Themen an die Leute gebracht, die sonst nur Konsalik lesen oder Videocassetten angucken«. Deutschland habe, was populär schreiben angehe, erhebliche Schwierigkeiten, man brauche da nur zum Beispiel mal KONKRET durchzulesen, da stünden manche verständliche Artikel drin, aber auch manche, »die verstehe ja ich kaum«. Ja, in Frankreich gebe es ausgezeichnete linke Tageszeitungen, die der Mann auf der Straße lesen könne. Und, übrigens, wer dort Erfolg habe, den würde man nicht gleich herunterputzen, weil er formal dies und das nicht beachte. In Frankreich werde gelobt, wer normale neue Literatur mache, bei uns werde er heruntergemacht, 'das sei ja keine Lyrik, die durch den Kopf gehe, was die Kristiane da mache,' aber wenn das Volk das möge, dann habe die deutsche Linke halt Schwierigkeiten, und darüber könne er sich grün und schwarz ärgern. Apropos Konsalik? Ja, Konsalik, der vermittle zwar spannende Bücher, die man sehr schnell durchlesen könne, aber sehr reaktionären Inhalts, und das sei doch ein Unterschied, ob jemand in der Lage sei, »wirklich Menschen anzusprechen und Veränderungen in Gang zu setzen. Das haben die Texte von der Kristiane drin, das glaubt einem manchmal keiner«. Er habe neulich von einem Bremer Germanistik-Professorin gehört, sie verstehe die Literaturkritiker hierzulande nicht. Sie habe nämlich auf ihrem Nachttisch zu hegen Sarah Kirsch, Pablo Neruda und Kristiane Allert-Wybranietz, und sie finde, das beiße sich überhaupt nicht. Man könne mit der Elle vom Pablo Neruda nicht die Sarah Kirsch messen und auch nicht die Kristiane, und umgekehrt gehe das auch nicht. Körner, wörtlich: »Das eine befriedigt dich formalästhetisch, das andere

befriedigt dich meinetwegen gesellschaftspolitisch, und das dritte befriedigt dich gefühlsmäßig, weil du erkennst, 'Mensch, genau so hab ich mich gefühlt, genau so hab ich mich verhalten, warum?'.

In KONKRET sei ja auch einmal eine so unsachliche Kritik gestanden. Aber was habe man darauf für Briefe gekriegt und Anrufe! Und was die alles gesagt hätten, 'laßt euch bloß nicht unterkriegen, wenn eine solche Gehirnwichserin so einen Scheißdreck schreibt, die blickt ja sowieso nicht durch', undsoweiter. »Also wir kriegen 'ne Menge Zuspruch, auch aus der Linken, und da hat einmal einer gesagt, es gibt Leute, die schimpfen öffentlich auf Dallas und gucken sich's dienstags abends doch an, und es gibt Leute, die schimpfen öffentlich auf die Allert-Wybranietz und überall, auf jedes Fest, wo sie hinkommen, verschenken sie eins von ihren Büchern und habens selber im Bücherschrank zu stehen und lesen gern drin. Na gut, solang so was passiert, ist Leben in der Bude, ist gar nicht so schlecht.«

Die Arbeitsgemeinschaft Alternativer Verlage zum Beispiel, das sei zum Lachen, »die verliehen uns die Alternative Gurke, weil wir Literatur zur Wegwerfliteratur gemacht haben, weil wir den Schwachsinn so verbreiten, daß er auch noch Erfolg hat. Maßgeblich an der AGAV ist die Edition Tres, und die rufen doch unlängst die Kristiane an und fragen, ob sie nicht lieber bei ihnen veröffentlichen will, mein lieber Scholfi!«

Noch einmal zur Wahrheit ermahnt und danach gefragt, was der Verlag als nächstes... gab der Körner zu Protokoll, man werde wahrscheinlich zur Buchmesse wieder ein Lyrikbändchen der Wybranietz vorlegen, außerdem höchstwahrscheinlich »ein Männerbuch. Nicht in der Art, daß wir sagen, die Frauenbewegung ist Scheiße. Aber Tatsache ist ja, daß sehr viele Männer von Frauen von klein auf ganz schön niedergemacht werden, von der Mutter, von der Freundin, später von der Frau«. Das sei ihm selber ein Bedürfnis, er komme ja aus der Sozialarbeit, habe unheimlich oft Eheberatung gemacht und wisse, »daß die Frauenbewegung, bei aller Sympathie, die ich ihr entgegenbringe, erstens mal übers Ziel hinaus, das muß sie vielleicht auch, um Gegenbewegung zu erzeugen, aber daß sie auch unheimlich viel Scheiße bringt«. Er sei von seiner Mutter zum Mann erzogen worden, zum Macker, den dann wieder andere Frauen anfeinden könnten. Die jungen Mütter heutzutage erzögen ihre Jungs auch wieder zu Mackern, wenn er das so sehe, kriege er das große Heulen. Und das habe er so beobachtet und gemeint, halt, Mensch, darüber müßte man mal ein vernünftiges Buch machen: »Also das war keine Marktforschung, was mir allerdings jetzt auffällt, egal, wo ich das Thema anspreche, ich steche da in ein Wespennest.«

Zu seinem Verhältnis zu anderen alternativen Verlagen befragt, verhehlte Körner Schadenfreude nicht: »Als wir 1978 mit nur einem Buch auf die Frankfurter Buchmesse gefahren sind, haben alle Verlage um uns herum uns ausgelacht, von denen existiert heute kein einziger mehr.« Und noch etwas, meinte Körner, von den sieben im Verlagsprogramm befindlichen Titeln lägen lediglich zwei unter 100.000 Auflage.

Sodann gab die Wybranietz, mit ihren Rechten vertraut gemacht, zu Protokoll: Sie sei ja gelernte Rechtsanwalts- und Notargehilfin und schreibe schon seit vielen Jahren nebenher Gedichte: »Es stört mich nicht, daß mich die Kritik in die Kitschecke drängt. Mich stört daran, daß alternative Blätter, die kleineren, ich meine jetzt nicht ihre Bedeutung, sondern ihre Verbreitung, daß die mir Dinge unterstellen, aus meinen Texten ziehen, die ich nie behauptet habe. Also unlogische Schlüsse. Und das stinkt mir schon, die »Bild«-Zeitungsmache von der Art - die hat pieps gemacht, also züchtet sie Hühner. Das ärgert mich nicht nur, das enttäuscht mich sehr, weil ich der echten Alternativ-Szene schon verbunden bin und weil ich auch spüre, wie mit der Verbreitung meiner Texte, also der Erhöhung der Auflage, da ein Wandel passiert ist. Und jetzt, wo ich in den Bestsellerlisten bin, daß da jetzt ein Umschlag stattgefunden hat. Plötzlich ist das alles Kitsch und bürgerliche Scheiße. Das stört mich, aber sonst ist mir das ziemlich schnurz, was die Presse schreibt, weil, eine Zeitung wandert schnell in den Papierkorb. Aber ich habe die Reaktionen nicht von den Schreibern, sondern unmittelbar aus dem Leben von Menschen, und die sind mir viel wichtiger. Wenn mir zum Beispiel jemand sagt, 'ich habe durch dein Buch einen anderen Freundeskreis bekommen und fühle mich da jetzt richtig wohl, dann ist das schon sehr viel. «

Ob sie eine literarische Entwicklung an sich feststelle, also Reue gegenüber ihren bisherigen Sprachtaten verspüre? »Da bemüh ich mich erst gar nicht drum. Ich mach in meinem Leben eine Entwicklung durch und zwar im Moment eine massive, in Beziehung auch mit Menschen, aber ich muß sagen, das Literarische, das ist mir wurstegal. Das interessiert mich nicht. Und ich persönlich, ich will das jetzt nicht als Meinung, die alle haben müssen. Also ich finde es müßig, sich über die Literaturen zu unterhalten, also was ist das und was ist das und das - das nervt mich, daß diese Texte so eingeordnet werden. Ich hätte auch keine Lust, mich einen Abend lang über Literatur oder 'was ist mein Schreiben unter literarischem Aspekt' zu unterhalten, das wäre mir zu theoretisch und ein bißchen am Leben vorbei, wenn Sie das verstehen.«

Auf die Frage, ob sie glaube, daß jede Frau mit wenig Mühe und Muße solche Texte verfassen könne, ja, daß grade dies ihren Erfolg verschulde, gab die Wybranietz zu Protokoll: Ja, es könne jeder so schreiben. Sie wolle aber auch einmal davon reden, wie traurig sie der Erfolg ihrer Texte stimme, weil, wenn man es einmal umgekehrt aufzäume, so sei der Erfolg nur dadurch möglich, weil die Texte nötig seien. Dies aber stimme sie traurig, denn wenn viele Menschen sich ihrer selbst sicherer wären und Vertrauen wirklich kennten, dann gäbe es nicht so viele Komplikationen und Schauspiele und Mist und Aggressionen. Ja, sie wäre froh, wenn jemand ihre Gedichte läse und sagte, 'was soll ich damit, das lebe ich doch,

das kann ich doch selber sagen, das brauche ich nicht'. Da wäre sie, die Wybranietz froh, das wäre dann eine offenere, menschlichere, aufgeschlossenere Welt als heute.

Ob sie parteipolitisch ... ?

Sie habe, räumt die Wybranietz ein, am 6. März 1883 die Grünen gewählt. Ob sie, eine prominente Autorin, sich vorstellen könne, das Gewicht ihres Namens für die Belange der Grünen, namentlich der grünen Frau ... ? »Ich würde ersteinmal fragen«, schränkt die W. ein, »da ich immer erst mal frage, wie sie sich das vorstellen, wahrscheinlich würde ich nicht mitmachen, aber ich müßte erst einmal gucken.«

Ob sie von sonstwie relevanten Gesellschaftlichen hofiert worden sei ... ? »Ja, der Otto Versand wollte meine Bücher machen. Aber das war dann doch zuviel, weil ich schon ein bißchen aufpasse, daß man nicht in jeden Laden kommen kann und daß es Brötchen mit Kristiane Allert-Wybranietz gibt oder T-Shirts, das wär nicht in meinem Sinne oder mein Anliegen.«

Für die sachliche Richtigkeit dieses Berichts, dem ich ein unbeobachteterweise von den W. und K. aufgenommenes Polaroid-Foto beifüge: Hamburg, Mitte Mai 1984, Tomayer, Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Akademie für Sprache.

Konkret 06/84, S. 88

Wolfgang Pohrt

Hundert Jahre Deutsch-Südwest

Die aktuellen Schreckensbilder aus den Hungerregionen der Erde haben eine Vorgeschichte. Der deutsche Beitrag dazu war knapp, aber von beispielgebender Wirkung

Vor 100 Jahren begann der Endspurt beim Wettrennen, welches die Europäer einander lieferten im Kampf um die besten Plätze bei der Aufteilung der Welt. Nach längerem diplomatischen Vorgeplänkel wurden am 7. August 1884 schließlich Ländereien in Südwestafrika, die der Bremer Tabakimporteur Adolf Lüderitz den Eingeborenen abgeluchst hatte, offiziell mit militärischem Zeremoniell und unter Hochrufen auf Kaiser Wilhelm I. zur deutschen Kolonie erklärt. Den Weg gebahnt hatten einerseits geschäftstüchtige Halsabschneider, andererseits fromme Christen, die in die Wildnis geschickt worden waren, etwa von der Rheinischen Mission in Barmen, der größten - deutschen evangelischen Missionsgesellschaft, deren leitender Inspektor Fritz Fabri die Ansicht vertrat, die Vorsehung der Geschichte habe die Territorien in Afrika »der weißen Rasse für kommende Zeiten aufbehalten«. Nun also wurde das Werk der Männer, die im Dienst der historischen Vorsehung standen, von Kaiser Wilhelm gekrönt. Auch Deutschland hatte den lang ersehnten »Platz an der Sonne« gefunden. Die deutsche Kolonialherrschaft dauerte nur 30 Jahre, sie war kurz aber intensiv. In wenigen Jahrzehnten erreichte sie, was anderswo Jahrhunderte brauchte: die Entvölkerung ganzer Landstriche, die Ausrottung ganzer Stämme, immer im Interesse des Gewinns von »Lebensraum« für deutsche Siedler, die dann freilich doch nicht kommen sollten. Nur weil der deutsche Imperialismus stümperhaft war, war er keine mildere, weniger mörderische Variante, sondern im Gegenteil: In den deutschen Kolonien wurde systematische Menschenvernichtung betrieben, *ohne* daß es sich auch nur wenigstens ökonomisch rentiert hätte. 600 Millionen Mark hat der Genocid an 100.000 Schwarzen gekostet - eine Generalprobe für die Vernichtungspolitik der Nazis, die auch sonst enge Beziehungen zur Kolonialgeschichte hatten: Der erste Reichskommissar für Deutsch-Südwestafrika war ein Göring, der Vater des späteren Generalfeldmarschalls:

Das viele Geld wurde gebraucht, um einen Vernichtungskrieg, der diesen Namen wirklich verdient, gegen die Hereros zu führen. Für die Sozialdemokraten eine Gelegenheit, Grundzüge ihrer künftigen Politik exemplarisch vorzuführen. Die Unsumme bewilligen mochte die Reichstagsfraktion unter Führung Bebels nicht, die Landsleute in Deutsch-Südwest im Stich lassen aber auch nicht, und deshalb enthielt sie sich einfach der Stimme. In die peinliche Lage wurden die deutschen Sozialdemokraten von den Hereros gebracht, die sich, in ihrer Existenz bedroht, am 12. Januar 1904 gegen die Kolonialherrschaft erhoben. Das Reich schickte General Lothar von Trotta, den »Metzgerknecht« (Bebel), der sich schon bei der Niederschlagung des Boxeraufstands in China (»Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht«) große Verdienste erworben hatte. Von Trotta brachte neben seinem Ruf und seinem Charakter gleich zur Begrüßung 4.000 Mann Verstärkung mit, außerdem schwere Waffen, Maschinengewehre und Artillerie. Reger Nachschub sorgte dafür, daß auf deutscher Seite schließlich 14.000 Soldaten unter Waffen standen.

Ziel der deutschen Streitmacht war es, die Hereros einzukesseln und in einer Kesselschlacht zu vernichten. Das Einkesseln gelang den deutschen Truppen, den Hereros wiederum gelang es, aus dem Kessel auszubrechen, wodurch ihre Lage freilich nur noch verzweifelter wurde. Ihre Zuflucht war eine wasserlose Wüstensteppe, die Omaheke. Mit sicherem Blick erkannte von Trotta darin die Chance für eine Endlösung der Hererofrage. Die Omaheke durfte er als eine Gunst der Natur betrachten, als gleichsam natürliches Vernichtungslager, welches seinen Truppen die Arbeit abnehmen und helfen würde, Munition zu sparen. Während ein Teil der deutschen Armee also die verlassenen Siedlungen der Hereros planierte und Killertrupps Jagd auf versprengte Angehörige dieses Stammes machten, riegelte der andere Teil der Armee einfach die Wüste ab. Von Trotta erließ den berüchtigten Schießbefehl, der den Hereros keine Kapitulation gestattete, sondern sie vor die Wahl stellte, erschossen zu werden oder in der Wüste an Durst und Hunger zu verenden: »Innerhalb der deutschen Grenzen wird jeder Herero, mit oder ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh, erschossen. Ich nehme keine Weiber und Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volk zurück oder lasse auf sie schießen. Das sind meine Worte an das Volk der Herero. Der große General des mächtigen deutschen Kaisers.« - dem es offenbar, anders als Hitler, noch unangenehm war, in die schmutzigen Geschäfte seiner ergebensten Diener verstrickt zu werden, und der deshalb von Trotta nie mehr empfing.

In einem Brief an den Generalstab erklärte von Trotta den tieferen, zukunftsweisenden Sinn der von ihm angeordneten Maßnahmen: »Ich glaube, daß die Nation als solche vernichtet werden muß. Sie müssen jetzt im Sandfeld (Omaheke) untergehen. Dieser Aufstand ist und bleibt der Anfang eines Rassenkampfes.«

Von ursprünglich etwa 70.000 Hereros lebten 1906, nach zwei Jahren Vernichtungskrieg, noch 16.000. Die deutsche Armee hatte 75 Prozent der einheimischen Bevölkerung ausgerottet. Von 20.000 Nama, die sich ebenfalls erhoben hatten, lebte 1911 noch die Hälfte. Auf deutscher Seite kamen 2.000 Soldaten ums Leben, teils durch Kriegsverletzungen, zum größten Teil durch Tropenkrankheiten. Das Zeitalter des Rassenkampfes hatte begonnen, die nächste Etappe war Auschwitz.

Konkret 06/84, S. 90

Notizen

Salomonisches Urteil

Bundesverteidigungsminister Wörner hat gegen Horst Stowasser vom Wetzlarer Alternativblatt geklagt, den Richterspruch kann man nur salomonisch nennen: Stowasser muß 875 Mark Geldstrafe zahlen, die Bundeswehr demobilisieren. Zum Preis eines Compact-Disc-Players der Standardklasse hatte man sich eine ganze Armee vom Halse geschafft, es war die billigste Abrüstungsverhandlung seit Menschengedenken. Die »Frankfurter Rundschau« vom 2. Mai berichtet: »Das Wetzlarer Amtsgericht hat jetzt in erster Instanz entschieden, daß es den Tatbestand der Beleidigung erfüllt, Angehörige der Bundeswehr als 'Vertreter organisierter Gewalt' zu bezeichnen, deren 'Handwerk das Töten anderer Menschen' sei.« Bislang erfreulicherweise ausgeblieben sind die Proteste der üblichen Scharfmacher, die. gegen das Urteil etwa einwenden könnten, es sei nicht nur die westliche Sicherheit bedroht, wenn die Bundeswehr keine organisierte Gewalt mehr darstelle, sondern es wären obendrein die 60 Milliarden zum Fenster hinausgeschmissen, die es kostet, den verlotterten Haufen jugendlicher Schwärmer auszubilden und mit Spielzeug zu versorgen, welches im Ernstfall kaum dazu taugt, auch nur einer Fliege ein Haar zu krümmen, ganz zu schweigen davon, feindliche Soldaten umzubringen, um die der Bundeswehrangehörige entweder einen weiten Bogen macht oder die er durch Ignorieren straft.

Das im Zuge der Friedensbewegung sensibilisierte Rechtsempfinden weiter Kreise der Bevölkerung beginnt also, sich auch in der Praxis der Rechtssprechung durch bundesdeutsche Gerichte niederzuschlagen. Man kann dem Urteil nur wünschen, daß es vor den übergeordneten Instanzen besteht. Alsdann darf man freudig seiner Vollstreckung entgegensehen, die etwa darin bestehen könnte, daß die Friedenskämpfer als verlängerter Arm des Gesetzes, jeder einen Hilfssheriffstern auf der Brust, alle antreten mit dem Hämmerchen wie die Heinzelmännchen, um Panzer und Tornados kleinzuklopfen.

Mißverständlich

In der rororo-aktuell-Reihe »Die große Vergiftung« ist kürzlich ein Band erschienen, der den in fetten Lettern gesetzten Titel trägt: »Zum Töten von Fliegen und Menschen«. Während der Titel also eine Gebrauchsanweisung verspricht, stellt der Untertitel einen Bezugsquellennachweis in Aussicht: »Dioxin - Das Gift von Seveso und Vietnam und wie wir täglich damit in Berührung kommen«. Ein Buch offenbar voller Antworten auf Fragen, die man seinem Apotheker besser nicht stellen sollte. Erbstreitigkeiten? Ärger mit den Nachbarn? Eheprobleme? Das preiswerte Taschenbuch ist ein zuverlässiger Ratgeber auch in solchen Fällen.

Ein anderer Band aus derselben Reihe, »Vergiftete Umwelt, gefährdete Kinder«, wirbt auf der Umschlagseite mit folgendem Inhalt: »Rückstände in der Muttermilch/Radioaktivität und kindlicher , Organismus/ Medikamente in der Schwangerschaft/Smog- und Lärmschäden«. Ein Buch, das Kinderfreunde wie Kinderfeinde gleichermaßen ansprechen wird.

Erzählung von Christof Wackernagel

Verlorene Generation

Ein Literat, der sich selbst als einen der Aktiven der Achtundsechziger-Bewegung bezeichnete, aber ungenannt bleiben wollte, vertraute in einem bekannten Steak-House in Berlin dem aller Welt als Salon-Marxisten bekannten Chef des Feuilletons einer großbürgerlichen Wochenzeitung ganz im Vertrauen folgende bedeutungsschwangere Erkenntnis an:

»Wir sind eine verlorene Generation. «

Der Kritiker war begeistert.

In diesem Moment brachte der Kellner das Steak. Leidend griff der Literat zu Messer und Gabel und schnitt abgeklärt, scheinbar allem Weltlichen entrückt, und nachlässig in das saftige, braungebrannte, weiche Stück Fleisch, führte es in Richtung seiner von Desillusionierung und Entsagung flach gewordenen Lippen - um kurz davor stutzig innezuhalten und ganz wie auf dem Foto im Klappentext seiner letzten Veröffentlichung kritisch seine Augenbrauen hochzuziehen und enttäuscht festzustellen, was er sich, erfahren, wie er nun mal war, natürlich vorher gedacht hatte:

»Wieder viel zu durchgebraten.«

Bewundernd stellte der Kritiker fest, daß dieser begnadete Chronist der geistigen Strömungen unserer Republik auch noch ein treffsicherer Gourmet war.

Leicht verärgert, aber resigniert nahm er auch solche Unbill hin und schob den Fleischbrocken nach diesem Intermezzo zwischen seine Zähne.

Leise spielte eine Combo argentinische Tangos. Die Kerzen auf dem Tisch flackerten sachte. Eine bekannte Schauspielerin, die auch vor Jahren noch in dreckigen Kellertheatern mit inzwischen international anerkannten Filmern Kollektivtheater gemacht hatte, winkte affektiert von einem der Nebentische herüber.

»Das Zeitalter der Dialektik ist vorbei«, erklärte der Literat und nahm eigen Schluck Rose.

Dankbar registrierte es der Kritiker.

Von weitem hörte man das Klirren zerspringender Scheiben. Es kam immer näher.

Christof Wackernagel, 1977 in Amsterdam verhaftet, später ausgeliefert und wegen der Schießerei bei der Festnahme und Mitgliedschaft in der RAF zu 15 Jahren Haft verurteilt, sitzt in der Vollzugsanstalt Bochum ein. Im Sommer erscheint sein erstes Buch, »NADJA, Erzählungen und Fragmente« im Verlag Stroemfeld/Roter Stern.

Konkret 06/84, S. 92

Maggy Drolshagen

Film: Dr. Medeas Rache

Nach Ula Stöckls Film »Der Schlaf der Vernunft« lernt man den Innenminister schätzen

Während das Publikum der Berliner Programm-Kinos normalerweise in Embryostellung in den Sesseln hockt oder die Haltungsschäden ausgleicht, die man sich draußen im wirklichen Leben zuzieht, wobei die Schultern der Vorderfrau oder des Vordermanns als Fußbank dienen, saß es vor Ula Stöckls neuestem Film »Der Schlaf der Vernunft« kerzengerade wie in der Schaubühne. Die Besprechungen in »taz« und »tip« hatten ihre Wirkung getan.

Wenn ein Titel von Goy ist, eine Hauptfigur Dea heißt (was auf italienisch Göttin bedeutet), wenn aus Dea durch Vorspannen einer Silbe eine Gestalt der griechischen Mythologie wird (da freuen sich die Post-Feministinnen, die etwas von weiblicher Linguistik haben läuten hören), sind die Rezensentinnen von ihrem eigenen, oft auf dem zweiten Bildungsweg hart erworbenen Assoziationsreichtum so geblendet, daß sie das zu besprechende Objekt selbst nicht mehr in den Blick kriegen. So ist ihnen entgangen, daß es sich bei Ula Stöckls Werk gar nicht um einen Film, sondern um einen italienischen Foto-Roman handelt, einer Kunstform also, die, wenn sie schon der Besprechung bedarf, nur nacherzählt werden kann.

In einer Fabriketage, die so ausstaffiert ist, wie sich ein Innendekorateur von Wertheim eine Künstlerwohnung vorstellt, lebt die bildschöne italienische Frauenärztin Dr. Dea Janssen mit zwei ebensolchen Töchtern und - da bei Frauengeschichten mindestens drei Generationen involviert sein müssen - einer italienischen Oma, wie sie im Buch steht. Die Muhme kocht, nörgelt, kommt unter bedrohlichem Glockengedröhn aus einer Kirche, woran wir sehen, daß sie katholisch ist, während die Töchter. sich vorwiegend vor dem Fernseher räkeln, kichernd Hühnerbeine verzehren und der Promiskuität zuneigen. Letzteres wird von Dea mißbilligt, einmal weil damit die Einnahme der Pille verbunden ist, die Krebs verursacht, was Dea demnächst aufgrund ihrer Forschungsergebnisse beweisen wird, aber auch weil sie an die andauernde Liebe zu dem einen glaubt, in ihrem Fall zu Reinhard Janssen, der sich zwar in eine Zweitwohnung abgesetzt hat, aber noch mit ihr in Verbindung steht.

Eines Morgens ist bei Dea eingebrochen worden, sämtliche Forschungsunterlagen sind verschwunden. Dahinter kann nur Erdmann stecken, der Chef des Pillenkonzerns MONDIAL, für den ihr Ehemann in gehobener Position tätig ist. Als Dea ihm das telefonisch mitteilen will, ist er gerade dabei, mit Erdmanns Tochter eine berühmte Szene aus dem »Letzten Tango in Paris« in der Version für leitende Angestellte nachzustellen. (Gleich gegenüber ragt der MONDIAL-Konzern drohend in den Himmel). Weil er nicht Marlon Brando ist, greift er zum Hörer und rät Dea dringend ab, weiterhin ins Fettnäpfchen zu treten und sich allein gegen die Multis zu stellen. Die Angepaßtheit des Mannes gegen den Heldenmut der Frau. Zwar wäre Reinhards Sprache allein schon ein Scheidungsgrund, aber es ist die gleiche, die auch Dea spricht, weshalb auf eine gewisse geistige Verwandtschaft denn doch geschlossen werden darf.

Als nächstes sehen wir Frau Dr. Janssen und Frl. Erdmann bei der Arbeit. Gemeinsam betreiben sie nämlich eine gynäkologische Praxis, nur ahnt die Ältere noch nichts vom Verrat der Partnerin. Gleich stößt Dea wieder auf einen skandalösen Fall. Eine Patientin überreicht ihr in einem verschlossenen Kuvert ihre Krankengeschichte. Statt sich darüber zu wundem, daß wieder eine Patientin es nicht gewagt hat, den Brief vorher zu öffnen, sieht Dea auf einen Blick in den Papieren, daß die Frau während eines Kaiserschnitts sterilisiert wurde, wovon diese aber nichts weiß. Nun ist sie zwar genau jener propere germanische Typ, von dem Politiker und Gynäkologen dringend Nachwuchs wünschen - heimlich sterilisiert werden ganz andere Frauen -, aber das macht nichts, Hauptsache Dea darf kämpfen. »Würden Sie mich, wenn ich damit vor Gericht gehe, unterstützen?« fragt das Opfer, und die Ärztin nickt solidarisch, hat wohl noch ein Jurastudium vor.

In ihrem Privatleben geht es aber erst mal drunter und drüber. Zuerst gesteht ihr die Partnerin, daß Reinhard nur sie liebe, worauf Dea von einem heftigen Juckreiz befallen wird. Für die Aussprache zu dritt hat sie sich dann in Schale geworfen, ist eine Milva geworden, aber das nützt nichts, bei Reinhard hat »es« aufgehört, sie ist ihm wohl einfach zu stark. Und als nun auch die eine Tochter zur Verräterin wird, wird aus Milva Medea. Wieder steckt der Konzernchef dahinter, der es auf diese Familie wirklich abgesehen zu haben scheint.

In der nun folgenden archaischen Raserei, die selbstverständlich in der Phantasie stattfindet, kommen sowohl die Töchter wie Frl. Erdmann und Reinhard zu Schaden, zwischendurch balgen sich auf einer Matraze- zwei nackte Männer (Castor & Pollux?), und dann ist auch schon die Katharsis erreicht. Wir sehen Medea auf einer Lavahalde sitzen, unter ihr werden die Rivalin. und die gemordeten Töchter langsam zugerieselt, wozu Jason-Reinhard zustimmend lächelt.

Irgendwie vermißt man die Großmutter auf dem surrealistischen Tableau, aber diese steht für die Realität, und genau da erwartet sie die Tochter schon nach deren halluzinatorischer Konfliktbewältigung mit einem Täßchen jenes braunen Zaubertranks, mit dem auch Heidi Kabel alle Wunden heilt.

Kitschig ist dieser Film, weil sich weder die Macht der Konzerne an Familiengeschichten darstellen läßt, noch aus einem Bürohengst ein Jason, noch aus einer einem solchen anhängenden Frau eine Medea werden kann. Sage mir, von wem du dich befreist, und ich sage dir, wer du bist.

Konkret 06/84, S. 92

Norbert Grob

Film: Liebe, Tod und das verdammte Zeug

In dem Mutter-Tochter-Melodram □ Zeit der Z□ rtlichkeit□ ist der Zuschauer mit Kopf und Bauch dabei: Entweder heult man, od man kotzt

Die Lebensgeschichte einer Tochter, aus der Perspektive ihrer Mutter betrachtet und von Paramount Pictures in Hollywood produziert: Also eine Geschichte aus dem Paradies der Unwahrscheinlichkeiten. Paramount geht es stets um die beste Show, nie um die treffendste, die gültigste Botschaft.

Absehen vom Zustand der Welt und dafür den Film zur eigenständigen Welt erheben - damit hat Hollywood die ganze Welt erobert. Was dem Film spezifisch ist, was ihm innewohnt wie jedem Gemälde - die Totalität von Farbe und Form - hat Hollywood perfektioniert. Geschichten erzählen, heißt: Erlebnisse und Erfahrungen von Helden zu Schicksalen gestalten, die uns Zuschauer völlig in den Bann ziehen.

Brooks' »Terms of Endearment« ist kein Meisterwerk, wohl aber die meisterliche Variation einer Hollywood-Schnulze, die ihre Klischees so wichtig nimmt wie die kitschigen Gefühle, von denen sie erzählt. Im Mittelpunkt steht nicht der künstlerische Ausdruck, sondern die Wirkung, die von den Bildern ausgeht. Shirley MacLaines altes Gesicht, ihre dicke Schminke und ihre geschmacklosen Kleider sagen mehr als jede grundsätzliche oder gesellschaftkritische Dialogpassage. Liebe, Schmerz, Tod und all das verdammte Zeug sind in erster Linie inszeniert, um Spannung zu erzeugen oder Schrecken zu verbreiten oder Spaß zu machen oder Mitleid zu erregen. Über Hollywood oder gar über die fünf Oscars, die der Film erhalten hat, rümpft hierzulande nur der »Filmkünstler« die Nase, der seine Förderung in der Tasche hat, bevor ein Zuschauer sein Werk zu sehen kriegt.

Der Film erzählt in Episoden. Dabei verschwindet der Alltag zwischen den Schnitten. Nicht, daß der Film fragmentarisch

wäre. Das, was nicht gezeigt wird, hat auch keinerlei Auswirkungen auf die Geschichte. Die ausgewählten Episoden behaupten eher, alles zu zeigen, was aus dem Leben der Helden zu zeigen sich lohnt.

Zwei Episoden am Anfang klären die Richtung: In der einen schaut Shirley MacLaine mitten in der Nacht nach ihrem Baby. Dabei entdeckt sie, daß es keinen Laut von sich gibt. Sofort schreit sie los vor Angst - bis auch das Baby loszuschreien beginnt. Erst die Unruhe des Babys macht sie wieder ruhig.

Jahre später, die Tochter ist inzwischen sieben oder acht Jahre alt, fragt Shirley MacLaine sie eines Abends, ob sie bei ihr im Bett schlafen wolle. Das Mädchen verneint. Als es dann aber das traurige Gesicht der Mutter sieht, fragt es seinerseits, ob sie in seinem Bett schlafen wolle. Woraufhin die begeistert zustimmt und sofort ins Bett springt.

Wenn der Film überhaupt eine Geschichte erzählt, dann erzählt er also von einer Tochter, die sich gegen die bedrängende Zuneigung ihrer Mutter wehren muß, und von einer Mutter, die sich nie von ihrer Tochter abgenabelt hat. Daß der Tod des Ehemannes und Vaters nie eine Rolle spielt, ist nur folgerichtig.

Brooks treibt, wie das jeder gute Filmemacher tut, der vor allem unterhalten, fesseln und erregen will, die Konflikte auf die Spitze. Die kleinen und großen Dramen zwischen Mutter und Tochter spielt er voll aus, wenn er damit den besseren Effekt erzielt. Eifersucht und Leid, Freude und Glück, Liebe und Liebelei, Krankheit und Tod: Die Ereignisse sind untrennbar mit Gefühlen vermischt. »Entweder heult man, oder man kotzt.«

Zu einem Kino-Ereignis wird der Film durch Jack Nicholson. Der spielt einen selbstbewußten Säufer, der früher Astronaut war; aber eigentlich spielt er nicht. Wie jeder Hollywood-Star stellt er nur sich selbst dar. Das Vergnügen, die immergleiche Musik und Gestik, das immergleiche Gehen und Reden als Abenteuer zu erleben, hat Siegfried Kracauer beschrieben: »Der Hollywood-Star verwendet sein schauspielerisches Talent ausschließlich dazu, das Individuum zu verkörpern, das er ist oder zu sein scheint, gleichviel im übrigen, ob seine Selbst-Darstellung sich in ein paar stereotypen Zügen erschöpft oder verschiedenartige Möglichkeiten seines eigenen Wesens zum Vorschein bringt. «Jack Nicholson mochte in »Easy Rider« einen ausgeflippten Rechtsanwalt oder in »Chinatown« einen schnieken Privatdetektiv darstellen, in »The Missouri Breaks« einen Viehdieb oder in »Shining« einen wahnsinnigen Schriftsteller, er blieb in all seinen Verkörperungen stets unverkennbar: Jack Nicholson. Hier aber variiert er seine Darstellung, indem er die Signifikanten offenlegt: die Grimasse als Grimasse, den Trick mit der Augenbraue als Trick, der Ausdruck des Körpers als Geste des Körpers, das Reden als Gestaltung von Sprechen. Nicholson arbeitet doppelt: Er präsentiert sich selbst, und zugleich stellt er seine Präsenz zur Schau. Er verweist ununterbrochen auf die Bausteine seines Hollywood-Startums. In einigen Szenen wirkt das atemberaubend. Etwa, wenn er seinen dicken Bauch, den er ansonsten ganz ungeniert vorzeigt, in dem Augenblick, bevor er mit Shirley MacLaine zum ersten Mal ins Bett steigt, zum Instrument einer erotischen Geste macht: Wie er da den Reißverschluß seiner Wolljacke aufspringen läßt, zeugt von seiner Star-Existenz. Kino-Stars funktionieren nur, wenn sie noch das Alltäglichste in das Reich des Paradiesischen verlagern. Ihre Welt ist nicht die Erde, sondern der Himmel.

Konkret 06/84, S. 94

Karl Kessler

Film: Film des Anstoßes

»Der Aufenthalt«, ein Film des DDR-Regisseurs Frank Beyer, kommt nun auch bei uns in die Kinos

Der DDR-Filmemacher Frank Beyer, von dem jetzt in der BRD sein vorletzter Film, »Der Aufenthalt«, aus dem Jahre 1983, in die Kinos kommt, während in der DDR sein letzter, »Bockshorn« nach dem Roman Christoph Meckels, gerade uraufgeführt worden ist, könnte hierzulande unter der Promotion einschlägiger Kreise einen schönen Dissidenten abgeben. Wenn er nur wollte.

Um die Filme des mittlerweile 52jährigen, der bis Ende der Sechziger noch regelmäßig auch auf den Bühnen der DDR inszenierte, hat es schon immer einigen Wirbel gegeben. 1966 etwa wurde seine Verfilmung des Neutsch-Romanes »Spur der Steine« einkassiert ob des »verzerrten Bildes unserer sozialistischen Wirklichkeit, des Kampfes der Arbeiterklasse, ihrer ruhmreichen Partei und des aufopferungsvollen Wirkens ihrer Mitglieder«. So die gedrechselte Begründung am 6. Juli 1966 im »Neuen Deutschland«. Zehn Jahre später wurde Beyers Film »Das Versteck« nach der Fertigstellung erst gar nicht in die Kinos gebracht, weil sich der Hauptdarsteller, Manfred Krug, in die BRD abgesetzt hatte - die Uraufführung wurde im Spätherbst '78 nachgeholt -, und im vergangenen Frühjahr schließlich zog die DDR kurzfristig Beyers »Der Aufenthalt«, der für den Wettbewerb der 33. Berlinale gemeldet war, ohne offizielle oder auch nur offiziöse Begründung zurück. Die Gerüchte konnten wuchern. Beyer damals: »Es hat auch uns gegenüber keinen offiziellen Kommentar gegeben, aber tatsächlich sind von polnischer Seite Befürchtungen vorgetragen worden, der Film könnte antipolnische Wirkungen haben.«

Was im Februar des vergangenen Jahres zum Rückzug des DDR-Beitrages geführt hatte, war all die Wochen vorher noch niemandem aufgefallen. Denn als der Film, der sich in einer Bearbeitung Wolfgang Kohlhaases auf den gleichnamigen Roman Hermann Kants stützt, im Januar in Berlin (DDR) und gleichzeitig in allen Bezirkshauptstädten dieser Republik anlief, da waren die Rezensenten nur voll des Lobes über diese Adaption eines Romans, in dessen Mittelpunkt ein 19jähriger Deutscher steht, der 1945 als Soldat erst in polnische Gefangenschaft, dann in ein polnisches Gefängnis und damit in den Verdacht gerät, Kriegsverbrechen in der Uniform der SS begangen zu haben.

Kants Roman, 1977 erschienen, mittlerweile bei einer Auflage von 350.000 Exemplaren in fünf Ländern ediert, wurde und wird immer noch angesehen als »ein Zeugnis der Vorgeschichte unserer von internationalistischem Gehalt erfüllten Freundschaft zwischen Volkspolen und der DDR«. So schrieb es Horst Knietzsch im Januar '83 im »Neuen Deutschland«. Dem Lob für den Roman folgte das für den Film: »'Der Aufenthalt' - das ist jetzt auch ein Film, mit allem was die Liebhaber dieser Kunst von diesem Medium erwarten können (...)Solcher Umgang mit Literatur verdient besondere Anerkennung und war bei diesem Film eine wesentliche Voraussetzung für sein Gelingen. «

War das Lob der Tageskritik in der DDR einhellig, die Resonanz beim Publikum gewaltig - Beyers Film war 1983 *der* DEFA-Film überhaupt -, so wagte einzig die Zeitschrift »Film und Fernsehen«, einen Hauch von mangelndem Einverständnis anzudeuten.

Zu Polen, zu den polnischen Zuständen nach dieser Befreiung im Jahre 1945, zu den polnischen Zuständen im Jahre 1983, fand sich in all den Rezensionen nirgends eine Spur.

Doch unbestritten ist: Die wackeren und aufbaufreudigen Bürger der DDR mögen die Polen nicht besonders, auch wenn nicht immer so klar auszumachen ist, welche Polen sie meinen, wenn sie *die* Polen nicht mögen. Unbestritten auch, daß die Polen nicht als mindere Rasse, aber als mindere Klasse allemal angesehen werden. Und unbestritten ist schließlich auch, daß »Der Aufenthalt« von einem deutschen Kriegsgefangenen handelt, dem nicht ohne Grund Unrecht widerfährt: »Sie werden nicht erwarten, daß wir uns entschuldigen«, sagt der polnische Leutnant, als der 19jährige wieder aus dem Gefängnis in die Kriegsgefangenschaft entlassen wird.

Doch reichte das schon als antipolnische Wirkung? »Nun würde ich einer solchen Befürchtung gegenüber«, so Wolfgang Kohlhaase, »selbstverständlich aufmerksam sein, denn uns ist bewußt, was vor vierzig Jahren in Polen geschehen ist, was Deutsche dort angerichtet haben. Ein Film wie dieser könnte natürlich Gefühle berühren, über die ich nicht urteilen kann. Aber ich hoffe auch, es ließe sich bemerken mit Gefühl und Verstand, daß unser Film Schuld und Sühne in die richtige Beziehung setzt. Und auf keinen Fall darf man mögliche Reaktionen in Polen übertragen auf andere Orte und ein anderes Publikum, und eine antipolnische Wirkung kann nicht behauptet, sie müßte bewiesen werden.«

Geht, seht und prüft euch.

Konkret 06/84, S. 95

Michael Kunitzsch

Film: Beziehungskiste aufgeklappt

Unernst und umständlich wie der Titel ist Helke Sanders neuer Film »Der Beginn aller Schrecken ist Liebe«

Film ist ein Industrieprodukt, und Hollywoods Filmfabrikanten wissen, daß sie mit ihren Themen auf der Höhe der Zeit sein müssen, wenn sie nicht auf ihrer Ware sitzenbleiben wollen. Hierzulande wird »Filmemachen« mehr als Handwerk betrachtet (das allerdings an Hochschulen gelehrt wird), und deshalb dauert eben alles etwas länger.

Helke Sander muß das geahnt haben, als sie sich eines dieser brisanten Siebziger-Jahre-Themen annahm: »Die Beziehungskiste - oder: Was wir dringend mal aufarbeiten müssen.« Jedenfalls hält sie immer ironisch Distanz zu den vielen Lehrbuchsätzen, die ihr im Laufe des Filmens eingefallen sind, und für die sie sich eine wilde Montagetechnik ausgedacht hat.

Die Liebe von Freya (Helke Sanders) und Traugott (Lou Castel) hat ein Ende gefunden - und da liegt schon das Problem. Denn Freya will eine Erklärung von Traugott. Der aber schweigt und entzieht sich durch Flucht zur vorigen Geliebten. Freya wehrt sich, sie will auch kein Mitleid, keinen Trost der Freundinnen; sie will ihr Recht, »so wie in einer demokratischen Gesellschaft jeder das Recht hat zu erfahren, warum ihn seine Firma entlassen hat«. Aber keine Bange, aus ihrem Rachefeldzug wird kein Arbeitskampf. Wir befinden uns beim akademischen Mittelstand. Und da wird allenfalls der Schreibtisch leergefegt.

Frau also will nicht länger Opfer sein. Per Täter freilich ist ein so zahmer Knuddel-Softi, wie ihn selbst Svende Merian nicht hätte erfinden können. Nur älter muß er sein, übers Studium hinaus. Also zum Beispiel Knast-Arzt, der ab und an Post von Amnesty kriegt und damit hinreichend als politischer Mensch gekennzeichnet ist. Wie dieser schläfrige Typ so viel Liebe und Schrecken verbreiten kann, bleibt ein Rätsel. Bis die Enthüllung kommt, daß Traugotts Vater SS-Offizier war, und sich sein Schweigen als Gewalt, sein Ausweichen als Naziterror zu erkennen gibt. Um nichts offenzulassen, werden parallel dazu Bilder von Faschismus und Krieg eingeblendet, und eine Stimme aus dem Off erläutert: »Das war die Reichskristallnacht ihrer Beziehung«.

Aber Helke Sander und Mit-Autorin Dörte Haak wollen nicht die Handlungsweise ihrer Figuren erklären, sie wollen ein Geschichtsbild abliefern. So überfrachten sie die nicht eben aufregende Liebesgeschichte hoffnungslos. Eine konfuse, mitunter ulkige Collage aus Bild, Musik und Kommentar, aus Postkartenfotos, Wochenschauschnipseln und nachgestellten Filmzitaten liefert Interpretationen, wo Darstellung gereicht hätte. Kaum eine Einstellung, die nicht sorgfältig aber starr arrangiert wirkt. Dauernd liegen bedeutungsschwer irgendwelche Gegenstände herum: Bücher, Grafiken, Küchengerät. Den Personen bleibt kein Raum für individuelle Entfaltung; es sind Kunstfiguren, die pausenlos gespreizt daherreden, so daß der Zuschauer am Ende lauter Öko-Kalenderweisheiten im Kopf hat, die sich auf nichts mehr beziehen und mit den vielen bunten Bildern schon gar nicht in Zusammenhang zu bringen sind.

Aber Handarbeit erkennt man eben an den kleinen Fehlern.

Konkret 06/84, S. 96

Ursula Maria Ort

Bücher: Gesamtgesellschaftliche Übermutter

Barbara Sichtermann: Weiblichkeit. Zur Politik des Privaten. Wagenbach Verlag 1983, 160 Seiten, 12 Mark

Die Weiblichkeit der 70er Jahre ist passe. Die 'Neue Frauenbewegung' ist alt geworden und den Verhältnissen, denen sie entkommen wollte, ermattet in die Arme gesunken.

Anstatt einzugestehen, daß die Luft raus ist, und die Überreste der Bewegung als das zu betrachten, was sie sind - eingefrorene Residuale -, werden neue Leitbilder gebastelt und künstliche Befruchtungsmanöver gestartet. Der Ehrgeiz geht dahin, aus der Rückbesinnung auf das, was altbewährt doch besser hält - aus dem Kinderkriegen -, den Emanzipationsgedanken erst richtig zu entfalten.

Dieses theoretische Geschäft erfordert äußerst aufwendige Mittel an analytischer Ignoranz und argumentativen Schlangenbewegungen. Dafür gibt ein Aufsatz von Barbara Sichtermann: »Ein Stück neuerer Weltlichkeit: der Kinderwunsch« vorbildliches Zeugnis ab. Er ist insofern interessant, als er sich auf der Höhe der Zeitbewegt, und an ihm eben deshalb deren Niveauverlust abgeschätzt werden kann. Es ist der Versuch, den Rückzug ins Private als »Politik« zu verkaufen und mit einem Wiederbelebungsprogramm der »Naturbestimmung der Körper« die Emanzipationsbeschwerden in Schwangerschaftsgelüste umzuinterpretieren. Dabei kommt die Emanzipation natürlich auf den Hund.

Nach dem Motto: Wie erreiche ich, daß aus der politischen Emanzipationsbewegung von gestern die naturbestimmte Mütterbewegung von heute wird, ohne dabei an Radikalität einzubüßen, wird die Emanzipation einfach auf den Körper übertragen. Soziale und politische Dimensionen werden dabei in dem Maße bedeutungslos, wie sich die Frauenbewegung in der Vergangenheit in ihnen verrannt hat.

Das Erfolgsrezept besteht in der raffinierten Wortwahl. Um das aber herauszubekommen, muß man ganz genau lesen oder zumindest nicht dieselben Ziele verfolgen.

»Authentische Antriebskräfte« und »von äußeren Lebensbedingungen relativ unabhängige Einflußquellen« sind von nun an bestimmend für die neue Weiblichkeit, und als Subjekthülse dieser nicht näher zu definierenden Phänomene rückt der »Körper der Wünschenden, seine Bereitschaft« ins Zentrum der eigenen Reflexion.

Gegen die Gesellschaft und auch den sozial informierten Intellekt wird der Körper zum befreienden Wunschobjekt stilisiert. Er, und nicht mehr die Frau, ist es, der nach Emanzipation verlangt.

Ein peinlicher Zufall, daß die nun selbstgewollte »Naturbestimmung« der weiblichen Körper haarscharf genau jenen uralten patriarchalischen Absichten entspricht, die immer schon für die Subordination der Frauen gesorgt haben. Nur gibt es da einen kleinen Unterschied. Während die männlich initiierte Subordination als »die Frau kommt in der Geschichte nicht vor« so larmoyant bejammert wurde, wird die nun selbstinitiierte als politische Offensive verkauft - als: »Politik des Privaten«. Ein wunschgeleiteter Versuch, den Drang nach Öffentlichkeit zumindest rhetorisch nicht aufgeben zu müssen.

Das Gestaltungsprinzip ist denkbar einfach: die Begriffe bleiben die alten, neu ist der Kopfstand der Bedeutungen. Privatheit heißt Politik, die Wünschende ist nur ihr Körper, die Gesellschaft geht wieder in Natur auf, und der neuerliche Kinderwunsch gerinnt zur neueren Weltlichkeit. Die Wiederbelebung uralter Weiblichkeitsbilder gelingt nur dank origineller und exotischer Beatmungstechniken. Der »Körper der Wünschenden« verströmt den Odem der Begierde, er ist ein überaus »sexueller Körper«. Ihn zeichnet somit ein Attribut aus, das echte Mangelware ist. Gibt es eine aufregendere Beschreibung sexuellen Erlebens als diese? »Eine Schwangerschaft... besetzt, erobert, verwandelt den Frauenkörper - wie soll eine Frau anders auf das Raunen, Pochen, Zucken und Drängen in ihren sensiblen erogenen Organen reagieren als mit Verhalten, das ihr als sexuelles Reaktionsverhalten zur Verfügung steht: ... mit Erregung wie beim ersehnten Akt, wenn sie den Keim in der Gebärmutter als Befriedigung erfährt?«

Da scheint es denn auch plausibel, daß nur »Sexualscheu und -verdrängung« die Ursache der Ignoranz kinderwunschloser Frauen sein kann. Denn: »Ein befreiendes sexuelles Erleben... öffnet die Erfahrungsbereitschaft der Beteiligten in Richtung auf eine Naturbestimmung ihrer Körper... und ein Zustand sinnlicher Verschlossenheit läßt Frauen eine Schwangerschaft...ablehnen oder mit gemischten Gefühlen aufnehmen«.

Hier wird es den Wunschlesen mal richtig gezeigt, was es heißt, sich dem »freiwilligen« Gebärzwang zu entziehen; sie sollten sich schleunigst um ihre sexuelle Beschaffenheit Sorgen machen. Denn mit dem neuen Weiblichkeitsentwurf sind die sexuellen von den asexuellen Frauen leicht zu unterscheiden. Die Kinderlosen haben das schlechte Gewissen der neuemanzipierten Frischmütter offensichtlich derart angestachelt daß sie im Rahmen des neuen Entwurfs ein bißchen sozialbiologisch stigmatisiert werden müssen.

Die theoretisch geschulte Praktikerin des Kinderwunsches scheint unter hohem Legitimationsdruck zu stehen. Kaum nämlich, daß sie individuelle Mutter geworden ist, bäumt sie sich zur gesamtgesellschaftlichen Übermutter auf und

formuliert allgemeingültige Konzepte. Die lesen sich ähnlich wie Geißlers familienpolitische Strategiebroschüren: mit der Sorge um unsere Nation und dem Drang, auf Teufel komm raus den Kinderwunsch als Massenereignis zu inszenieren. Da ist »ein befriedigendes sexuelles Erleben« Grund genug, »eine Schwangerschaft zu akzeptieren«, »auch dann, wenn ihre soziale und ökonomische Lage Mutterschaft nicht empfiehlt«; und mit dem »Zustand sinnlicher Verschlossenheit« wird das Unverständnis darüber erklärt, daß Frauen Mutterschaft ablehnen, obwohl »die äußeren Bedingungen fürs Kinderkriegen günstig wären«.

Diese Formulierungen haben nur einen Sinn: sie definieren soziale Abweichung als Folge körperlicher Gebrechen. Das paßt ins Gesamtkonzept. Ober jenes sexuelle Begehren hinaus, das bestenfalls in neun Monaten Schwangerschaft, Geburt und Stillen kulminiert, erfahren wir nichts. Wieso auch. Es geht ja nur um jene Sexualität, die anscheinend gerade da anfängt, richtig orgastisch zu werden, wo der Liebesakt zwischen Männern und Frauen vorbei ist, und die wiederum da aufhört, wo das Kind die Flasche bekommt.

Frauen, die derart naturbestimmt argumentieren, nur weil sie Kinder gebären wollen, von denen sie allem Anschein nach befürchten, daß sie sie eigentlich nicht gebrauchen können, weil mit ihnen neue soziale Abhängigkeiten verbunden sind, stehen nicht unter Emanzipationsverdacht. Sie entledigen sich ihrer ideologischen Kleinkariertheiten, indem sie ideologische Großkonzeptionen entwerfen, mit denen als genuin weiblich das definiert ist, was Kinderwünsche produziert.

Wieso so verkrampft? Kinder sind niedlich, stiften Gewißheiten da, wo »rot-schwarze« Altersheime als finale Gesellschaftsformen nicht mehr gehandelt werden, also familienstiftende Folgen wieder erwünscht sind.

Dem neuerlichen Emanzipationsentwurf zufolge hätte sich die Frauenbewegung viel Zorn, Arbeit und Hohn sparen und gleich die feministische Geschichtsschreibung in der selbstbewußten Feststellung gipfeln lassen können, daß das weibliche Geschlecht zumindest die gesamte Menschheit produziert hat.

Wie bei solchen biologistischen Operationen immer zu befürchten kann auch das hier als autonom herausdestillierte Individuum nach Barbara Sichtermann nur noch als »gesellschaftliches Tier«, als unvergesellschafteter Mensch also, dahinvegetieren. Damit ist in Wahrheit der Patient natürlich tot, was aber den Erfolg der Operation, nimmt man den öffentlichen Beifall als Anzeichen, offensichtlich nicht in Frage stellt.

Kasten Seite 96/97

Kraft durch Feinheit (KdF)

Am 12. März druckte die »taz« ein Gespräch von Frau zu Frau. Die Teilnehmerinnen waren Ute Scheub und Barbara Sichtermann. Frau Sichtermann hat bei dieser Gelegenheit viele Fragen beantwortet, die KONKRET ihr schon lange hatte stellen wollen. Die Redaktion hält es unter diesen Umständen für zulässig, die eigenen Fragen und die andernorts gegebenen Antworten von Frau Sichtermann durchs Stilmittel einer Interview-Montage aufeinander zu beziehen

KONKRET: Frau Sichtermann , in unserem April-Heft hatten wir eine Anfrage folgenden Wortlauts gedruckt: »Was muß ein junger Mensch heute tun, um Schriftsteller zu werden?« Und deshalb möchten wir nun gern von Ihnen ganz persönlich erfahren: Wie sind Sie eigentlich Schriftstellerin geworden?

Sichtermann: Nachdem ich meinen Sohn geboren hatte, hab ich mich entschlossen, aus dem Schreiben einen Beruf zu machen. Den Mut und die Power dazu habe ich erst gefunden, als ich ein Kind hatte. Einer Freundin von mir, die in rascher Folge drei Kinder bekam, ging es ähnlich: Gerade dann begann die Karriere als Wissenschaftlerin und Publizistin. Meine eigene Mutter, die Malerin ist und die ich nur in ihre Arbeit versunken kenne, sagte auch: Nach jedem Kind bekam ich einen Kreativitätspush. Auch wenn es ganz viele Gegenbeispiele gibt: Zusammenbruch der Karriere, alles kaputt, glaube ich nicht, daß das ein Zufall ist. Ich möchte mal mit großer Vorsicht spekulieren, ich weiß, daß dieser Ansatz nicht beliebt ist, trotzdem: Vielleicht ist die se Freisetzung von Energien und Zusatzkräften biologisch begründet, ursprünglich verknüpft mit dem Programm Mutterschaft. Die naturwissenschaftliche Medizin hat herausgefunden, daß eine Frau aufgrund einer einmaligen Hormonkombination nach einer Geburt auf dem Höhepunkt ihrer Wachheit ist - sofern sie nicht vorher total betäubt wurde. Das ist biologisch nötig, sie muß das Kind versorgen. Ich habe das auch erlebt - ich war glockenwach. Ich hatte mein Kind auch nicht bei mir, es schlief, und ich lag Stunden wach und sah mir nur das Polaroidfoto von ihm an. Dieser Zustand, der sich über Monate und Jahre hinweg dann sicher nicht mehr biologisch erklären läßt, der ist vielleicht bloß nicht bekannt, er wird nicht stimuliert oder abgerufen, nicht gepflegt und kultiviert.

KONKRET: Natürlich sind wir nun neugierig, ob Ihr Kind auch ein Polaroidfoto von Ihnen bei sich hatte, während Sie eines von ihm betrachteten, aber wir wollen mit unseren Fragen nicht zudringlich werden. Erzählen Sie uns doch lieber, wie Sie die Männer finden.

Sichtermann: Männern fällt es schwer, Komplimente anzuhören. Sie fühlen sich peinlich berührt, wenn man ihnen etwas über die Linie ihres Halses sagt. Also intime Einzelheiten. Das hätte immer etwas Bemächtigendes, wenn körperliche Reize definiert, festgelegt werden. Und dazu muß man eine gewisse Passivität aufbringen. Ich konnte meinen Liebhabern solche Komplimente immer gut sagen, sie weniger. Ich will aber nicht ungerecht sein. Einer, der konnte nicht genug davon hören. Ein toller Liebhaber, recht männlich und doch mit der weiblichen Hingabefähigkeit ausgestattet. Er konnte sexuelle Aggressionen einer Frau annehmen und konnte sie genauso selbst zeigen. Diesen Narzißmus meine ich: den Körper hingeben im Bewußtsein, er ist schön, und man kann ihn genießen.

KONKRET: Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem tollen Hecht. Aber was machen Sie, wenn Sie mal gerade keinen solchen Satansbraten in der Pfanne haben? Woran arbeiten Sie gerade?

Sichtermann: Ich bin gerade am Niederschreiben eines Referats. Das Thema heißt* Wiedergewinnung der Mutterrolle. Ich sagte dann: Ach, machen wir lieber 'Leben mit Kindern' daraus. Beim Schreiben ist mir dann aufgefallen, daß nicht mehr ansteht, die Mütterlichkeit gegen links zu verteidigen, das ist gelaufen. Jetzt muß man sie gegen rechts verteidigen, und das versuche ich nun gerade.

KONKRET: Dürfen wir die künftige Familienministerin zum Schluß um ein sinnlich-programmatisches Wort an unsere Leser bitten?

Sichtermann: Ich möchte mal aus einer Radiosendung von mir zitieren: Es geht hier genau um sex in actu! Daß sie (Männer und Frauen) das auf je unterschiedliche Weise tun, daß also weder Mannweiber noch Weichlinge dabei herauskommen würden, sondern im Gegenteil Frauen, deren Anmut durch ihre Energie erst wirkt, und Männer, deren Kraft durch ihre Feinheit auffällt, betone ich vorsichtshalber.

Konkret 06/84, S. 98

Hermann L. Gremliza

Bücher: Bestechende Logik

Wolfgang Pohrt: Kreisverkehr, Wendepunkt - Über die Wechseljahre der Nation. Edition TIAMAT, 1984, 174 Seiten, 14 Mark

Wolfgang Pohrt ist ein Staatsfeind, nicht zurechnungsfähig und verantwortungslos. Er denunziert jede Kollaboration mit den Staatsorganen, wie die des »Standleitungspazifismus mit dem heißen Draht zu den bewaffneten Formationen des Staates«; er läßt sich keiner Bewegung, der beizutreten Intellektuellenpflicht gebietet, zurechnen; er zeigt dem gemeinschaftskundlichen Gebot, gerade der machtlose einzelne müsse stets die Verantwortung fürs große Ganze im Auge haben, immerzu den Finger; was je in dem Milieu, dem seine Polemik gilt und das er etwas zu frivol »die Linke« oder »die Linken« nennt, obwohl er nur Redakteure der »Tageszeitung« meint oder Beamte der Besoldungsstufe A 13, »die nun keine Studenten, sondern Studienräte und Universitätspersonal waren«, was je in diesem Milieu angesagt ist, sagt er laut und ätzend ab, womit er in neun von zehn Fällen recht tut. Und weil die Jungs, die er auf die Palme bringt, dort ihrer Natur näher sind als hinter der Schreibmaschine - deshalb sei Pohrt gepriesen.

Andererseits kann der Spaß an solcher Schadenfreude nach vier Monaten KONKRET und einem neuen Sammelband nicht länger begründen, warum dem Kritiker die Kritik erspart werden sollte. Er ist an der Grenze zur Prominenz angelangt, da muß kontrolliert werden, was der »Magier«, wie Degenhardt Pohrt ahnungsvoll nannte, in seinem Zauberköfferchen hat: Utensilien für allerlei Tricks. Ein paar davon werde ich hier verraten.

Obenauf liegt die gezinkte Antisemitismus-Karte, das Trumpf-As in Pohrts Spiel »Die Linken sind die Rechten«. Der Autor insistiert darauf, daß nach Auschwitz deutsche Geschichte und Politik ohne Bezug auf Auschwitz nicht mehr möglich seien. Da hat er recht. Keiner beginnt den Morgen nach dem Holocaust mit einem aufgeräumten »So, und was machen wir heute?«, und wer es dennoch tut, ist jede Unterstellung wert - zum Beispiel die, daß er übermorgen wieder zu Gleichem fähig wäre. Pohrt stellt nun fest, daß der Antisemitismus »in Deutschland« zwar weiterwirkt, aber mangels hier noch lebender Juden kein Objekt findet. Statt nun den naheliegenden Gedanken daran zu knüpfen, der Haß auf das Fremde sei mit der Verfolgung von Türken beschäftigt, sagt Pohrt: Da es »in Deutschland« Antisemitismus gibt, aber keine Juden, richtet sich der Antisemitismus gegen das Land, in dem Juden leben, »gegen Israel, und die Rehabilitierung Deutschlands als Nation ist sein Zweck. Gerade weil die Linken hier weder den Nationalsozialismus noch Auschwitz begriffen haben ... « . Was dann wieder wahr ist.

Die Kritiker der israelischen Politik sind Antisemiten? Müßten da die heutigen Freunde der israelischen Politik nicht damals Widerstandskämpfer gewesen - Kiesinger, Filbinger, Carstens, Springer, um nur ein paar zu nennen -, anstatt in der NSDAP, in der SA oder im NSKK mitmarschiert zu sein? Hat Pohrt übersehen, daß so gut wie keiner der deutschen Kritiker an Israels Politik entnazifiziert werden mußte, auch keiner ihrer geistigen Väter? Pohrt entkommt dieser Logik, und wie er das tut, ist so zauberhaft wie lehrreich: Die Empörung der Linken über Israels Überfall auf den Libanon ist nämlich heuchlerisch, denn »Empörung setzt voraus, daß man Dinge, die geschehen, für unglaublich hält« (warum? kann man sich über als möglich Bekanntes nicht empören? Man kann, doch man könnte dann nicht fortfahren:) »Viel weniger als anderswo kann es in Deutschland wundern, daß Israel seinen Gegner blutig unterdrückt.« »In Deutschland« wurde nämlich noch blutiger unterdrückt, und weil »die Linke« das weiß (aber eigentlich weiß sie es ja nicht, weil sie den Nationalsozialismus nie begriffen hat), ist ihre Empörung über Israel geheuchelt und dient nur der Rehabilitierung Deutschlands als Nation.

Das Kartenhaus wackelt an dieser Stelle immer noch ein bißchen - Pohrt stützt es schnell mit einer falschen Pik Sieben ab: »Keiner der tapferen Wortführer gegen Israel hat den Mut gehabt, nach der Todesursache (der Gefangenen von Stammheim) zu fragen«, was insinuieren soll, daß sie sich mit Morden von Staats wegen abfinden wie einst, also auch ein bißchen mit Auschwitz, also auch ein bißchen Antisemitismus. Am Ende stehen die Redakteure von KONKRET und die Redakteurinnen von »Emma«, gegen die es hier geht, irgendwie an der Rampe, und die beweisbare Wahrheit, daß gerade diese Linken den Tod von Stammheim nicht fraglos hingenommen haben, ist im Zylinder verschwunden.

Aber wer sieht schon so genau hin? Pohrt sagt »in Deutschland« und »die Linken«, und will jemand Belege, dann wedelt er mit dem Käseblättchen »Ästhetik und Konfusion« oder mit einem Leserbrief aus der »TAZ« und hastenichtgesehn: »Was die Palästinenser für die westdeutsche Linke so sympathisch macht, was ihr erlaubt, sich mit den Palästinensern zu identifizieren, ist die Annahme, die Palästinenser führten eigentlich einen Stellvertreterkrieg für genuin deutsche Wünsche.«

Hier hakt der Trick wieder ein wenig, aber Pohrt läßt sich nicht drausbringen: Die Palästinenser kämpfen um »nationale Autonomie und staatliche Souveränität« wie »die Deutschen« und »die Linken«, dieses Recht aber »ist nur ein anderer Name für das Unrecht, Leute zu schikanieren, auszuweisen, abzuschieben«, womit er in der Ukraine und in Kreuzberg ist und keiner wohl bestreiten kann, daß damals dort wie heute hier und warum dann nicht in Palästina ... ? In Namibia oder auf Grenada würde das Kunststück, das Recht auf nationale Souveränität zum Unrecht auf Ausweisung südafrikanischer

Söldner oder amerikanischer Marines zu erklären, den klimatischen Verhältnissen zum Opfer fallen. In Rhodos (Vorort von Hannover) funktionierts. Da kann man noch mehr wagen: »Im Libanon wurden die israelischen Truppen als Befreier gefeiert und waren die Palästinenser verhaßt.« Da freilich versagt des Kritikers Heiterkeit.

Zur Fortsetzung des Programms schaltet Pohrt den Gerhard Conzelmann wieder ab und erklärt den Krieg im Nahen Osten etwas moderater als »idiotischen Konflikt zweier völkischer Nationalismen«. Was nun geschieht, wenn sich »die deutschen Linken« auf die Seite der Palästinenser stellen, ist absehbar: Sie werden in Berlin die Türken erschlagen. Aber ja doch: »Die Leidtragenden werden die Ausländer in der Bundesrepublik sein - dann, wenn die Deutschen (es sind jetzt, schwuppdiwupp, kurz mal eben nicht 'die Linken' - HLG) den nationalen Befreiungskampf nicht mehr stellvertretend für andere Völker, sondern bei sich selbst führen, dann, wenn das Bündnis zwischen Militanz und Mob... eine realistische politische Basis bekommt. « Das war schon damals so: Erst demonstrierten wir für den nationalen Befreiungskampf der Vietnamesen, dann gings zum Itaker-Prügeln nach Moabit.

Wir kommen nun zu dem Trick mit den Tauben. Die Friedensbewegung ist der Pohrtschen Polemik liebstes Kind, und was er über einige ihrer Redner und Sänger zu sagen hatte, wäre intelligentere Zuhörer wert gewesen, als die Jünger von Jungk und Havemann es waren. Aber die Wahrheit über die Apostel der »Gewaltfreiheit« und der nationalen Friedensvereinigung zu schreiben, genügte dem Polemiker nicht. Er fühlte sich unterfordert, er mußte die Schwiemler und Dödler als Bösewichter, als verkappte Nazis präsentieren und diese wieder als Repräsentanten aller, die gegen die atomare Aufrüstung demonstrierten.

Das polemische Grundmuster ist eins der ältesten und gar nicht schwer zu erlernen: Man stelle eine Behauptung auf, die allgemein genug ist, um unter Zurechnung einer bestimmten Personengruppe, eines bestimmten Vorgangs an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit als zutreffend interpretiert werden zu können. Dann wiederhole man die so jetzt vom Leser akzeptierte Behauptung und übertrage sie auf eine andere Personengruppe, einen anderen Vorgang, Ort oder eine andere Zeit. Und schließlich würze man die Epiteta scharf nach - schon hat man eine wohlschmeckende Lüge auf dem Tisch, der niemand die geringe Mühe der Hausfrau ansieht.

Beispiel? »So unterstellt die Friedensbewegung, noch immer werde über den Weltfrieden maßgeblich in Deutschland mitentschieden« - also wenn man an Pastor Albertz denkt und mitentschieden liest: doch, ja, kann durchgehen. Nächster Schritt: » ... was nur heißen kann: Deutschland ist trotz der Niederlage in zwei Weltkriegen Dreh-, Angel- und Mittelpunkt der Weltgeschichte geblieben« - abakadabra sind wir in einer anderen Zeit und aus der bescheidenen Mitentscheidung ist der Alleinentscheidungsanspruch geworden, »die Friedensbewegung« will am deutschen Wesen die Welt genesen lassen.

Nochn Beispiel? »Gesetzt also den Fall, es wäre so, wie die Friedensbewegten meinen: die ohnmächtigen deutschen Teilstaaten seien von den Supermächten als atomare Spielwiese auserkoren« - naja, Spielwiese? Supermächte? aber einige haben doch in diese Richtung gedenkelt. Fortsetzung: » ... praktisch habe sich die ganze Welt gegen Deutschland verschworen« - das hat zwar schon keiner mehr gesagt, aber vielleicht hats der oder jener geträumt, wer wills ausschließen? Nachgepfeffert: » ... das Land sei wieder einmal restlos eingekesselt, umzingelt und umstellt« - jetzt deckt sich die Meinung der Friedensbewegung, der »Friedensbewegten« mit der Görings oder Wilhelms II.

Noch eins? Geißler, »der eine Verbindungslinie zwischen Auschwitz und Pazifismus zog« - doch, das hat er irgendwie getan, also: »Geißler hatte, nur mit anderen Worten, gesagt: das Ausland , hätte schneller und härter gegen Deutschland vorgehen sollen« - der Generalsekretär der CDU hat es mit so sehr anderen Worten gesagt, daß keiner seiner Parteifreunde und kein Wähler seiner Partei, ja nicht einmal der Generalsekretär selbst es verstehen konnte, wie Pohrt es verstanden haben will, aber in der Logik der Geißlerschen Worte lag diese Möglichkeit schon verborgen. Nun Pohrt: »Das war Vaterlandsverrat, das war Sabotage, nachträgliche Wehrkraftzersetzung und wurde in der Öffentlichkeit als solche geahndet« - ich melde mich morgen noch freiwillig zur Bundeswehr, wenn Pohrt mir auch nur einen Offizier, es muß gar kein ehemaliger Wehrmachtssoldat sein, bringt oder einen Kommentator von Funk, Fernsehen oder Bürgerpresse, der Geißlers Worte über Auschwitz und Pazifismus als Wehrkraftzersetzung »geahndet« hätte. Was Geißler sagen wollte, hatten die richtig verstanden: Daß an Auschwitz Engländer, Franzosen, Sowjets schuld gewesen seien, und zwar pazifistische, nämlich solche, die jetzt auch in der Bundesrepublik ihr Unwesen treiben.

Das dritte Requisit in Pohrts Zauberkiste ist »Der Geist in der Flasche«, die Völkerpsychologie. »Die Deutschen« und »die Linken« mögen Antisemiten, Rassisten, Chauvinisten sein, alles schön und gut, vor allem aber sind sie Psychopathen, genauer: Sadomasochisten. Warum? Weil die anderen Charakteristika nicht so recht ausreichen, die schwindende Zuneigung zu den USA zu erklären. Die gängige Meinung, daß der »Antiamerikanismus« der westdeutschen Linken daher rühre, daß die Politik der USA immer stärker auf die Errichtung weltweiter Herrschaft dringe und zu diesem Zweck nicht nur Millionen an Hunger verrecken lasse, sondern chemische, biologische und atomare Kriege »führbar« machen wolle, ist vielleicht wahr, gewiß aber langweilig für einen Polemiker, der auf Originalität pocht.

Pohrt sieht es also anders: Erst haben »die Deutschen« die Amis geliebt, sie träumten sich »in die Illusion hinein, den Krieg als Verbündete der USA doch noch gewonnen zu haben«. Gar nicht so falsch, ja noch richtiger, als es Pohrt recht sein kann:

Für die westdeutsche Bourgeoisie blieb das gar keine Illusion. Doch weiter: Die Liebe zu den USA ist »die Liebe zur Unterwerfung unter einen möglichst starken, mächtigen und despotischen Herrn«, der Antiamerikanismus folglich »die in Aggressivität umgeschlagene Unsicherheit und Angst, verursacht durch den Verlust eines omnipotenten Führers«.

Die deutsche Bourgeoisie war in masochistischer Liebe entbrannt, aber weil der strenge Herr lahm wurde, haßt sie ihn nun, das heißt: nicht die Bourgeoisie, sondern die Linken. Beweis? »Den Beweis für diesen Mechanismus liefert die Tatsache, daß der westdeutsche Anti- Amerikanismus keineswegs, wie häufig geglaubt, unter der Präsidentschaft von Reagan entstanden ist, sondern unter der von Carter, dessen abwägende, zögernde, von moralischen Skrupeln geprägte Politik als Indiz für Führungsschwäche und Inkompetenz interpretiert worden war.« Carter, der »Menschenrechtsverletzungen bei den verbündeten Militärregimes in Lateinamerika mit Sanktionen ahnden ließ, erhebliche Summen für Sozialprogramme forderte, den Bau der Neutronenbombe stoppte und im Iran nicht intervenierte, der ordentliche Erdnußfarmer mit zivilen Umgangsformen und moralischem Engagement, der die Deutschen so bitter enttäuschte, konnte auch bei den Linken keine Sympathien gewinnen... Gerade die westdeutschen linken Intellektuellen standen beim Duell Carter-Schmidt auf der Seite des ewig neunmalklugen Strebers und Siegers.«

In Psychologie kenn ich mich nicht aus, ich weiß nicht, ob die Linken die Illusion vom gewonnenen Krieg oder die Unterwerfung unter einen möglichst despotischen Herrn geliebt haben und diese Liebe in Aggressivität umgeschlagen ist... Ich habe nur so ein paar Fakten im Kopf, die ich in Pohrts historischem Psychodram nicht unterbringen kann: Datiert der Vorwurf, die westdeutsche Linke sei antiamerikanisch, nicht vom Widerstand gegen den Vietnam-Krieg? Nahm die Kritik an den USA unter dem »moralischen« Präsidenten nicht erheblich zu, als Carter eine Direktive erließ, den führbaren Atomkrieg zu planen? Wurde nicht unter dem Mann mit den »zivilen Umgangsformen« der Bau von Pershing II und Cruise Missiles beschlossen? Welcher Linke hat Carter je »Führungsschwäche« vorgeworfen? Welcher Linke hat Carter dafür gehaßt, daß er Menschenrechtsverletzungen in Lateinamerika mit Sanktionen ahnden ließ, und nicht dafür, daß er es nicht tat? Hieß der Sicherheitsberater nicht Brzezinski? Welchem westdeutschen linken Intellektuellen, der heute als Antiamerikaner gilt, waren die Scharmützel zwischen Carter und dem zutreffend beschriebenen Schmidt nicht wurst?

Wie immer dem sei, Pohrt löst alles psychologisch auf: Reagans »erlösende Wirkung beruhte darauf, daß er in einer Person das hartnäckig verleugnete Wunschbild aller war... Weil die Wirklichkeit sich der Psychose angeglichen hatte, war es für den Psychotiker nun mehr nur noch ein Schritt zur Genesung. Diesen letzten Schritt hat die Friedensbewegung gemacht... Ihr antiamerikanischer Propagandadonner diente nur der folgenlosen Abfuhr und der Beseitigung eines Grolls, der sich unter Carter gebildet hatte und den man jetzt schnell wieder loswerden wollte.«

Sowas kommt von sowas. Wovon? Davon, daß man in dialektischem Materialismus promoviert hat und am Ende doch keine Klassen mehr kennt, sondern nur noch Deutsche. Völker, hört die Psychologen. In fast jedem von Pohrts Texten kommt Auschwitz vor. In keinem habe ich den Ortsnamen Buchenwald gefunden. Es ist wahr, daß es zuwenig Widerstand gegeben hat. Für Pohrt darf es in diesem Land keinen gegeben haben: »Die Geschichte der deutschen Friedensbewegungen, die jedem Weltkrieg vorangingen, war eine Geschichte patriotischer Bewegungen gewesen, die sich auch für den Krieg begeistern konnten.« Und Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht? Und welche patriotische Friedensbewegung gab es vor dem Zweiten »jeder« Weltkriege? Waren die Kommunisten in den KZs auch zu begeistern?

»In Deutschland«, sagt Pohrt, diesen Mangel zum wiederholten Mal beklagend, »wurde kein einziger König geköpft, dafür hat dieses Land zwei Weltkriege angezettelt.« *Dieses Land?* Hätte er sagen müssen, wer den König geköpft haben sollte, wäre er ein einziges Mal an dem Begriff Bourgeoisie nicht vorbeigekommen und hätte sich auch die Klage an die Geographie erspart.

Aber wer B wie Bourgeoisie sagt, muß auch A wie Arbeiterklasse sagen, und von den Massen ist Wolfgang Pohrt mindestens schwer enttäuscht. Vielleicht wäre er noch enttäuschter, wenn sie ihm zur Enttäuschung nicht so viel Anlaß gegeben hätten und geben würden - aber das ist Psychologie und davon, wie gesagt, verstehe ich nichts.

Immerhin zählt Pohrt »die großen Augenblicke der Menschheitsgeschichte« so auf: »Der Sturm auf die Bastille, die Magna Carta, die Erklärung der Menschenrechte, der 8. Mai 1945.« Ruhmesblätter der Bourgeoisie, Pohrts »Menschheit«. Kein deutscher Bürger würde den Tag der Befreiung vom Faschismus nennen - das bezeichnet Pohrts Stellung zu ihnen. Die ganze Bourgeoisie kann so wenig wie er einen Oktober aufrufen - das markiert seinen Platz in ihr.

Wolfgang Pohrt ist ein bürgerlicher Marxist. Ob das viel ist oder zu wenig, entscheiden Zeit und Ort seines Wirkens. Adorno, »dieser intellektuelle Türke der 50er Jahre, dem man stets zum Vorwurf machte, daß man ihn nicht verstanden habe« (Pohrt), bedeutete in den Jahren der Restauration viel, in der Rebellion der späten Sechziger schier nichts mehr. Was gilt in den Achtzigern ein Schüler Adornos, dem zu wünschen ist, daß er mit dem Zauberbesen des großen alten Hexenmeisters etwas sorgsamer umgeht? »Dem würde ich entgegenhalten«, spricht Pohrt schnell noch dazwischen, »daß ein Kommentator oder Kritiker deshalb, weil er keine Macht hat, Urteile zu fällen oder Strafen zu verhängen, auch nicht an die Regeln der Beweisaufnahme gebunden ist, welche die Strafprozeßordnung verlangt. Man trägt keine Verantwortung, wenn man sich Gedanken macht und eine begründete abweichende Meinung äußert, nicht als Kritiker oder Publizist, der

keine administrative Macht besitzt. Wenn ich Unfug schreibe oder rede, so ist dieser Unfug vollkommen bedeutungslos, und man kann ihn getrost als Produkt eines mitteilungssüchtigen Spinners ignorieren. «

Das ist eine Gebrauchsanweisung, die den Genuß jener Erkenntnisse, die bei Pohrt denn doch häufiger abfallen als bei dem Gros seiner Kritiker, noch erhöhen. Eine davon zum abschließenden Beispiel:

»Wenn die Alternativen eine Alternative sind, dann sind eben die anderen, die keine Alternativen sind, auch eine Alternative, und das verbindet. Im Namen, der Programm ist, steckt schon die Dominanz der Gemeinsamkeiten. «

Konkret 06/84, S. 102

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Ob die Sehnsucht nach jenen Breiten, wo der Steinkramer Sepp seinen Vornamen nachstellt, den Robert Held umtreibt, oder ob der Held Robert ohne allen vernünftigen Grund solches in die »Frankfurter Allgemeine« schreibt:

Den Deutschen ist als Binnenländern der Gedanke kaum vertraut, daß in zwei Weltkriegen ihre Niederlage zur See eingeleitet wurde. -

ich weiß es nicht, ahfie aber, daß da unter einem vor Smolensk erworbenen EK Il ein deutsches Herze schlägt, das am 8. Mai 1945, als ein Großadmiral zur See die Niederlage eingestand, nicht kapituliert hat.

Die Journalistin Carmen Thomas kritisiert die Medienpolitik der Sozialdemokraten:

Wie schon bei den Printmedien sägt die SPD am eigenen Ast durch den Todesstoß, den sie dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk gibt.

Ich verstehen, sozialdemokratisches Medienpolitik viel Scheiße. Jetzt tun bitte was?

Der SPD stünde eine Politik gut an, die einen Katalog entwerfen würde.

Oh nein, bitte nix Katalog, dann lieber Todesstoß sägen gleich.

Der Jesuit Oswald von Nell-Breuning ist jetzt neunzig Jahre alt. Das berechtigte zu der Hoffnung, er werde auf Fragen wie die der »Süddeutschen Zeitung«, welchen Ratschlag die katholische Kirche zum Tarifkonflikt gebe, endlich einmal antworten: »Weiß Gott« oder »Was geht mich das an?« oder »Gut, daß es MacDonalds gibt«. Aber nein, er weiß gnadenlos Rat:

Nicht im Sinne einer ökonomischen Sachformel, wohl aber im Sinne einer Mahnung: Seid Euch Eurer Verantwortung bewußt - vergeßt nicht, daß Menschen in Mitleidenschaft gezogen werden können.

Denn im Mittelpunkt unserer Tarifpolitik steht der Mönch.

Achtzig Prozent der Metallarbeiter haben für Streik gestimmt - wie erklärt man seinen Lesern, daß die Arbeiter ganz was anderes wollen? In der »Frankfurter Allgemeinen« hat es der Jürgen Eick auf sich genommen:

Berauschend ist die Wahlentscheidung nicht. Sie liegt deutlich, aber nicht überwältigend über den notwendigen 75 Prozent.

Wenn mans recht bedenkt: eine Minderheit, denn

selten waren wohl Gewerkschaftsführer so unsicher wie diesmal, ob ihnen nicht zu viele Arbeiter die kalte Schulter zeigen würden.

Daß es anders ausgegangen ist, kann am Ergebnis, daß sie's vorher nicht wußten, nichts ändern. Die Mehrheit ist und bleibt dagegen:

Es gab wohl

schon wieder wohl, man riecht schon das Gemein-Wohl nahen,

es gab wohl in der Vergangenheit kein Streikvorhaben, das so wenig Plausibilität für sich hatte wie die 35-Stunden- Woche, das von der Gesamtbevölkerung so eindeutig mehrheitlich abgelehnt wurde.

Eindeutig mehrheitlich abgelehnt! Dennoch: diese störende Minderheit von achthundert Promille - das sind ja nicht irgendwelche Funktionäre, Studenten und andere Tagediebe, sondern brave deutsche Arbeiter, die morgen wieder gebraucht werden. Sagen wir einfach, die wußten nicht, was sie tun; 's sind halt schlicht Menschen wie du, mein Leser, und ich:

Wer würde wohl

zum dritten Mal auf dreizehn Druckzeilen das suggestive Bindewörtchen »wohl«, eine Silbe in der Hoffnung wie Erfüllung schwingen -

wer würde wohl nicht der Versuchung erliegen, wenn er gefragt wird.- » Willst du weniger arbeiten und doch so viel verdienen wie vorher?«

Du nicht, ich, Jürgen Eick, nicht, da bin ich, ganz ehrlich, auch lieber faul und gefräßig. Und kämpfe doch meinen inneren Schweinehund nieder:

Aber heimlich in der Brust beschleicht auch jene, die ja gesagt haben, die weitverbreitete Angst, daß man mit der Parole »Immer weniger Stunden arbeiten« alles das verspielen könnte, was nach dem Kriege an Wohlstand und Freizeit erreicht worden ist.

Doch durch das Labyrinth der Brust findet's nicht in die Wahlurne. Eigentlich seltsam, denn

Arbeiter sind Realisten, sie, werfen keinen Hut fort, ehe sie einen neuen haben. Sie wissen das Leben zu schätzen, so, wie es ist, und sie wollenes nicht in Gefahr gebracht sehen.

Ja, das ist der deutsche Arbeitsmann, hundertprozentig: Er sagt schon mal so hin, daß er weniger arbeiten will, aber dann überwindet auch er seinen Schweinehund, nämlich sich, und ist wieder ganz Trümmerfrau. Er weiß jetzt, daß er heimlich in der Brust mehr arbeiten will für weniger Geld, und wenn er etwas anderes wählt, dann verleugnet er sich nur:

Gegen ihre Gewerkschaftsführer zu stimmen – das fällt ihnen schwer, und es ehrt sie, wenn es so ist, und ist doch ein Stück mißverstandener Solidarität, da so viel auf dem Spiel steht.

Das sei halt Demokratie, da könne man nichts machen - denkt der Leser vielleicht noch, als Eick in die Zielkurve biegt:

Wenn die Gewerkschaftsführer immer mit dem Ja ihrer Mitglieder rechnen können, wer begrenzt dann ihre unumschränkte Macht? Was sind dann Urabstimmungen wert? So wenig wie Wahlen im Ostblock?

Weil dort immer 99 Prozent dafür sind und hier die Mehrheit eigentlich dagegen war? Rekapitulieren wir: Die achtzig Prozent der Metaller, die wohl für Streik gestimmt haben, sind eigentlich ganz wenige, und selbst die wenigen wollen wohl nicht wirklich streiken, sie erlagen halt der Versuchung, und so viele sind's nur deshalb geworden, weil sie über der Solidarität mit ihren Führern die Angst um Wohlstand und Freizeit vergessen haben, und deshalb haben sie so einstimmig gewählt wie im Ostblock und alle ja zum Streik gesagt, nämlich eigentlich nein.

Eick aber hat sich für Größeres qualifiziert: Das nächste Mal darf er beweisen, daß die »Frankfurter Allgemeine« in Wahrheit eine seriöse Zeitung ist.

Sonst haben sie ja siebenundzwanzigerlei Meinung, aber wenns zum Kampf zwischen Kapital und Arbeit kommt, singen sie alle vom selben Blatt -,auch der bekannte Staatsfeind R. Augstein:

Eine Minderheit der Beschäftigten darf der Mehrheit nicht diktieren.

Der Mann gehört der FDP an, weiß also, ab wieviel Prozent man das Maul zu halten hat und wann man der Mehrheit der Unternehmer den Rücken stärken muß:

Es darf nicht dahin kommen, daß die Unternehmer den Gewerkschaften das Gesicht wahren, indem sie ihre eigene Charaktermaske an der Gewerkschaftskasse abgeben.

Ich glaub, das versteht mal wieder kein Schwein - er wollte sagen: Unternehmer, bleibt hart! Aber ich gebe zu: Zur Verzierung dieser Durchhalteparole wäre selbst mir nichts Intelligentes eingefallen.

Im »Handelsblatt« wird ein Unternehmen getadelt, das für den Datenschutz produziert:

Die Firma mit dem schönen Namen »Ideal- Werk Krug & Priester« wird derzeit , immer mehr »Aktenvernichtungsmaschinen« los.

»Ideal-Werk Krug & Priester«, wenn das nicht komisch ist, schöne Namen haben die Datenschützer, zum Kaputtlächeln. Der Autor, der's entdeckt hat, heißt Eusebius Badzüberle.

Lernen wir von Geißler, der über die Parteienspender sagte, sie hätten sich

nicht bereichert, sondern im Gegenteil entreichert,

als sie das Finanzamt entgaunerten und die FDP entstachen. Auch wenn das etwas entknackt klingt, könnte es doch die Hausentsetzer vor Entstrafung schützen.